N. 147.

H. g. hum. 126-1

<36607648720012

<36607648720012

Bayer. Staatsbibliothek

E

H. gen. h. 126. (1

Philos. Anthrop. Scr. varia. 1267.

R

Isaak Iselin über die Geschichte der Menschheit.

Let us, since live can little more supply.
Than just to look about us and to die,
Expatiate free o'er all this scene of man.

Pope.

Erster Band.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage.

Basel,

bey Johannes Schweighauser,

1779.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

In dem Jahre 1763. that sich in der Schweiz eine Gesellschaft von Freunden des Wahren und des Guten zusammen. Die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes, und die derselben geheiligte Wissenschaft der Gesetzgebung und der Sittenlehre, sollte sie vorzüglich beschäftigen. Seit langem durch eine tiefe und düstre Kluft von dem Heiligthume der Wissenschaften, der Musen und der Gratien abgesondert; mitten unter reizlosen Beschäftigungen, welche jeden Funken von Einbildungskraft auslöschen, jeden Keim von Genie ersticken, und den Geist jedes Ausfluges in höhere Sphären, unfähig machen; nahm der Verfasser des gegenwärtigen Werkgens mit der lebhaftesten Freude Antheil an einer Unternehmung, die ihm so wichtig und so

vortreflich schien. Durch eine, vielleicht allzukühne, Schwärmerey dahingerissen, suchte er aus dem Staube einen fast in seiner ersten Jugend gewagten, aber längst vergessenen Entwurf hervor, von dem er glaubte, daß dadurch die Absichten dieser entstehenden Gesellschaft befördert werden könnte; und er verfertigte also, in einem Anfalle von Enthusiasmus, einen Versuch über die Geschichte der Menschheit.

Er verdoppelte den Fehler seiner Uebereilung durch eine unzeitige Kundmachung derselben, und vielleicht vergrössert er solchen nun durch eine neue Auflage. Indessen glaubet er, daß, wenn es eine Unklugheit ist, ein Versehen zu begehen, es eine Pflicht sey, dasselbe zu verbessern; und ein Unglück, wenn diese Verbesserung ein neuer Fehler wird.

Basel den 17. Winterm. 1767.

Schreiben
an die
menschenfreundliche
Gesellschaft
in der Schweiz.

Der Gegenstand der Sittenlehre und der Gesetzgebung, ist die Glückseligkeit des Menschen. Dem Philosophen liegt es ob, seine Pflichten und seine Bedürfnisse zu entwickeln, und ihn zu der Erfüllung seiner grossen Bestimmung vorzubereiten. Es erfordert eine sorgfältige Anbauung der Seele, und eine glückliche Uebereinstimmung vieler

Umstände, einen einzelnen Menschen fähig zu machen, auf der ihm von der Weisheit vorgezeichneten Bahn unverrückt fortzugehen. Noch weit mehr brauchet es bis ein ganzes Volk, oder nur eine beträchtliche Mänge von Menschen, zu dieser glücklichen Reife gelangen. Noch sind alle Völker unendlich weit von diesem erwünschlichen Zeitpunct entfernt.

Diesen Mangel zu ersetzen, ist die Pflicht des **Gesetzgebers**. Er soll den ausschweifenden und sein eignes Wohl miskennenden Bürger in den Schranken halten, welche die allgemeine Wohlfahrt erheischet.

Er darf sich aber, so wenig als der **Philosoph**, in seiner wichtigen Arbeit einen glücklichen Erfolg versprechen, wenn er dabey nicht eine richtige und genaue Erkenntnis des Menschen und seiner mannigfaltigen Verhältnisse zum Grunde legt. Aber wie verwickelt ist nicht diese Erkenntnis? Welch

ein Unterschied ergiebt sich nicht zwischen dem Menschen des Philosophen, und zwischen dem Menschen des Geschichtschreibers? Wie einfach ist nicht der erstere in den meisten psychologischen Lehrgebäuden! Unter wie unendlich verschiedenen Gestalten hingegen zeiget sich nicht der andre dem aufmerksamen Beobachter! Welch eine reiche, unerschöpfliche Quelle von Betrachtungen eröffnet sich nicht hier!

Ich gestehe es: Es ist eine Verwegenheit, nach so vielen grossen Männern sich in diese Tiefen herunter zu wagen. Allein von Euch aufgemuntert, theuerste Mitbrüder, verehrungswürdige Freunde der Wahrheit und der Tugend! scheue ich keine Gefahr. Euch sey mein Werk geheiligt, Euerm Richteramte unterwerfe ich es! Ihr habt mich angefrischet, einen schon viele Jahre vergessenen Entwurf aus dem Staube hervorzuziehen. Ist er Euerer nicht unwür-

dig, so wird er mich überleben; so werde ich den Ruhm davon tragen, den edeln Endzweck Eurer Bemühungen befördert zu haben. Ist er es, so wird er wieder in seine Dunkelheit zurückfallen; und ich werde meinen Trost in der Reinigkeit meiner Absichten finden.

Basel den 24. Hornungs 1764.

Anekdote
über die
Geschichte der Menschheit,
aus dem
eilften Stücke der Ephemeriden der Menschheit von 1778.

Aus der Vorrede und aus einem an die menschenfreundliche Gesellschaft in der Schweiz gerichteten Briefe, welche dem Versuche über die Geschichte der Menschheit vorgesetzet sind, kann man sehen, daß diese Gesellschaft, den Verfasser dieses Werkes zu dessen Verfertigung veranlasset, und daß der Entwurf einer philosophischen Betrachtung der Geschichte ihn schon lang vorher beschäftigt habe. Die untenstehende Stelle aus seinen im J. 1754. gelegentlich herausgegebenen historischen Beobach-

tungen bestätiget dieses (*). Aber weder in dem einen noch in dem andern dieser Stücke

(*) Quotquot quis attentius, atque cum ea, quæ philosophum atque prudentem lectorem decet perspicacia, historicorum libros perlustraverit, non poterit non observare, esse eos totidem in humani generis dedecus erecta monumenta. *Qui lit l'histoire lit la satyre de l'homme*, DE BAR. Docent quippe nos saniorum philosophorum libelli ad felicitatem, virtutem, modestiam, prudentiam, justitiam, temperantiam natos esse homines; imperium justis, piis, castis, fortibus, magnanimis, sanctis viris deberi, quibus modestos, bonos atque probos cives parere deceat; præter pietatem, morum sanctimoniam, veritatem atque virtutem sacerdotibus atque philosophis, nil curæ cordique esse debere. At si cum hisce hominibus, quos nobis philosophi magis depingunt quam præstant, eos conferas, quorum mores, ingenia & facta historici scriptis suis posteritati transmiserunt, heu quantam invenies differentiam? — — Non tamen adeo iniquus sum in genus humanum, ut non summa cum voluptate quæ de bonorum magnorumque virorum virtutibus narrant historici amplectar. Scio equidem & cum omnibus piis cordatisque viris doleo, esse nostro sæculo homines qui nullibi nisi in philosophorum libris exstitisse virtutem & adserere & optare haud erubescunt. At his adsensum præbere nulla ratione possum; & si errarem etiam nulla ratione honestissimum atque dulcissimum errorem mihi eripi paterer. Ut enim taceam heroes, quorum virtutes divinis scriptis atque elogiis celebratæ sunt, nulla mentem meum subit suavior atque dulcior recordatio, quam cum animo revolvo, quæ de humani generis decoribus nobis conservavit historicorum industria. Socratem enim, Sabaconem, Cyrum &c. — — Hos inquam aliosque eis similes homines quis sine voluptate atque admiratione

finden wir, daß er den bestimmtern Gedanken von seinem Werke einem fremden Gelehr-

---

cogitare potest? Quamvis enim & hi sine dubio multum humani passi sint, eorum tamen virtutes vitia plurimum superavisse videntur, eosque omnibus bonis amabiles atque venerandos reddunt. At hi, si eos cum malis conferas, quos omnia tulerunt sæcula, quam parvus eorum videbitur numerus? quam rari adparent nantes in gurgite vasto.

Minorem sed haud parvam tamen voluptatem adferunt eorum hominum historiæ, qui vel sine sincera atque pura virtute, vel etiam non sine magnis vitiis, summis ingeniis præditi belli pacisque artibus inclaruerunt, quorum ingentem numerum nobis historicorum offerunt scripta, quique, si veram atque ingenuam virtutem ad quam nati fuisse videntur excoluissent summa felicitate beassent genus humanum. Quis enim sine voluptate atque admiratione leget gesta scriptaque Sesostris, Alexandri Magni, Julii Cæsaris, Juliani — integrorum denique populorum Atheniensium, Spartanorum, Romanorum, nostrorum tandem Helvetiorum. In diesem Gesichtspunct hatte der Verfasser der Geschichte der Menschheit im J. 1754. im Sinne die Geschichte zu studieren und darzustellen, wenn er so glücklich gewesen wäre, damals die Stelle eines Lehrers der Geschichte in seinem Vaterlande zu erhalten. Im J. 1763. würde er seinen Entwurf ohne Zweifel von sich selbst noch philosophischer gemacht haben, wenn auch **Lord Homs** Schreiben ihm nie zu Gesichte gekommen wäre. Die sophistischen Schriften von Herrn **Rousseau** hatten ihn aufgefordert tiefer zu gehen. Allein ohne **Lord Homs**

ten schuldig sey. Er hatte es selbst vergessen. Er hat es neulich wieder entdeckt, da er die obgedachte menschenfreundliche oder patriotische Gesellschaft betreffende Papiere durchsuchte. Und er würde es für einen Undank halten, wenn er der Welt verborgen hielte, daß Lord Home, durch einen an diese Gesellschaft geschriebenen Brief, ihn veranlasset habe seinen hauptsächlich der Prüfung der Rousseauischen Paradoxen, die damals ein so grosses Aufsehen machten, bestimmten Entwurf, auch auf die Untersuchung zu richten ob Montesquieu die Staaten getreuer geschildert und ihre Triebfedern richtiger zergliedert habe, als Herr Rousseau den einzelnen Menschen; oder ob beyde an statt wahrer Nachbilder uns nur die Geburten ihrer Phantasie dargestellt haben.

Er ergreifet deshalben die erste Gelegenheit den Lesern der Ephemeriden folgenden Aus-

---

Schreiben würde doch wohl die Geschichte der Menschheit ganz etwas anders geworden seyn, als was sie nun ist.

zug aus einem Briefe des vortreflichen Schottländers mitzutheilen.

„ Ueber die Politik, den andern Ast Ihres
„ Entwurfs, ist Montesquieu unwider-
„ sprechlich tiefer in die Gründe der Gesetze und
„ des Herkommens eingedrungen, als irgend
„ ein andrer Schriftsteller. Ich wage es den-
„ noch Ihnen eine kritische Anmerkung über
„ diesen so billig belobten Schriftsteller mitzu-
„ theilen; weil sie wahrscheinlicher Weise Ih-
„ rer Gesellschaft sehr dienlich seyn kann. Er
„ hat alle Ursachen erschöpfet, welche aus der
„ Natur der Verfassung, aus der Verschieden-
„ heit des Clima, aus der Stärke oder der
„ Schwäche eines Volkes, aus der Dienstbar-
„ keit ꝛc. entstehen können. Aber er hat diejeni-
„ gen Ursachen nicht entwickelt, welche aus der
„ menschlichen Natur selbst, aus unsern Lei-
„ denschaften, und aus den natürlichen Trieb-
„ federn unsrer Handlungen fliessen; Und sie
„ werden doch, mein Freund! empfinden,
„ daß die menschliche Natur selbst ei-

„ nen grössern Einfluß in die Einfüh-
„ rung von Gesetzen und von Gewohn-
„ heiten habe, als alle andern Ursachen,
„ welche Montesquieu ausführet. Und
„ villeicht kann ihre Gesellschaft ihre Zeit nicht
„ besser anwenden, als dasjenige zu ergänzen,
„ was in diesem Stücke, dem Geiste der Ge-
„ setze abgeht".

Diese Stelle des Schreibens so Lord Home den 10. May 1763. an Herrn Professor Fellenberg abgegeben hatte, veranlassete den Verfasser der Geschichte der Menschheit seinen Entwurf weiter auszudähnen; und dieses um desto mehr, weil er niemals an die drey Triebfedern des Hrn. von Montesquieu geglaubt hatte; wie das bereits der ersten Auflage seiner Träume im J. 1755. eingerückte Stück über die Triebfedern der Staaten zeiget.

Einleitung.

Einleitung.

Die Geschichte des einzelnen Menschen beschreibet die Eigenschaften, die Verhältnisse und die Abwechslungen, welche seinen Zustand und sein Leben merkwürdig machen. Aus ihr ziehet die Philosophie die Grundsätze ab, nach welchen der schwache Sterbliche glücklich oder unglücklich wird; und die Regeln, welche ihm den Weg zur Wahrheit und zur Tugend erleichtern.

Die fast allgemeine Vereinigung der Menschen in vollkommnere oder unvollkommnere Gesellschaften zeiget, daß entweder ein na-

türlicher Trieb oder eine höhere Betrachtung, oder beyde vereinigt, sie bewogen haben, in dem gesellschaftlichen Leben einen höhern Grad der Glückseligkeit zu suchen.

Die Geschichte jeder einzelnen Gesellschaft, jedes einzelnen Volkes, belehret uns, in wie fern, und durch was für Mittel sie sich ihrem wichtigen Endzweck genähert, und durch was für Abweichungen sie ihn verfehlt haben. Aus den Schicksalen vieler Völker zusammengenommen, lassen sich die allgemeinen Gründe der Vorzüge beobachten, welche der gesittete Stand, und die bürgerliche Verfassung dem menschlichen Geschlechte gewähret, und der Nachtheile, welche sie ihm zugezogen haben.

Die Geschichte der Menschheit umfasset alles, was die von einzelnen Menschen, und die von ganzen Völkern in dieser Absicht wesentliches enthalten.

Die philosophische Erwegung dieser Wahrnehmungen muß natürlicher Weise zu den grossen Grundsätzen führen, nach welchen in bessern Zeiten glücklichere Völker sich einen vollkommnern Wohlstand versprechen können, als der ist, den ihre Vorgänger genossen haben.

Ueber diesen wichtigen Gegenstand habe ich einen Versuch von Muthmassungen wagen wollen; einen Versuch, dessen Unvollkommenheit ich mehr als zuwohl erkenne, der aber vielleicht der Nachsicht wohldenkender Richter nicht ganz unwürdig ist.

Ich werde mich glücklich genug schätzen, wenn er nur einige Betrachtungen enthält, welche verdienen von erleuchtetern Männern erwogen, und verbessert zu werden; wenn er dem Philosophen nicht ganz unnütz scheinen wird, welcher auf wahre und veste Grundsätze ein System einer wohlthätigen und weisen Staatskunst aufzuführen unternimmt;

und wenn er durch schmeichelhafte Aussichten in bessre Zeiten menschenfreundliche Seelen erquicket.

Vielleicht aber sehen diese Aussichten mehr enthusiastischen Träumereyen ähnlich, als vernünftigen und gesunden Hofnungen. Es mag seyn. Wenn aber die Einfalt und die Sinnlichkeit, welche die ruhigen und gutartigen Orientaler dem Joche erhabener und wohlthätiger Gesetze unterworfen; wenn die Einbildung und die enthusiastische Liebe zum Ruhmlichen, zum Schönen, zum Grossen, welche die Eitelkeit der Griechen und den Stolz der Römer zu bewunderungswürdigen Thaten angefeuert haben; wenn diese minder vortreflichen Triebräder ganzen Völkern einen, obwol vorübergehenden, dennoch sehr kostbaren Wohlstand gewähret haben: so können wir nicht ohne allen Grund uns vorstellen, daß der mit ihnen vereinigte Anwachs der Erleuchtung und der Vernunft dem menschlichen Geschlechte

eine dauerhaftere und erhabnere Glückseligkeit verspreche.

Die Sinnlichkeit legt den Grund zu der Wohlfahrt des einzelnen Menschen; die **Einbildung** erhöhet seine angenehmen Empfindungen, aber sie verwirret und verbittert sie eben so sehr. Die **Vernunft** weiset hingegen dem einen wie dem andern dieser Triebräder seine billigen Schranken an. Sie verbessert die Einflüsse des einen durch des andern seine. Sie belebet und ordnet das Ganze der menschlichen Gefühle; und sie giebt ihm durch eine erhabene Harmonie, die Würde und die Vollkommenheit, durch welche allein es wahrhaftig schätzbar werden kann.

Als ein **Kind** genießt der Mensch schwache, aber unschuldige und ihm sehr kostbare Vergnügen. Ohne Hochachtung, ohne Bewunderung zu verdienen, ist sein Zustand angenehm und erwünschlich. Mit jedem Anwachse seiner Fähigkeiten werden seine Gefühle und seine Begierden lebhafter; und so geräth der

Jüngling desto leichter in die Unordnung, wie grösser die Gaben sind, mit welchen die Natur ihn begünstiget hat. Die Einbildung erhitzet seine Sinnlichkeit und setzt ihn in die Gefahr der äussersten Ausschweifung. Glücklich ist der Mann, wenn noch die Vernunft ihn an dem Rande des Verderbens antrift, und seinen Gang durch ihre wohlthätige Fackel beleuchtet.

Dieses Glück, welches einzelnen Menschen bisweilen gewähret wird, sollte es ganzen Völkerschaften nicht endlich auch einmal zu Theile werden?

Unsre Ahnen waren vor wenig Jahrhunderten noch vollkommene Barbaren. Wir können uns schmeicheln, die Helfte von ihrer Barbarey abgelegt zu haben. Warum sollten unsre Nachkömmlinge sich nicht von allen Ueberbleibseln derselben befreyen können?

1768.

*

* *

Dieser Fortgang der Menschheit von der äussersten Einfalt zu einem immer höhern Grade von Licht und von Wohlstande, welcher die herrschende Idee meines Werkes ausmacht, ist mir erst in dem Laufe meiner Untersuchungen über die G. d. M. in den Sinn gekommen. Ich habe diese Idee gefunden ohne eben sie zu suchen; Sie ist die Frucht, das Resultat meiner Untersuchungen: Sie war nicht die Absicht davon. Wenn mein Werk der Beweis davon ist: so ist es doch nicht unternommen worden um sie zu beweisen. Ich habe nicht meine Untersuchungen auf sie gerichtet, sondern meine Untersuchungen haben mich zu ihr geführet. Ich sagte nicht vorher ich will die Wahrheit da finden —

sondern nur ich will sie suchen: und wenn ich sie nicht gefunden habe, so glaube ich doch sie gesuchet zu haben, wie man sie suchen soll — ohne Vorurtheil.

9. Hornung 1774.

Ueber die Geschichte der Menschheit.

Erstes Buch.

Leser, welche keine Liebhaber metaphysischer Untersuchungen sind, werden ersuchet, zum wenigsten die erste Helfte dieses Buches zu übergehen, weil es über die Kräfte des Verfassers gewesen ist, über so trockne Gegenstände das Licht und den Reiz auszugiessen, welche er gewünschet hätte.

Ueber

Ueber

die Geschichte der Menschheit.

Erstes Buch.

Psychologische Betrachtung des Menschen.

Erstes Hauptstück.

Der Mensch.

Wer mit Nutzen die unermeßlichen Gefilde der Geschichte durchwandern will, muß von der Philosophie gelernet haben, ihren Helden kennen.

In der Verknüpfung eines organischen Leibes und einer vernünftigen Seele vereiniget der Mensch sehr mannigfaltige Vermögen; welche mehr oder minder entwickelt, mehr oder minder gestärket, mehr oder minder angestrenget, ihn der bewunderungswürdigsten Grösse und der unbegreiflichsten Ernidrigung fähig machen; welche ihn oft zu den höhern Geistern erheben, und oft zu den verächtlichsten Thieren hinuntersinken lassen.

So groß aber immer seine Fähigkeiten seyn mögen: so fängt ihre Entwicklung allezeit bey dem Unvermögen, und bey der Schwachheit an: so erheben sie sich nur sehr langsam, zu einem kaum merklichen Grade der Vollkommenheit.

Zweytes Hauptstück.

Seele. Innerliche Empfindung.

Die innerliche Empfindung, das Bewußtseyn seiner selbst und der Veränderungen, welche in ihm vorgehen, ist die Grundlage aller seiner Seelenkräfte.

Sie ist der Mittelpunct aller der mannigfaltigen Triebfedern, welche ihn in Bewegung setzen. Durch sie unterscheidet er sich selbst von den unzähligen Gegenständen, welche ihn unaufhörlich umringen; durch sie wird er der Verschiedenheiten gewahr, welche diese Gegenstände von einander absondern; und der Verhältnisse, welche dieselben mit einander vereinigen.

Alle Vorstellungen, alle Gedanken, alle Begierden des Menschen sind nur abwechselnde Anwendungen dieses innerlichen Gefühles, sind nur Modificationen davon, welche, bald leidend, bald thätig, nach ihren verschiedenen Wirkungen durch verschiedene Namen von einander unterscheiden werden.

Nur durch diese innerliche Empfindung und durch die mannigfaltigen Veränderungen derselben kennen wir die Seele. Die wahre Substanz dieses edlern Theiles von uns selbst scheinet ein für die Philosophie unergründliches Geheimnis zu seyn; ein Geheimnis, von dem es uns nicht mehr vergönnet ist zu wissen, als daß das denkende Wesen, über den Körper durch seine Würde unendlich erhoben, und von demselben durch seine Natur gänzlich verschieden eigentlich den wahren Menschen ausmachet; indem der Leib nur als ein weit unedleres Werkzeug demselben zugetheilet ist.

Drittes Hauptstück.

Von den Sinnen, von der Einbildungskraft, von dem Gedächtnisse, von der Vorsehung, und von der Dichtungskraft.

Die Sinne bieten der Seele die bald mehr, bald minder mannigfaltigen Bilder des Gegenwärtigen dar.

In einen engen Kreis eingeschränket gewähren ihr solche indessen, für die Grösse zu deren sie sich bestimmet fühlet, ein weit zu verächtliches Gebiete.

Mit einer zauberischen Macht erweitert die Einbildungskraft dasselbe zu gränzenlosen Aussichten. Sie rufet das Blosmögliche und das Abwesende, das Vergangene und das Zukünftige, aus den entferntesten und dunkelsten Gegenden hervor. Sie leistet dem menschlichen Geschlechte so mannigfaltige Dienste, daß es keiner Sprache möglich gewesen ist, jede ihrer Wirkungen beson-

ders zu bezeichnen. (*) Die Armuth an Worten erlaubet uns nur wenige zu bemerken.

Bald erneuert sie in der Seele das Bewußtseyn vergangner Empfindungen; bald stellet sie derselben das Abwesende dar.

(*) Schon hier müssen wir uns, wie fast in allen Theilen der Wissenschaften, über die Armuth der Sprache beklagen. Das Wort Einbildung nehmen wir hier in einem sehr allgemeinen Verstande. Indessen hat es doch mehrère Bedeutungen, in denen wir es selbst in der Folge werden gebrauchen müssen. Insonderheit bedeutet es die Vorstellung, oder die Erdichtung solcher Begriffe, welche nicht wirklich oder nicht möglich sind, und die man für möglich, oder für wirklich hält. Hier bedeutet es nur überhaupt die Vorstellung desjenigen, was nicht gegenwärtig ist. Wir haben auch keine Worte, durch die man die Vorstellung des Vergangenen und des Abwesenden, von einander unterscheidet. Beyde heissen Gedächtnis. Auch die Vorstellung dessen, was man durch andrer Erzehlungen erfährt, hat kein ihr eignes Wort. Die Redensart, historische Erkenntniß, wird von der neuen Philosophie in einem weitern Umfang genommen.

Bald erzeuget sie darinne, durch die Vermittlung der Sprache, die Empfindungen, die Gedanken, die Leidenschaften, welche andre in Bewegung setzen, oder gesetzet haben.

Bald dringet sie mit einer noch verwunderbarern Zauberey, durch die Vergleichung des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen in die Geheimnisse der Zukunft, und eröffnet sie also der Seele ein neues Feld ihrer Thätigkeit.

Bald erhebet sie sich mit einem kühnen und unbändigen Schwunge gar über die Gränzen des Wirklichen, um von dar neue, bald grosse, bald seltsame, bald vernünftige, bald ungereimte Gestalten zurück zu bringen.

So wird sie auf mannigfaltige Weise für das menschliche Geschlecht das Werkzeug unendlichen Vergnügens und Misvergnügens; so ist sie eine kostbare aber auch eine gefährliche Gabe, welche nicht selten dessen Elend eben so sehr vergrössert

und vermehret, als sie seine Glückseligkeit erhöhet und verfeinert.

Viertes Hauptstück.

Beobachtung; Erfahrung; sinnliches Urtheil; Witz; Geist; schöner Geist.

Durch die Vergleichung der mannigfaltigen Gefühle und Vorstellungen, welche die innerliche Empfindung, die Sinne, und das durch dieselben bereicherte Gedächtnis, welche eigne und fremde Wahrnehmungen der aufmerksamen Seele darbieten, wird dieselbe der verschiedenen Beschaffenheit der Dinge, und ihrer unzählichen Verhältnisse gewahr. So erzeuget die Beobachtung Erfahrung, und so erhält das sinnliche Urtheil, mit den einzelnen Gegenständen beschäftigt, einen reichen Stoff für seine Thätigkeit.

Nach Maaßgabe der Empfindlichkeit, und Reiz-

barkeit der Seele ergreifet der Witz diejenigen Merkmale und Beziehungen der Dinge, die ihr vorzüglich schön, gefällig, oder sonderbar vorkommen. Die Einbildungskraft wählet die feinern oder minder feinen Reize, welche der Witz ausgezeichnet hat, kleidet sie in Worte oder in andre Zeichen ein, und gibt der Empfindung die von ihr entlehnten Schätze mit angedichtetem Schmucke zurück.

So entsteht durch die Vereinigung des Witzes und der Einbildungskraft, der Geist, und dieser wird zum schönen Geiste erhoben, wenn er die wahren und feinern Schönheiten, wenn er die vollkommnern und reizvollern Verhältnisse sich aussondert, und wenn er durch wohlgewählte und ausdrucksvolle Zeichen sie gleichsam verfeinert darstellt.

Dieser schöne Geist ist es, welcher in den schönen Wissenschaften und Künsten seine Macht auf den höchsten Gipfel erhebet. Vermittelst dieses

schätzbaren Vermögens bringen der gefühlvolle Dichter, der ehrgeizige Redner und der schöpferische Künstler, die glückliche Zusammenordnung auserlesener und reizvoller Bilder zu Stande, durch welche sie die feinere Einbildung fühlbarer und wohlgearteter Geister in eine schmeichelhafte Bewegung versetzen.

Fünftes Hauptstück.

Scharfsinn. Absonderung. Allgemeine Begriffe.

Die Vergleichung der durch diese erhöheten Vermögen erworbenen Begriffe setzet die Seele in den Stand, das was dieselbe mit einander gemein haben, oder nicht, was darinn ähnlich, oder unähnlich ist, genau zu unterscheiden.

Diese zu Erweiterung der menschlichen Erkenntnisse so nothwendige Anwendung des sinnlichen Urtheils machet diejenige Eigenschaft der Seele aus, welche wir den Scharfsinn nennen.

Durch die geschäftige Dienstfertigkeit der Dichtungskraft vereiniget der lichtbegierige Geist das in vielen verschiedenen Vorstellungen zerstreute, durch den Scharfsinn von den übrigen Merkmalen derselben abgesonderte, Aehnliche: ordnet es in mannigfaltige Verbindungen und Eintheilungen und bildet sich daraus allgemeine Begriffe.

Von diesen ist villeicht der von der Zahl der erste und der fundamentalste, derjenige ohne den kein andrer entstehen kann, und mit dem alle andern wieder verschwinden (*).

Sechstes Hauptstück.

Verstand. Urtheil. Vernunft.

Durch dieses Vermögen wird der Mensch in den Stand gesetzet mit einem Blicke, mit einem Gedanken, unzähliche Gegenstände ohne Verwir-

(*) Sihe Platons Epinomis S. 462. 463. 464.

rung zu umfassen; und sich den Weg zu den ausgebreitetsten Eroberungen in dem Reiche der Wahrheit zu bahnen. Es macht diejenige vortrefliche Eigenschaft aus, welche wir den Verstand nennen; und welche erst Licht und Deutlichkeit in der Seele ausbreitet; da ohne dieselbe nur Schimmer und Verwirrung darinne herrschen würden. Durch diese kostbare Gabe entwickelt sich der wesentliche Unterschied des Geistes und des blos empfindenden Wesens, des Menschen und des Thieres.

Unmittelbar aus derselben fliesset das vernünftige Urtheil durch welches die erleuchtete Seele die allgemeinen Begriffe mit einander vergleichet, die Verhältnisse und die Eigenschaften derselben ausfindig machet; und sich allmählich Schätze von Wahrheiten, oder von Meynungen sammelt, deren jede für sie eine neue Quelle von Erkenntnissen wird; indem in der Natur, gleich dem einzelnen, das allgemeine in einem unun-

terbrochenen Zusammenhange stehet. So erwirbt sich die Seele die kostbare Einsicht des Verhältnisses der Ursache zu der Wirkung, und des Grundes zu dem Gegründeten. So entwickelt und bildet sich die Vernunft.

Siebentes Hauptstück.

Gemeiner Verstand. Grösse des Geistes.

Auch die mittelmässigste menschliche Fähigkeit reichet dahin, mehrere so wohl einzelne als allgemeine Begriffe mit einander zu übersehen, derselben Verhältnisse zu vergleichen, und neue Folgerungen daraus zu ziehen. Dieses vortrefliche Vermögen machet dasjenige aus, was eigentlich der gemeine Verstand (*) genennet wird. Dieser setzet den Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thiere vollkommen fest. Dieser berei-

(*) Sens commun. Arrians Epictet. B. III. Haptst. 6.

tet den erstern zu der grossen Bestimmung, zu welcher ihn der unendliche Urheber der Natur ausersehen hat; wie der Mangel davon das letztere in den engen Schranken des Triebes zurückhält.

Wann der erstarkte Geist fähig wird, eine lange Reihe von Betrachtungen und von Sätzen zu überdenken, die Verhältnisse derselben mit einem scharfen Blicke zu übersehen, neue und grosse Gedanken daraus zu schöpfen, und solche in ein übereinstimmendes Ganzes zu ordnen: so entstehet die Grösse desselben; eine erhabene und seltene Eigenschaft, welche wenigen glücklichen Sterblichen zu Theile wird, und welche unter den Menschen selbst einen bey nahe unbegreiflichen Unterschied erzeuget.

Der kleine Geist ist nur wenige unbeträchtliche Begriffe zu fassen, und zusammen zu ordnen, fähig. Der grosse hingegen umfasset eine zahlreiche Mänge von Verhältnissen und von Gedan-

ken; streuet Glanz und Licht über ein weites Feld von Ideen; und erhebet sich mit einem unermüdeten Schwunge immer zu einer höhern und lichtvollern Sphäre.

Welch eine grosse Scene eröfnet sie uns nicht, wenn wir die unendliche Verschiedenheit der menschlichen Fähigkeiten überdenken. Eine Aussicht, die uns schwindeln machet, und welche zu übersehen, auch der schärfste menschliche Blick unfähig ist. Ungeheurer Abstand von dem niedrigsten Grade des gemeinen Verstandes bis zu dem höhesten des grossen Geistes.

Achtes Hauptstück.

Gesunder Verstand. Einfalt. Narrheit. Weisheit.

So vortreflich alle diese Eigenschaften der Seele sind, die wir bisher betrachtet haben; so erhalten sie dennoch erst ihren wahren Werth, durch die Richtigkeit ihrer Wirkungen.

Wenn unsere Sinne noch so weit reichten; unser Gedächtnis einen noch so grossen Schatz von Vorstellungen aufbewahrete; unsere Dichtungskraft unermüdet uns neue Gestalten vorbildete; unsere Vorhersehung bis ins unendliche die möglichen Veränderungen der Welt sich vorstellete; unser Verstand unersättlich immer neue Begriffe sammelte; unsere Vernunft mit einer unermüdeten Geschäftigkeit immer neue Folgerungen aus denselben zöge; wenn wir durch die ausgebreitetste Fähigkeit eine unbeschreibliche Mänge von Kenntnissen vereinigten: so würden ohne Wahrheit und Richtigkeit alle diese Schätze von einem geringen Nutzen für uns seyn. Erst durch diese kostbaren Vorzüge werden wir in den Stand gesetzet, einen sichern und vernünftigen Gebrauch von jeder Fähigkeit und von jedem Gute zu machen.

Jedes unsrer Seelenvermögen erhält erst seinen

wahren Werth durch die Richtigkeit seiner Verrichtungen, durch den gesunden Verstand. (*)

Diese Richtigkeit der Seelenvermögen, diese Gesundheit der Seele, ist eine kostbare, eine unschätzbare Eigenschaft; eine Eigenschaft, mit deren es besser ist, ein eingeschränkter, ein mittelmässiger Geist zu seyn, als ohne dieselbe einer der grössesten.

Der Mangel derselben machet bey geringen Fähigkeiten den schwachen den blöden Geist, die Einfalt im schlimmen Verstande aus. Bey grossen aber, und insonderheit bey einer mächtigen Einbildungskraft, welche nur zu oft das Blosmögliche mit dem Wirklichen vermischet, erzeuget er die Narrheit.

Oft ist er nur vorübergehend. Oft aber ist er dauerhafter und oft ist er gar beständig.

In dem Traume befindet sich der Mensch in

(*) Bon sens, mens sana.

einem Zustande wo sich die Vorstellungen während seinem Schlafe lediglich nach den Gesetzen der Phantasie richten und die Gesetze der Wirklichkeit überschreiten.

Im Fieber träumet der Mensch wachend. Die Tollheit ist ein solcher Zustand der länger dauert. Die Gemüthsbewegungen wenn sie allzuheftig werden, versetzen die Seele in einen vorübergehenden Stand der Narrheit. Die Leidenschaften sind solche heftige Gemüthsbewegungen, welche dem Menschen zur Gewohnheit geworden sind.

Wenn hingegen grosse Fähigkeiten, wenn eine ausgebreitete Erfahrung, eine reiche Einbildungskraft, ein erleuchteter Verstand, eine männliche Vernunft, ein grosser Geist zugleich mit den Vortheilen der Richtigkeit begleitet sind; wenn der gesunde Verstand durch ein ganzes weitläufiges Gebäude von Erkenntnissen, sich verbreitet: so entstehet die Weisheit, das wahre Er-

habene, die wahre Vollkommenheit des Geistes

Neuntes Hauptstück.

Geschicke, Genie, Character eines Geistes.

Neben der Richtigkeit der Wirkungen ist auch die Fertigkeit, womit jedes Vermögen seine Verrichtungen äussert, eine besondere Vollkommenheit der Seele. Die Geschwindigkeit und die Leichtigkeit mit denen dieselbe die Begriffe fasset und erzeuget, sind schätzbare Vorzüge, welche unter den Menschen in sehr verschiedenen Graden ausgetheilet sind. Durch diese mannigfaltigen Verschiedenheiten entstehen unendlich abwechselnde Mischungen der Seelenkräfte, welche die einen zu einer Art von Verrichtungen fähiger machen, indem durch dieselben andere zu ganz verschiedenen aufgelegt werden.

Schon in der ersten Anlage einer jeden Seele scheinet der Grund hievon zu liegen. Ohne Zwei-

fel bestimmet die Natur selbst jedem Vermögen engere oder weitere Schranken, und sein bestes Verhältnis gegen alle übrigen; denn Misverhältnis treffen wir so selten in ihren Werken an, als Misgeburten. Allein zufällige Ursachen scheinen nicht weniger mächtige Einflüsse in die besondre Richtung nnd in den ganzen Zusammenhang derselben zu haben.

So bald der Mensch den ihm bestimmten Schauplatz betritt, so bestürmen ihn eine Menge dunkler Empfindungen. Unzählige Gegenstände drängen sich auf seine Seele dar. Nach Beschaffenheit ihrer abwechselnden Umstände setzet dieselbe allmählich nur einen kleinen Theil davon auseinander. Mannigfaltige Ereignisse heften sie eher auf eine, als auf eine andre Art von Empfindungen und von Gedanken, und geben ihr mehr oder minder Anlässe edlere oder minder edle Begriffe zusammeln, und ihre Einsichten zu

erweitern, zu verstärken, zu verschönern, oder zu verengern, zu schwächen, und zu entstellen.

So wird auf mannigfaltige Weisen die Entwicklung dieses oder jenes Vermögens gehemmet oder befördert, und der Grad der Stärke oder der Schwäche, der Eingeschränktheit oder der Ausdähnung bestimmet, welche ein jedes dereinst erhalten soll, oder kann. So wird das Geschicke eines jeden Menschen gebildet; und so wird es zum Genie (*), wenn es einen so hohen Grad

(*) Numquid ita dicebas, ad aliquod opus aliquem apto ineptove *ingenio* præditum esse ex eo intelligi, quod ille facile quidquam percipit, hic difficile, & ille si breve quid a quoquam didicerit, ex eo ipse plurimum inveniat; hic autem cum plura didicerit excogitaveritque; ne illa quidem quæ didicit servet; & illi quidem corporis membra sufficienter menti subserviunt, huic autem repugnant? An alia præter hæc sunt, quibus hominem ad aliqua natura bene institutum ab instituto male distinguis? Plato de republica S. VI. p. 400. S. auch den Epinomis des Plato S. 459. 493

erreichet, daß dadurch der Geist des Erhabenen in einer Art fähig wird.

So kömmt es auf viele glückliche Umstände an, daß dieses oder jenes Geschicke in einer Seele erzeuget und entwickelt, oder gar zum Genie erhoben werde; indem durch ihre natürliche Eingeschränktheit immer der grössеste Theil der Gegenstände für sie in der Dunkelheit verbleiben muß.

Wir können uns also die Seele wie ein Wesen vorstellen, in welchem auf einem dunkeln Grunde (*) hin und her lichte Stellen hervor schimmern. Wie grösser die Anzahl dieser Stellen, wie heller jede derselben, wie richtiger und wie harmonischer das Ganze davon ist; desto vortreflicher, desto schöner ist ein Geist; Wie mehr hingegen Licht, Richtigkeit und Harmonie

(*) Der tiefsinnige Baumgarten nennet daher den Innbegriff aller dunkeln Begriffe einer Seele, fundum animæ, den Boden oder den Grund der Seele. Met. §. 511.

in seinen Einsichten und in seinen Verrichtungen mangeln; desto schwächer, desto minder vortreflich ist ein solcher. Diese Mischung der Vorzüge, und der Mängel ist es, welche seinen Character bestimmet.

Zehntes Hauptstück.

Angenehme und unangenehme Empfindungen. Lust. Unlust.

Fast jeder Vorstellung entspricht ein Gefühl von Zufriedenheit oder von Unzufriedenheit nachdem die Seele dadurch in der Entwicklung und in der Uebung ihrer Fähigkeiten auf eine ihr merkliche Weise erleichtert oder gehintert wird.

Diejenigen, welche die Thätigkeit derselben befördern und erhöhen, erzeugen die angenehmen Empfindungen, oder die Lust. Diejenigen, welche diese Thätigkeit hemmen oder schwächen, verursachen die unangenehmen oder die Unlust. Diejenigen, welche weder das eine noch das an-

dere thun, und welche also in der Seele keine merkliche Aenderung verursachen, sind ihr gleichgültig.

Das Liebliche, das Schöne, das Gute, Licht, Ordnung, alles was vollkommen ist oder scheinet; das Widrige, das Häßliche, das Schlimme, Dunkelheit, Unordnung, alles was unvollkomen ist oder scheinet, erhalten daher ihre Macht über die menschlichen Gemüther durch die Stärke, durch die Mannigfaltigkeit, durch die Leichtigkeit und durch den ungehinterten Fortgang, oder durch die Schwäche, durch die Langsamkeit und durch die Hemmung der Gefühle und der Vorstellungen.

Die Anlage zum Vergnügen und zum Misvergnügen wird also vorzüglich durch die Grösse der Fähigkeiten bestimmet, die einer Seele zu Theile geworden sind und sodenn durch die Einflüsse der äusserlichen Dinge, welche die Vermögen

derselben in eine mehr oder minder starke, in eine mehr oder minder ihrer Bestimmung entsprechende Bewegung setzen.

Ein Wesen das sehr wenige Begriffe und Empfindungen, und in denselben weder Abwechslung noch Mannigfaltigkeit hätte, würde des Vergnügens, und des Misvergnügens beynahe unfähig seyn; die Menge hingegen, die Mannigfaltigkeit, und die Abwechslung der Vorstellungen bieten der Seele zum Vergnügen und zum Misvergnügen einen desto reichern Stoff dar, wie beträchtlicher ihre Grösse, ihre Zahl, ihre Verschiedenheit, und ihre Veränderungen sind.

Eilftes Hauptstück.

Sinnliche Empfindungen. Vernünftige Empfindungen.

Daher sind auch die Natur und die Würde der Vergnügen und der Misvergnügen, die unsere Seele beschäftigen können, unendlich von einander verschieden.

Diejenigen, welche aus den höhern Seelenvermögen entspringen; welche dem Verstande, der Vernunft und der Weisheit das Daseyn zu verdanken haben, sind durch ihren Umfang, durch ihre Dauer, und durch ihre Unabhängigkeit von einer vorzüglichen Würde.

Weit unter denselben stehen die angenehmen und unangenehmen Empfindungen, zu welchen die Sinne der Seele den Stoff darbieten. Und auch diese sind von einem sehr ungleichen Werthe, nach dem die Einbildungskraft und die höhern Seelenkräfte sie mehr oder weniger veredeln.

Zwölftes Hauptstück.

Körperliche Lust, Schmerz. Feineres Vergnügen und Mißvergnügen der Sinne. Geschmack.

Sie haben entweder ein blos verworrenes Gefühl eines guten, oder schlimmen Zustandes zum Grunde; oder sie entstehen aus der Wahrnehmung mannigfaltiger in die Sinne fallender,

und die Einbildung rührender Vollkommenheiten, an welchen die Seele einen reichen Stoff findet, ihre Thätigkeit zu üben.

Die Fühlbarkeit der erstern Art erzeuget das grobe, das blosse körperliche Vergnügen, oder Misvergnügen der Sinne, die Lust, die Wollust in dem groben Verstande, und den Schmerz. Die Empfindungen der andern Art machen das feinere, das edlere Vergnügen der Sinne und der niedern Seelenvermögen aus; sie sind die Gegenstände des Geschmackes im edlern Verstande.

In sehr enge Gränzen eingeschlossen sind die erstern dieser Vergnügen für den bessern, für den vernünftigen Menschen, von einem sehr geringen Werthe.

So bald der Mensch durch allzulebhafte Begierden den Genuß davon zu sehr ausdähnet oder vervielfältiget, so machet er sich dazu unfähiger; so beraubet er dieselben ihres kostbarsten Reizes.

Die übertriebene Anstrengung der sinnlichen Werkzeuge erschöpfet nur allzugeschwind die Kräfte des Leibes, schwächet seine Fühlbarkeit, und zerrüttet die zu seinem Wohlstande so nöthige Ordnung (*).

Die Mannigfaltigkeit der körperlichen Vergnügungen ist auch an sich selbst so gering, daß sie nur durch einen seltenen Gebrauch einigen Schein der Neuheit und der Abwechslung beybehalten können, welche alle Vergnügen so sehr erhöhen. Das Gefühl derselben wird also sehr leicht durch die Gewohnheit geschwächet, obgleich dagegen die gleiche Gewohnheit den Mangel davon

(*) Wenn an den Thieren die Uebereinsstimmung der Theile zerrüttet wird, so wird ihre Natur gestöhrt, und so entstehet der Schmerz. Wenn hingegen diese Uebereinsstimmung wieder hergestellt wird und mit ihr der ordentliche Lauf der Natur, so wird das Vergnügen erzeuget. Plato in Philebus B 280. wo diese Erklärung durch sehr schickliche Beyspiele erläutert wird.

sehr beschwerlich machet, wenn schon lange der Genuß derselben, aufgehöret hat mit Reize begleitet zu seyn.

Die feinern und edlern Vergnügen der Sinne und der Einbildung hingegen sind unerschöpflich. Jeder Genuß derselben stärket die glückliche Fühlbarkeit des Geistes, und machet ihn des Genusses neuer und höherer Reize fähig.

So sehr die Kräfte des Leibes eingeschränket sind, so wenig sind es die von dem Geiste, dessen grosse Bestimmung einen unbegränzten Fortgang zur Vollkommenheit erheischet. Jenem ist eine sehr enge Sphäre der Thätigkeit zugetheilet, indem der unermeßliche Schauplatz der ganzen Natur diesem offen stehet, und indem ihm die Einbildungskraft ein noch unermeßlicheres Feld eröfnet. Reich an Vergnügen, die sie ohne Mühe und ohne Absicht erschaffet, ist sie unendlich freygebiger, als die Natur selbst.

Diese hält den Geist in einer unzerstörbaren

Abhängigkeit von den äusserlichen Gegenständen und Veränderungen. Sie will so gar mit Fleiß und mit Mühe überraschet werden, ehe sie den Genuß ihrer Schätze erlaubet. Jene hingegen ist mit einer zauberischen Behendigkeit dienstfertig. Von allen äusserlichen Einflüssen beynahe unabhängig, oft selbst über die Natur und über die Wirklichkeit triumphierend, gewähret sie ihren Lieblingen jedes Gefühl, das sich dieselbe wünschen, und erschaffet sie für jeden eine eigene Welt.

So mächtig aber, so bereitwillig sie ist, Vergnügen in die Seele zu giessen; so reich ist sie auch an mannigfaltiger Unlust; womit sie ihre Wohlthaten verbittert, und womit sie die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft zu unerschöpflichen Quellen von Peinen machet. Da hingegen mit einer weisen und mütterlichen Güte die Natur das Uebel lange nicht so häufig ausstreuet, als das Gute; und da sie jenes

selbst nur als ein unentbehrliches Werkzeug von diesem gebrauchet.

Dreyzehntes Hauptstück.

Wahres Vergnügen. Vergängliches und falsches Vergnügen.

Wie erst die Richtigkeit und die Wahrheit der Vorstellungen jedem Gedanken, der die Seele beschäftiget, einen wahren Werth ertheilen; so thun sie das gleiche auch bey jeden ihrer Vergnügen, und ihrer Misvergnügen. Und da so viele Mängel unsere Einsichten entzieren, so entstehet dadurch in den Gefühlen, welche denselben entsprechen, unendlich viel falsches und unrichtiges.

Die mehr oder minder richtigen Fähigkeiten, die grössere oder geringere Reizbarkeit einer Seele machen sehr oft, daß dieselbe einer Schönheit, und einer Vollkommenheit, so wol als der entgegengesetzten Mängel nicht gewahr wird,

oder

oder daß sie gar die einen mit den andern verwechselt.

Sie siehet sehr oft in einem Gegenstande den reichen und edeln Stoff nicht, der für ihre Thätigkeit darinn ligt. Sie hält bey Gegenständen, die ungemein viel grosses und vortrefliches enthalten, sich oft an die unbeträchtlichsten und schlechtesten Theile. Daher erwecket dem Menschen oft Vergnügen oder Misvergnügen, was an sich selbst für ihn eine Quelle von den entgegengesetzten Empfindungen seyn sollte. Daher verwandelt sich so oft seine lebhafteste Freude in den äussersten Verdruß.

Vierzehntes Hauptstück.

Neigung. Abneigung.

Die Vorstellungen zukünftiger angenehmer oder unangenehmer Ereignisse erzeugen in der Seele nicht weniger Vergnügen oder Misvergnügen,

als die gegenwärtigen Empfindungen; sie machen weit den grössern Theil des menschlichen Wols und Wehes aus.

Das Vergnügen, welches die Vorhersehung eines in der Zukunft möglichen Gutes dem Menschen verspricht, ist immer mit einem Wunsche verknüpfet, es wirklich zu sehen; dieser Zustand der Seele heißt eine Neigung.

Das Misvergnügen, womit die Vorstellung eines in der Zukunft möglichen Uebels die Seele bedrohet, ist mit dem entgegenstehenden Wunsche begleitet; und dieser Wunsch ist dasjenige, was wir Abneigung nennen.

Dasjenige, was die Seele sich nicht als möglich oder als wahrscheinlich, nicht als gut oder als schlimm vorstellet, erwecket in ihr weder eine Neigung noch eine Abneigung.

Mit unendlich mehr Dunkelheit umhüllet; weit mehr von dem Gesichtskreise der Seele entfernet; auf Gefühle und auf Urtheile gegründet,

die oft selbst mangelbar und unrichtig sind: sind die Neigungen und die Abneigungen der Seele, noch mehr der Gefahr der Unrichtigkeit unterworfen, als die Lust oder die Unlust, welche sie aus den gegenwärtigen Gegenständen schöpfet.

Fünfzehntes Hauptstück.

Begierden. Gemüthsbewegungen.

Diejenigen Neigungen oder Abneigungen der Seele, welche aus ihren sinnlichen Empfindungen entstehen, machen die **Begierden**, und den sinnlichen Abscheu aus.

Da die sinnlichen Vorstellungen der Unrichtigkeit und der Verwirrung so sehr ausgesetzet sind; so ist es unstreitig, daß auch die daraus fliessenden Begierden leicht irrig und mangelhaft werden können. Indessen ist die sich selbst überlassene Natur in ihren Wegen meistens sicher, und sie begabet ihre Söhne nicht leicht mit betrieglichen

Werkzeugen. Das Falsche und das Unvollkommene ist in den einfältigen sinnlichen Bewegungen ziemlich selten, und in den zusammengesetzten ist es gemeiniglich ein unreiner Zusatz von der Einbildung.

Mit einer unaussprechlichen Behendigkeit vermischet diese das Gegenwärtige, das Vergangene, und das Zukünftige, das Wirkliche, das Mögliche, und selbst das Unmögliche. Mit einer gebieterischen Dreistigkeit verändert sie die Verhältnisse der Dinge, ihre Vollkommenheiten und ihre Unvollkommenheiten, in tausendfache Gestalten; Mit einem gesetzlosen Eigendünkel streuet sie Licht und Schatten, Reiz oder Häßlichkeit auf jeden Gegenstand, und indem sie mit einmal in der Seele die Vorwürfe der gegenwärtigen Begierden zu einer Klarheit erhebet, welche alle übrigen Gedanken und Gefühle verdunkelt, erzeuget sie diejenigen Erschütterungen der Seele, welche wir Gemüthsbewegungen nennen.

Sechszehntes Hauptstück.

Triebe. Leidenschaften.

Unter den Bewegungen der Seele sind sehr viele von einer solchen Natur, daß sie bey jedem Anlasse sich mit einer merklichen Einförmigkeit äussern, und daß sie den Menschen zu dieser oder jener Art der Neigungen und der Abneigungen vorzüglich antreiben. Diese einförmigen und immer gleich mächtigen Neigungen der Seele, sind das was wir die Triebe derselben nennen.

In der Mischung seiner ursprünglichen dunkeln Gefühle gegründet, oder durch eine lange gleichförmige Gewohnheit befestiget; sind diese Triebe für den sittlichen Character des Menschen von der äussersten Wichtigkeit.

So wie Begierden, so werden auch Gemüthsbewegungen der Seele zur Gewohnheit, und alsdenn nennen wir sie Leidenschaften. Da die Erhöhung der Begierden zu Gemüthsbewegungen durch die Zauberkraft der Einbildung bewirket wird, und da dieses

Vermögen der Seele dasjenige ist, welches am leichtesten irret, welches am behendesten in Bewegung geräth, welches am wenigsten Grenzen kennet, welches der grösten Ausschweifung fähig ist: so ist es ganz natürlich, daß die Gemüthsbewegungen und die Leidenschaften von allen Neigungen diejenigen sind, welche den Menschen den meisten Fehlern, den meisten Irrtümern und den meisten Gefahren aussetzen.

Siebenzehendes Hauptstück.

Von dem Willen. Festgesetzter Unterschied des Menschen und des Thieres.

Diejenigen Neigungen und Abneigungen der Seele, welche aus ihren höhern Kräften fliessen, welche durch eine erleuchtete Einsicht des Verstandes und der Vernunft bestimmet werden, sind, wie ihre Quellen, von einer erhabnern und edlern Natur. Die kostbare Fähigkeit in seinen Entschlüssen der Stimme der Vernunft zu fol-

gen, ist dasjenige, was wir den Willen nennen.

Bey den engen Schranken des menschlichen Geistes überhaupt; bey seinem gänzlichen Unvermögen alles Sinnliche von seinen höhern Vorstellungen zu trennen, ist es sehr natürlich, daß auch in den vernünftigen Neigungen der Seele sich mannigfaltige Mängel befinden, und daß auch diese der Unvollkommenheit unterworfen seyn, wie die Begierden und die Gemüthsbewegungen.

Indessen wird dadurch der Unterschied zwischen dem Thiere und dem Menschen, dem bloß sinnlichen und dem vernünftigen Wesen festgesetzet. Wie jenes nur einzelne Empfindungen und Errinerrungen einzelner Empfindungen, dieses aber allgemeine Begriffe hat: wie jenes also nur aus angebohrnen und angewöhnten Trieben handelt: so hat dieser allgemeine Begriffe; so kann er nach

allgemeinen Grundsätzen handeln; so kann er eine That die ein Trieb von ihm fordert aufschieben, ein Vergnügen das ihm die Gegenwart verspricht, verachten: und nach der Vorschrift eines Gesetzes ein abwesendes, ein zukünftiges Gut vorziehn, das von einem weitern Umfange und von einem höhern Werthe ist; so ist er in dem sittlichen Sinne ein freyes Wesen.

Achtzehntes Hauptstück.

Gemüthsart.

Die verschiedenen Mischungen der Begehrungsvermögen, ihre Vorzüge und ihre Mängel, ihre Harmonie und ihre Disharmonie, machen dasjenige aus, was man den Character, die Gemüthsart, das Naturell eines Menschen nennet. Diese werden natürlicher Weise durch sein Geschicke, und durch sein Genie bestimmt. Nach dem seine Gefühle und seine Einsichten vollkommen oder unvollkommen, ausge-

breitet oder eingeschränkt, richtig oder fehlerhaft seyn werden; nach dem wird es auch seine Gemüthsart seyn.

Nach dem durch das ganze Gebäude seiner Vorstellungen, Wahrheit und Uebereinstimmung herrschen werden; nach dem werden auch Rechtschaffenheit und Ordnung das ganze System seiner Neigungen beseelen.

Neunzehntes Hauptstück.

Triebräder der menschlichen Handlungen.

So wird der Mensch durch ein dreyfaches Gesetz beherrschet: Die Sinne beleben die sanften Bewegungen der Triebe und der Begierden. Die Einbildung entflammet das heftige Feuer der Gemüthsbewegungen, und der Leidenschaften. Die Vernunft beleuchtet die ruhigen Entschlüsse des Willens.

Grosse und wichtige Gesetze: Unmittelbar in der Natur gegründet, sind sie die Quellen aller besondern Gesetze, welche durch die mannigfaltigen Verhältnisse der Menschen gegen einander, und der äusserlichen Dinge gegen dem Menschen erzeuget werden.

Zwanzigstes Hauptstück.

Denken.

So mannigfaltig aber die Wirkungen, und die Veränderungen der menschlichen Seele in ihren verschiedenen Verhältnissen sind; so einfach ist die Quelle, aus deren sie fliessen, so einfältig ist das Triebrad, welches sie hervorbringet (*).

(*) Die Natur der menschlichen Empfindungen ist in unsern Zeiten durch verschiedene grosse Philosophen in ein ausnehmendes Licht gesetzet worden. Herr Sulzer hat die erste Quelle und die verborgensten Triebräder davon in seiner Theorie aufgeschlossen. Herr Moses Mendelssohn hat insbesondere die sinnlichen Empfindungen mit ei-

Denken, sich Vorstellungen von aussen-
her erwerben und in sich selbst solche bil-

---

nem nicht geringen Tiefsinn erkläret. Das vortreffliche Werkgen des Herrn von Pouilli, obwol älter als dieser beyder ihre Schriften, scheinet geschrieben, um ihre Sätze begreiflicher und verständlicher zu machen. Herrn Schmits Theorie der sittlichen Empfindungen entdecket nicht weniger viele Geheimnisse des menschlichen Herzens, obwol sie durch die Beobachtungen der drey erstern viel aufgeheitert, und so gar verbessert werden könnte. Ein gleiches kann ohngefehr von Herrn Hutchesons Werkgen über das moralische Gefühl und über die Leidenschaften gesagt werden, dem es aber gar zu sehr an deutlichen Begriffen fehlet. Hieher können auch Mylord Home Anfangsgründe der Kritik gerechnet werden. Sie sind eines der schönsten Werke in ihrer Art. Das erste, das neunte und das zehnte Hauptstück davon verdienen mit Hrn Sulzers Theorie verglichen zu werden. Herr Home war den Grundsätzen des Hrn. Sulzers sehr nahe. Seine Arbeit ist eine Art von Aesthetik. Diese Wissenschaft scheinet also in Großbrittannien und in Deutschland erfunden worden zu seyn. Doch in dem erstern dieser Reiche etwas später, wenn

den, (*) ist die einzige Kraft der Seele, der einzige Grund so vieler Modificationen, die einzige

man nicht einige Gedanken des Baco hieher rechnen will, welche uns veranlassen könnten, die Ehre der ersten Erfindung Engelland zuzuschreiben. Indessen ist es sehr wahrscheinlich, daß Herr Baumgarten diese Entdeckung in dem Reiche der Wissenschaften seiner eigenen Erfindsamkeit zu verdanken habe. Ein Philosoph könnte sich um die Weltweisheit ungemein verdient machen, wenn er durch die Beobachtungen der grossen Männer, die ich eben genennt habe, das System der Psychologie aufzuheitern und zu erweitern sich bemühete.

(*) Cogitare dicimur quando nobis conscii sumus eorum quæ in nobis contingunt & quæ nobis tamquam extra nos repræsentantur. Cogitatio igitur est actus animæ quo sibi sui rerumque aliarum extra se conscia est. Wolf Psycholog. emp. §. 23. Ens quod in nobis sibi sui & aliarum rerum conscium est, anima dicitur. Ibid. §. 20. Ich setze diese Erklärungen des grossen Weltweisen hieher, weil man den Innhalt dieses Hauptstückes für unrichtig erkläret hat, aus dem Grunde, daß einige Neuere mit dem Worte denken einen andern Begriff verknüpfet haben. Da man aber in der Philosophie die alten angenommenen Be-

Feder so vieler und so verschiedener Abwechslungen des menschlichen Geistes.

Wir haben es bereits angemerket, alles was dem Menschen Vergnügen gewähret, thut es nur dadurch, daß es die Thätigkeit seiner Seele unterhält; alles, was in ihm Misvergnügen erwecket, thut nichts anders, als daß es den Lauf dieser Thätigkeit schwächet, verwirret oder hemmet. Alle seine Bedürfnisse bestehen in Begriffen und in Empfindungen. Ohne diese stehet das ganze Triebwerk seiner Seele still.

Daher haben jede neue Vorstellung, jeder neue Gedanke, welche die Fähigkeit seiner Seele nicht übersteigen; daher haben die Mannigfaltigkeit

---

griffe und Erklärungen ohne Noth nicht ändern soll: so sehe ich keinen Grund hier, etwas zu ändern, obgleich ich es nicht tadle, daß man aus Mangel der Worte oft einen allgemeinen Ausdruck auch in einem bestimmtern Sinne gebrauche. S. auch Wolfens Psychol. rat. §. 61. 63. 81.

und die Abwechslung für den Menschen so mächtige Reize. Daher fliesset die Macht des Grossen, des Wunderbaren, des Unerwarteten. Daher sind Schauspiele, prächtige und seltsame Aufzüge, Reisen, Staatsveränderungen, ausserordentliche Begebenheiten, ja selbst allgemeine und besondere Unglücksfälle, dem bedürftigen Geist so angenehm. Daher ist es für denselben so empfindlich, von seiner Unwissenheit überführet zu werden. Daher ist die Ueberredung von der Ausdehnung, und von der Stärke seiner Fähigkeit für den Menschen so schmeichelhaft. Daher ist er so geneigt, Meynungen anzunehmen. Daher ist ihm alles so werth, was ihm neue und fruchtbare Begriffe gewähret, wenn diese nur nicht den Lauf seiner gewöhnten Gedanken durch unwillkommene Zweifel zerrütten oder hemmen.

Daher beschäftiget er sich nothwendig mit Gegenständen, welche ihn erniedrigen, wenn ihm solche fehlen, die seiner würdig sind. Daher

stürzet oft der gehemmte Lauf der Gedanken den Me n chen in die Langeweile, und in die Traurigkeit; und wenn die Zerrüttung seiner Vorstellungen oder der Mangel davon auf den höchsten Grad steigen, in eine vollkommene Verwirrung, und gar in die Verzweiflung. Daher erzeuget jede erfüllte Begierde eine andre; und daher ist jeder Genuß eines Vergnügens immer mit dem Verlangen eines grössern, oder eines neuen begleitet (*).

Daher fliesset die Unersättlichkeit des menschli-

(*) Ein glücklicher Fortgang in allen Unternehmungen befriedigt die Menschen niemals dergestalt, daß sie nicht immer weiter fortgehen wollten, sagt der Perser Artabanus beym Herodotus VII. 49. Dasselbige merket Plutarch aus Anlasse des Cäsars an, in dessen Lebensbeschreibung S. 535. Daher läßt sich auch die uneasiness oder Unzufriedenheit erklären, welche **Locke** (vom menschlichen Verstande Buch II. Hauptstück 21) für das Triebrad des menschlichen Willens angiebt. Sie bestehet eben in der Empfindung der Bedürfniß neuer Begriffe oder Gefühle.

chen Herzens, und das unruhige Bestreben des Geistes nach einer immer höhern Vollkommenheit.

Wie grösser die Sphäre seiner Thätigkeit ist; desto mehr spornet eine natürliche Nothwendigkeit ihn an, sie immer zu erweitern (*).

Ein und zwanzigstes Hauptstück.

Von dem Leibe, und von seinen Einflüssen in das Geschicke und in die Gemüthsart der Menschen.

Die Gedanken sind die einzige Nahrung der mensch=

(*) Es läßt sich gröstentheils hieraus erklären, warum ein Armer nicht so sehr nach Reichtümern strebet als ein Reicher; warum ein Unwissender nicht so sehr nach neuen Einsichten trachtet, als ein Gelehrter; und warum ein Eroberer immer sein Gebiet zu erweitern suchet. Der Geist eines jeden hat nach dem Masse seiner Fähigkeit, Beschäftigungen nöthig, und bestrebet sich nach solchen neuen Eroberungen, die ihm durch die vorhergehenden erleichtert werden.

menschlichen Seele. Sie ist sich selbst eine unerschöpfliche Quelle von Vergnügen und von Misvergnügen.

Indessen stehet sie in Betrachtung ihrer Verrichtungen in einer beynahe gänzlichen Abhängigkeit von dem Leibe. Er ist das Werkzeug durch welches ihr die äusserlichen Gegenstände und ihre Wirkungen bekannt werden; wie dasjenige, durch welches sie ihre Thätigkeit gegen dieselben äussert.

Jeder Veränderung, welche in dem Leibe vorgehet, entspricht eine solche in der Seele. Jede Abwechslung, die sich in dieser ereignet, scheinet nicht weniger eine solche in jenem zu verursachen.

Durch ein unergründliches Geheimnis hat der weise Urheber der Natur zwischen diesen zwey so verschiedenen Meisterstücken seiner Macht und seiner Weisheit die genaueste Vereinigung vestgesetzet. Ohne die Seele wäre der Leib ein unwirksamer Klumpe. Ohne den Leib könnte die

Seele auf dieser Erde keine, oder doch die wenigsten, ihrer Bedürfnisse befriedigen. Die Vollkommenheit des einen dieser zwey Wesen stehet mit der Vollkommenheit des andern in der engesten Verknüpfung.

Nachdem also der Leib in seiner Anlage wol oder übel organisiret, nachdem er in seinen Verrichtungen schnell oder langsam, richtig oder unrichtig; ja oft nachdem er in seinem zufälligen Zustande gesund oder krank ist; nach dem sind die Empfindungen, die Einbildungen, die Erinnerungen, und die Erwartungen der Seele richtig, lebhaft und ordentlich, oder fehlerhaft, schwach und ausschweifend; nach dem wird in dem niedrigen Kreise der groben sinnlichen Bedürfnisse zurückgehalten, oder zu dem Gefühle höherer Schönheiten und erhabnerer Vorzüge erhoben.

Zwey und zwanzigstes Hauptstück.

Einflüsse des Himmelsstriches und der Landesart in die Sitten (*).

Eine vortheilhafte Organisation aber ist nicht die Frucht jedes Bodens, ist nicht der Antheil jedes Himmelsstriches. Die Natur der Elemente, welche den Leib bilden, umgeben und erhalten, begünstiget oder hintert sie auf mannigfaltige Weisen. Daher ist die wichtige Frage entstanden; wie groß die Einflüsse des Himmelsstriches und der Landesart in den sittlichen Character der Menschen sey. Einige Philosophen schreiben denselben alles zu, und wollen alles durch sie erklären; andere machen ihre Wirkungen gar klein, und gar unbeträchtlich. Es scheinet, daß die einen wie die andern zu weit gehen. Die einen wie die andern stützen

(*) Plato von den Gesetzen B. V. zu Ende.

sich auf Beyspiele und auf Gründe; die einen wie die andern aber scheinen die Schlüsse, welche sie daraus ziehen, zu weit auszudehnen.

Nachdem durch die Einflüsse der Luft und der Nahrung die Säfte und die Nerven des Menschen eine mildere oder rohere Beschaffenheit erhalten; nachdem sie seinen Empfindungen einen langsamern oder einen schnellern, einen ordentlichern oder einen unordentlichern Schwung ertheilen; nachdem werden auch sein Geist heitrer oder finstrer, thätiger oder unthätiger und sein Gemüth wohlwollender oder bösartiger, stärker oder schwächer seyn.

In lieblichen Gegenden, wo die mütterliche Natur alle ihre Reize, alle ihre Vollkommenheiten ausgestreuet hat; wo sie den Menschen mit unzähligen freywilligen Gutthaten überschüttet; wo sie ihn beynahe von aller Mühe und von aller Arbeit frey spricht; wo sie seine Begierden auf viele und mannigfaltige Gegenstände verthei-

let; wo die Gewalt der Hitze die Thätigkeit und die Kräfte seines Körpers schwächet; wo der häufige Genuß ihn eher erschöpfet, als ihn an andern Orten die Arbeit müde machet; in solchen Gegenden muß er anders beschaffen seyn, als in rohen Ländern, welche ihm beynahe alles versagen; wo alle seine Kräfte erschöpfet werden, um ihm eine harte und rohe Nahrung zu verschaffen; wo seine Begierden, auf wenige und schlechte Gegenstände eingeschränket, nur desto heftiger und unbändiger sind; wo sein Leib hart und stark, mühsame und gewohnte Arbeiten zu ertragen fähig; aber zu mannigfaltigen Beschäftigungen und insonderheit zu solchen, welche die Beyhilfe des Verstandes erfordern, beynahe untüchtig ist.

Wie in den einen dieser Gegenden die Weichlichkeit und der Ueberfluß, und in den andern die Noth und die Härtigkeit, die Kräfte des Körpers und die Fähigkeiten der Seele beynahe aller Er-

höhung und aller Erweiterung unfähig machen; so müssen der Werth und die Würde des Menschen ungleich höher seyn in Ländern, wo die Vorzüge und die Nachtheile der Landesart und des Himmelsstriches in mannigfaltigen Mischungen ausgestreuet und vertheilet sind; wo die Wohlthaten, welche die Natur dem Menschen ohne Mühe gewähret, seine Empfindungen mildern; und wo diejenigen, welche sie seinem Fleisse zum Preise aussetzet, seine Fähigkeiten schärfen.

Solche Gegenden erzeugen Menschen, welche zu der wahren Grösse ihrer Bestimmung, zu der Weisheit, zu der Tugend, zu der Freyheit vorzüglich aufgelegt sind. Die milden Einflüsse einer gemässigten Luft und einer angenehmen und gesunden Nahrung, geben allen Säften einen regelmässigen, einen weder zu geschwinden noch zu langsamen Lauf. Die mannigfaltigen Schönheiten der Natur, an welchen diese Länder vorzüglich reich sind, machen da in glücklich organi-

sierte Leiber liebliche und sanfte Eindrücke, und durch diese wird die Einbildungskraft erhöhet, verschönert, bereichert; die Gemüthsbewegungen und die Leidenschaften werden da mannigfaltiger und mächtiger, und selbst die körperlichen Begierden und Triebe werden da verfeinert, erweitert, veredelt. So werden in glücklichen Gegenden die Seelen zu den sanften Freuden des Geistes und des Verstandes erhoben, und zur Vernunft, zur Weisheit und zur Tugend vorbereitet.

So sind dem warmen Süden Trägheit und Schwäche des Leibes, Eingeschränktheit, und Erschlagenheit des Gemüthes, Ruhe und Vergnügsamkeit eigen. So sind es dem kalten Norden Stärke des Leibes, Trägheit des Geistes, Unbeugsamkeit des Gemüthes, Unruhe und Unzufriedenheit; indem die Vorzüge des Leibes und des Geistes durch die gemässigten Gegenden man-

nigfaltig vertheilet sind. So sind Sclaverey und Furchtsamkeit die Früchte des Südens; Unbändigkeit und Tapferkeit der Antheil des Nordens, (*) und Freyheit und Tugend das glückliche Loos von den gemässigten Ländern.

Indessen leiden diese Regeln ihre mannigfaltigen Abfälle, (**) und die Geschichten zeigen, daß in denselbigen Ländern abwechslungsweise, wilde und sanfte, tapfere und feige, gutartige und böse, dumme und geistreiche Menschen gewohnet haben.

In den meisten Gegenden leben nun Menschen, die von ihren alten Bewohnern ganz verschieden sind.

Der Occident, und selbst der äusserste Nor-

(*) Strabo II. S. 128. III. 161. 163. 164. 212. 127. 246. 247. XI. 575. 587. 612. XVII. S. 551. Aristot. polit. VII. 7.

(**) La Hontan B. II. S. 96. merket an, daß die meisten nördlichen Nationen unter den Canadiern feig seyn.

den sind nun der Sitz der Philosophie, der Künste, der Wissenschaften, der mildern Sitten. Der Orient hingegen und das erleuchtete Griechenland sind es gröstentheils von der Unwissenheit, von der Finsterniß, und von der Barbarey.

Man hat so gar beobachtet, daß sehr grosse Veränderungen dieser Art sich in sehr kurzen Zeitpuncten ergeben haben (*).

So groß also immer die Macht des Himmelsstriches angenommen werden mag: so ist doch richtig, daß die Ausbreitung des Lichtes, der Betriebsamkeit, der Künste das roheste Clima allmählich verbessern; und daß Unverstand und Unordnung die wolthätigen Einflüsse des mildesten Himmels vergiften können.

So lang die Einwohner einer Gegend keine besondere Anbauung geniessen; so lang ihr Land

(*) Bodin de la république P. I. p. 697.

unverbessert in seinem ursprünglichen Zustande verbleibt: so lang wird ohne Zweifel der Einfluß des Himmelsstriches der vorzügliche Bestimmungsgrund ihrer Sitten seyn.

So bald aber in einem auch noch so rohen Lande Verstand und Kunst durch den Umgang und durch die Beyspiele gesitteterer Völker anfangen sich auszubreiten; so bald werden die Sitten und die Gemüthsart seiner Einwohner anfangen, eine andere Gestalt anzunehmen.

Ich gehe weiter: Das Clima in dem ausgedehnten Verstande höret auf dasselbige zu seyn (*).

(*) Man findet in des Herrn von **Buffon** Naturgeschichte B. VI. S. 310. und 315. Beobachtungen, welche diesen Satz bestätigen. Æquinoctio quippe autumnali exacto, per eos tractus superfusæ nives opplevere, montes simul & campos — sagt Ammian Marcellin XVII. 1. von den Gegenden um Straßburg, Mainz, Cölln ꝛc. welch ein Unterschied gegen die dermaligen Zeiten. Julius mensis unde sumunt Gallicani procinctus exordia. Amm. Marcell. XVI. 8.

Ausgetrocknete Moräste, ausgereutete Waldungen, angebauete Felder müssen die Luft, die Nahrungsart und alles in einem Lande ändern; und eine so glückliche Verwandlung muß ohne Zweifel auch in die Leiber, und in die Geister der Einwohner einen besondern Einfluß haben (*).

(*) Machiavell Discours politiques, L. I. Ch. I. zeigt, daß die erste Sorge des Stifters eines Staates seyn soll, die schädlichen Einflüsse des Clima zu verbessern. Villeicht hat unter den Alten und Neuen niemand die Frage über den Einfluß des Clima in die Sitten besser bestimmet und beantwortet als Strabo: Hujusmodi enim dispositiones non a providentia sunt institutæ, ut neque gentium differentiæ & linguæ, sed casu quodam & fortuna, ut & artes, facultates, studiaque plerumque ab uno si fiat initium invalescunt, in quocunque terræ situ; quanquam est in situ terræ etiam aliquid: Itaque usitata apud alios alia sunt naturæ ductu, alia hominum instituto & usu. Non enim natura fit, quod Atheniense studiosi sunt litterarum, Lacedæmonii non item, ac ne Thebani quidem, illis viciniores, sed magis more. Ita neque Babylonios natura philosophos facit aut Ægyptios, sed exercitatio & consuetudo. Quin & equorum, boum aliorumque

Drey und zwanzigstes Hauptstück.

Einflüsse der übrigen äusserlichen Gegenstände in die Sitten. Werth der Dinge.

Alle andern Gegenstände, welche den Menschen umringen, alle Umstände, in die er durch die unvermeidliche und beständige Abwechslung der Dinge versetzet wird, haben nicht minder mächtige Einflüsse in den Leib und in den Geist desselben. Die unendlich mannigfaltigen Verhältnisse der Dinge gegen einander, und gegen den Menschen, bestimmen größtentheils sein Naturell, und sein Character. Sie modificieren auf mannigfaltige Weise die drey mächtigen Triebräder seiner Neigungen, die Triebe, die Lei-

animalium præstantia non locis tantum sed & adsuefactioni debetur, Strabo L. II. p. 104. Es ist beynahe überflüssig anzumerken, daß das Wort providentia in dieser Stelle eine Art von natürlicher Nothwendigkeit bedeute. S. auch Bodin de la République, P. I. pag. 697.

denschaften und den Willen. Glückliche und angenehme Umstände, Reichthümer, Ehre, Ansehn, Ruhe thun insgemein die Wirkungen einer warmen Luft, indem Armuth, Niedrigkeit, Sclaverey, Mühseligkeit, den Einflüssen eines rohen Himmelsstriches gleich kommen.

Also hängt der Mensch von so unendlich vielen Zufälligkeiten ab, als Dinge und Verhältnisse ausser ihm sind, welche die Thätigkeit seiner Seele befördern, oder hemmen können. Da indessen die Stärke oder die Schwäche der Eindrücke, welche diese äusserlichen Dinge in die Seele machen, von ihrer stärkern oder schwächern Empfänglichkeit; von ihrer grössern oder geringern Thätigkeit abhangen; so wird auch ihr Werth für jeden einzelnen Menschen sehr verschiedentlich bestimmt; so verändert er sich bey einzelnen Menschen, wie bey ganzen Völkern, nach der verschiedenen Beschaffenheit der körper=

lichen Anlage, der Umstände, des Alters, und der Einsichten.

Ein Kind und ein kindischer Mensch sind fähig, von einer jeden schimmernden Kleinigkeit gerühret zu werden, da alle ihre Fähigkeiten auf die Sinne eingeschränket sind. Die Seele eines eiteln Frauenzimmers ist für einen kostbaren und geschmackreichen Putz lauter Empfindung. Künstliche Gemählde, prächtige Gebäude, kostbare Aufzüge geben dem Geiste des Kenners, des Verschwenders, und des Eiteln einen besonders feurigen Schwung, indem der Geschmack und die Einbildung ihre Gemüther vollkommen beherrschen; und indem die Empfindlichkeit ihrer Sinne und ihrer Einbildung, Gegenständen, derer Werth an sich sehr gering seyn kann, Reize beyleget, welche ihnen fremde sind.

Für den denkenden Menschen hingegen, für den Menschen, dessen Verstand gesund ist, haben alle Gegenstände den wahren Werth, den

ihnen die Natur beygeleget hat; je nachdem ein jeder seine höhern und edlern Seelenkräfte in eine zweckmässigste Thätigkeit versetzet; nachdem Ordnung, Wahrheit, Schönheit, Güte, Harmonie Symmetrie, jeden mit ihrer ursprünglichen und unveränderlichen Würde bekleiden: Nur der gesunde Verstand und die Weisheit sind fähig, den wahren Werth der Dinge zu bestimmen; indem die Sinne und die Einbildung sich durch den blendenden Schein des Neuen, des Grossen, des Wunderbaren auf tausendfältige Irrwege mißleiten lassen.

So tyrannisiren die Einflüsse der äusserlichen Gegenstände den thierischen und den sinnlichen Menschen, indem der Verständige sich ihrer Herrschaft nicht anders unterwirft, als in so fern sie in den unveränderlichen Gesetzen der Natur und der Vernunft gegründet ist. So ist in der That der Weise allein frey, weil, über die Tyranney eingebildeter und niedriger Bedürfnisse

erhoben, er nur edeln und wirklichen Gesetzen gehorchet.

Vier und zwanzigstes Hauptstück.

Von dem Einflusse des Menschen in den Menschen. Beyspiel.

Von allen Dingen, welche den Menschen umgeben, hat indessen in ihn nichts einen grössern Einfluß als der Mensch.

Ohne die Beyhilfe seines gleichen, kann der einzelne Mensch kaum dem Leibe nach zu Kräften kommen. Wenn er erwachsen ist, so kann er ohne die Gesellschaft nichts als ein thierisches und sehr unvollkommenes Leben führen.

Ohne die Vereinigung seiner Beobachtungen mit den Beobachtungen andrer Menschen, würde er kaum jemals sich zu dem schwächsten Gefühle der Schönheit der Natur erheben. Ohne den Umgang andrer würde es ihm unmöglich seyn,

sich eine nur unbeträchtliche Anzahl von Begriffen zu sammeln. Ohne den Vortheil, seine Empfindungen und seine Gedanken andern mitzutheilen, und ohne von ihnen die gleiche Gutthat zu geniessen; ohne den mächtigen Einfluß einer Einbildungskraft in eine andere, würde der menschliche Geist in der grösten Unthätigkeit verbleiben. Er würde der Anlässe zur Wolthätigkeit und zur Tugend beraubet, einer wahren Grösse unfähig, weit den grössern Theil seines Vergnügens entbähren müssen, und der übriggebliebene würde für ihn unendlich viel von seinem Werthe verlieren.

Der Mensch ist also für den Menschen die reichste Quelle von Vergnügen und von Glückseligkeit. Jedes gesellschaftliche Gefühl ist an unzählichen angenehmen Empfindungen fruchtbar. Jedes freundliche Wort, das der Mensch zu dem Menschen redet, ist eine Wohlthat, durch welche die Thätigkeit seiner Seele erhöhet, und

geübet wird. Jeder Anblick eines Menschen giebt dem andern einen Anlaß die edlern Triebe seiner Seele zu befriedigen.

Die Macht des Beyspieles bestehet nur darinn, daß ein Mensch von dem andern, nicht ohne ein besonders Vergnügen, eine neue Weise ablernet, die Kräfte seiner Seele oder seines Leibes thätig zu machen.

Fünf und zwanzigstes Hauptstück.

Von der Nachahmung.

Aus diesem Grunde ist leicht der mächtige Hang zur Nachahmung zu erklären, welchen wir bey der Jugend, und insonderheit bey der glücklich organisierten Jugend so mächtig finden.

Ohne einige Kenntnis der Mittel, durch welche sie ihre Seelenvermögen in die ihnen so nöthige und so angenehme Thätigkeit versetzen können, ergreifen die Kinder jedes Beyspiel mit einer desto feurigern Begierde, je weicher, je

beugsamer, je vollkommener ihre Organen, je grösser und je mannigfaltiger ihre Fähigkeiten sind. Jede Handlung, jede Veränderung, welche sie einem andern Menschen absehen können, sind für sie wohlthätige Funken, die ihre zarten Einbildungen entflammen, und die ihre Fähigkeiten in einen für sie desto schmeichelhaftern Lauf bringen, je mehr ihre Seelen und ihre Leiber der Bewegung bedürfen.

Wenn aber einmal die also erlernten Handlungsarten zu Gewohnheiten geworden sind; wenn einmal mannigfaltige Begriffe und Kenntnisse die Seele mehr beschäftigen; wenn die Nerven stärker, die Säfte zäher, die Glieder und die Werkzeuge der Sinne minder beugsam werden, so nehmen allmählich die Neigung und die Fähigkeit zur Nachahmung ab.

Die Fertigkeit nachzuahmen ist also der erste und der wichtigste Schritt zu der Erhöhung der

Geschicklichkeiten des Leibes, so wol als der Seele. Wie mächtiger dieselbe sich bey einer jungen Person äussert; desto eine grössre Hofnung kann man sich von derselben machen. Sie setzet eine feine Empfindsamkeit, eine lebhafte Einbildungskraft, eine schnelle Beugsamkeit der Seele, und folglich eine glückliche Anlage des Leibes voraus, und sie ist selbst das beste Mittel alle Vorzüge der Seele und des Leibes zu erhöhen. Sie kann auch daher für die Sitten und für die Wolfahrt derer sehr gefährlich werden, welche damit im höchsten Grade begabet sind. Nach dem sie geleitet wird, ist sie ein Vortheil oder ein Unglück.

Aus dem gleichen Grunde, aus welchem dieser Hang bey den Kindern sehr mächtig ist, ist er es nicht minder bey dem Frauenzimmer und bey Leuten von Stande, die ein weichliches und müssiges Leben führen. So ist er es auch bey ganzen Völkern, nach Maaßgabe ihrer Gleichheit

mit den Kindern, und mit den Weibspersonen (*).

Da die Empfindsamkeit der Sinne, und die Lebhaftigkeit der Einbildung vorzüglich von einer feinern oder gröbern Anlage des Leibes abhängen; so trägt das Clima unendlich viel bey, die Fähigkeit zur Nachahmung zu erhöhen oder zu schwächen.

Für diejenigen, welche durch Gesetze ganze Völker beherrschen, oder durch die Erziehung einzelne Menschen bilden sollen, ist die Erwegung dieser Beobachtung im höchsten Grade wichtig.

(*) Nach dieser Beobachtung könnte man vielleicht die ganze Geschichte der Mode erklären. Ihr gröster Werth und ihre gröste Macht bestehen darinn, daß sie leeren aber doch von Fähigkeit nicht entblößten Gehirnen Stoff zur Beschäftigung giebet.

Sechs und zwanzigstes Hauptstück.

Von dem Ansehn, oder von der Macht der Geister über Geister. Stärke der Seele. Werkzeuge der Vereinigung der Menschen.

Aus der nemlichen Quelle fliesset die Macht, welche ein Geist über einen andern ausübet.

Ein Geist, der ganz roh, ohne Begriffe, ohne besondre Neigungen, ohne Leidenschaften, in einem vollkommnen Gleichgewichte sich auf keine Seite hänget, giebt ohne Widerstand jedem Eindrucke, jeder Vorstellung nach, die ihm Vergnügen versprechen, oder die ihm Misvergnügen androhen. Es brauchet eine sehr kleine Kraft, ein sehr kleines Gewicht, ihn auf diese oder auf jene Seite zu neigen. Jede Kleinigkeit ist im Stande, seine Thätigkeit in Bewegung zu bringen. Jede Kleinigkeit ist im Stande sie zu hemmen. Ein Kind führt den stärksten Ochsen;

eine ganze Herde von Schaafen wendet sich auf eine Seite, so bald eines sich dahin kehret. So ist es auch mit dem Menschen beschaffen, der nichts weiters kennet, als seine thierischen Bedürfnisse, dessen Seelenkräfte sich in den engen Kreis seiner Sinne einschränken, und dessen kleinen Fähigkeiten alle weitern Aussichten verschlossen sind. Solche Geister scheinen durch die Natur zur Sclaverey, und zur Dienstbarkeit verdammet. Der erste der beste, der nur ein wenig mehr Verstand besitzet als sie, ist fähig, sie zu allem zu bringen, wozu ihre eingeschränkten Kräfte hinreichen.

Ganz anders verhält es sich mit Geistern, welche ihre ebenfalls eingeschränkten Fähigkeiten etwas erhöhet, und welche ihre Begierden, und ihre Triebe zu Gemüthsbewegungen und zu Leidenschaften erhoben haben. Diese können durch keinen äusserlichen Eindruck von andern Menschen geleitet werden, als durch die Entflammung ih-

rer Gemüthsbewegungen, und ihrer Leidenschaften. Vermittelst dieser mächtigen Triebräder allein können ihre Seelen in Bewegungen gebracht werden, welche rohen Menschen desto schmeichelhafter vorkommen müssen, je mehr sie sie freywillig glauben. Hieraus entstehet eine andere Art der Sclaverey, die ebenfalls keinem wahren Ansehn, sondern vielmehr einer vollkommenen Tyranney entspricht; und welche desto gefährlicher ist, weil sie durch einen zauberischen Betrug sich den blendenden Glanz der Freyheit zueignet.

Edlere und aufgeklärtere Geister allein sind einer bessern Leitung fähig. Durch eine mässige Erhöhung der Einbildungskraft, und durch eine glückliche Erleuchtung des Verstandes, für die Schönheit der Ordnung, der Anständigkeit und der Gerechtigkeit vorzüglich fühlbar, überlassen sie sich mit Vergnügen den Eindrücken, welche von diesen erhabenen Begriffen unterstützet sind. Diese versetzen ihre verfeinerten Fähigkeiten in

eine regelmässige Thätigkeit; diese gewähren ihnen wahrhaftig angenehme und grosse Aussichten. Bey solchen vortreflichen Seelen hat also, auf die höhern Gesetze der Vernunft und der Weisheit gegründet, ein wahres Ansehn und derjenige Gehorsam statt, welcher mit der wahren Freyheit bestehen kann.

So finden wir drey verschiedene Quellen des Ansehns; die **Einfalt**, die **Leidenschaften**, und die **Vernunft**.

Wie aber selten ein Mensch gefunden wird, den eines dieser Triebräder allein beherrschet; wie insgemein Unwissenheit, Einbildung, und Verstand, in jedem Character, sowol einzelner Menschen, als einer Menge von solchen, verschiedentlich gemischet sind: so werden auch Ansehn und Unterwirfigkeit bey demselbigen Menschen, und bey demselbigen Volke meistens durch die Einflüsse aller dieser Triebräder mit einander erzeu-

get. So werden die Wirkungen eines jeden verschiedentlich durch einander befördert, gehemmet, verwirret, geordnet.

So erwirbt auf verschiedene Arten der Mensch den Vorzug seines gleichen zu befehlen, sie zu leiten. Vorzug, welcher edeln und grossen Seelen so kostbar ist; dessen Reize immer zunehmen, jemehr sie genossen werden; welcher dem unersättlichen Geiste immer ein weiteres Feld seiner Thätigkeit eröfnet, welcher also ein wahrer Instinct der grossen und starken Seelen ist, und welcher es nur allzuoft durch die ansteckende Kraft der Nachahmung auch von den kleinern wird.

Daher der Hang zur Gesetzgebung, zur Stiftung philosophischer und theologischer Secten, zu Errichtung von Ordensregeln und von Brüderschaften; daher die mächtige Begierde Proselyten zu machen, und der eitle Ehrgeiz sich an

der Spitze einer Faction groß und furchtbar zu zeigen.

Wie also mittelmässige und schwache Geister gerne sich einem Strohme überlassen, sich parteyen und Anhänger dieser oder jener Person, dieser oder jener Secte oder gar nur eines Namens oder einer Farbe (*) werden. Wie dieser Parteygeist die Thätigkeit von Seelen unterhält, die sonst leer und bewegungslos geblieben wären,

(*) Si tamen aut velocitate equorum, aut hominum arte tracherentur esset ratio nonnulla, nunc favent panno; pannum amant; & si in ipso cursu medioque certamine hic color illuc, ille huc transferatur; studium favorque transibit, & repente agitatores illos, equos illos quos procul noscitant, quorum clamitant nomina relinquent. Plin. junior L. VIIII. epist. 6. Es ist bekannt, was für Unordnungen dieser Parteygeist für die theatralischen Farben in den letzten Zeiten des römischen Reichs verursachet, und wie sehr derselbe den Character des Kaisers Justinianus entehret hat. S. auch Arrians Epictet B. 3. Hptst. 4.

wie er jedem Menschen eine eigene Nahrung seiner Neigungen, seiner Gemüthsbewegungen, seines Stolzes, seiner Wolthätigkeit, seiner Bosheit darbeut; wie er bey jedem die Sphäre seines Daseyns erhöhet und erweitert: so kann man mit Recht sagen, daß durch eine weise Anordnung der Vorsehung das Bedürfnis beherrschet zu werden, schwachen, und die Leidenschaft zu herrschen starken Geistern eigen sey.

Wie die Stärke eines Körpers darinn bestehet, daß er die Bewegung vieler und grosser Körper zu befördern, oder zu hemmen, auf sie zu wirken oder ihren Eindrücken zu widerstehn, im Stande ist: so bestehet die von der Seele darinn, daß sie vielen andern nach ihrem Gutbefinden Ruhe oder Thätigkeit gebietet, von andern aber sich solche nicht leicht vorschreiben läßt.

Durch diese Triebräder allein konnten Familien und bürgerliche Gesellschaften entstehen. Durch diese allein konnte die Ordnung darinn

festgesetzet, und durch diese allein kann sie darinn unterhalten werden.

Durch sie hat oft das Genie eines einzigen Menschen in das Schicksal und in die Denkensart eines ganzen Volkes einen Einfluß, der sich durch eine lange Reihe von Begebenheiten und von Revolutionen ausbreitet. So hat oft der Charakter eines einzigen Mannes, den von einem ganzen Volke gebildet. So hat oft ein einziger Sterblicher seine Fehler und seine Tugenden einem ganzen Weltalter mitgetheilet. So hat oft ein einziger Mensch unzählige schlafende Seelenvermögen aufgewecket, und in eine glückliche Bewegung gesetzet, insonderheit in den milden und lieblichen Ländern, wo eine beßre Organisation die Leiber beugsamer und die Seelen gelehriger machet.

Sieben und zwanzigstes Hauptstück.

Verhältnisse des Menschen gegen Gott. Religion.

So sehr die wechselsweisen Verhältnisse des Menschen gegen den Menschen, die Würde seiner Natur erheben; so zeiget doch erst ihre wahre Erhabenheit sich in ihrem gänzlichen Lichte, wenn der erleuchtete Sterbliche der grossen Verhältnisse gewahr wird, in welchen er mit dem unendlichen Schöpfer aller Dinge, mit dem unbegreiflichen Vater aller Wesen steht.

So bald der Mensch fähig wird, die Verhältnisse von Ursache und von Wirkung einzusehen; so bald muß er sich für das Werk eines höhern Wesens erkennen: So bald er in den Stand kömmt, die Zufälligkeit und die Schwachheit der Wesen zu begreifen, die ihn umgeben: so bald muß seine Vernunft zu einem nothwendigen, zu einem allmächtigen Wesen hinaufsteigen,

welches ihnen das Daseyn gegeben hat. So bald er fähig wird, die Vortreflichkeit des Ebenmaasses, der Harmonie und der Ordnung zu empfinden: so bald müssen ihre Merkmale, welche aus allen Theilen der Schöpfung hervorstrahlen, ihn nothwendig zu einer ewigen Urquelle von Ordnung, von Harmonie, von Ebenmaasse hinleiten; und ihn mit grossen Begriffen von dem Urheber und von dem Beherrscher des Ganzen erfüllen. So bald mit den Begriffen von Güte, von Weisheit, von Vollkommenheit befreundet, sein Geist, auf alle Ausflüsse davon aufmerksam wird, welche aus dieser unendlichen Quelle seiner Seele zuströhmen: so muß er überzeuget werden, daß dieser Urheber, dieser Erhalter, dieser Beherrscher aller Dinge, nichts als Güte, nichts als Weisheit, nichts als Vollkommenheit ist: so bald muß seine, durch diese grossen Begriffe erhöhete, Vernunft ihn lehren, daß alles was da ist, nur deßwegen

da ist, damit diese ihm wesentlichen Eigenschaften sich zu der Glückseligkeit, und zu der Vollkommenheit des Ganzen äussern; daß er, er selbst, der schwache Sterbliche, dazu geschaffen ist, ein Werkzeug dieser wolthätigen göttlichen Absichten abzugeben, und daß er seine Glückseligkeit nicht anders befördern könne, als wenn er sich nach allen seinen Kräften bestrebet, diese grosse Bestimmung zu erfüllen; und nach dem Beyspiel seines grossen Schöpfers, nach allem zu streben, was wahrhaftig gut, was wahrhaftig schön, was wahrhaftig vollkommen, was wahrhaftig fähig ist, die Vollkommenheit des Ganzen zu befördern.

Diese grossen Gefühle erhöhen alle Fähigkeiten des Geistes und alle Regungen des Herzens. Sie eröfnen der Seele ein unumschränktes Feld für ihre Thätigkeit, eine unabsehbare Folge grosser

Hofnungen. Sie bringen sie erst der Würdigkeit ihres Wesens, und der Erhabenheit ihrer Bestimmung entgegen. Erst die Kenntnis der wichtigen Verhältnisse, in welchen der Erschaffene mit dem Unerschaffenen steht, setzet den erstern in den vollkommenen Besitz seiner grossen Vorzüge, und versichert ihm die herrlichen Belohnungen, durch welche die wesentliche Vortreflichkeit der Tugend und der Rechtschaffenheit ihm noch kostbarer noch verehrungswürdiger wird.

Acht und zwanzigstes Hauptstück.

Werth des Menschen. Sittlichkeit. Gewissen.

So wird erst durch seine Verhältnisse gegen die Gottheit; erst durch seine Einflüsse in die Glückseligkeit des Menschen, und in die Vollkommenheit des Ganzen die Natur des Menschen veredelt, und zu ihrer wahren Würde erhoben,

Wenn der Mensch nicht den Schöpfer erkennen, verehren, bewundern; wenn nicht nach dessen allgütigen Absichten, er den Menschen lieben, dem Menschen Gutes thun könnte: so würde er nicht glücklicher seyn, als jedes andre Thier.

Das Maaß unsrer auf uns selbst eingeschränkter Empfindungen ist bald erfüllet. Wir haben bald uns selbst so viel Gutes gethan, daß wir Gefahr laufen, durch einen überhäuften Genuß uns zu überladen, und unglücklich zu machen. Das Gute hingegen, das wir andern thun können, ist in keine Grenzen eingeschlossen. Es erhebet unsre Seele über sich selbst, und es gewähret ihrer Thätigkeit einen Lauf ohne Schranken. Vereinigt mit den grossen Hofnungen, welche die Gutheissung des höchsten Wesens dem Sterblichen in das Unendliche versichert, führet erst dieses edle Gefühl unsere Neigungen, unsre Begierden, und unsern Willen zu der wahren Erhabenheit ihrer Bestimmung, und giebt es ih-

nen die vollkommenste Richtung und den glücklichsten Schwung, derer sie fähig sind.

Durch die Kenntnis und durch die Empfindung dieser Vorzüge, und dieser Hofnungen, erhält das wahre sittliche **Gefühl** (*) seine Thätigkeit und seine Stärke. Durch sie entwickeln und bevestigen sich die Menschenliebe, die Neigung zur Wolthätigkeit, die Liebe des Rechts,

(*) Vortreffliche und verehrungswürdige Männer haben dieses moralische Gefühl verdächtig machen wollen; und wenn man es als die einzige Richtschnur der Sittlichkeit annehmen, und alle andern verwerfen wollte, so würden unstreitig daraus viele Bedenklichkeiten folgen. Indessen liegt es gegründet, in der Seele; und rühret es, auch ehe die Gesetze der Natur philosophisch entwickelt, oder in bürgerliche und religiose Gesetze eingekleidet werden, die bessern unter den Menschen; wie das Grosse, das Schöne, das Vollkommene in der Natur und in der Kunst sie rühren, ehe noch die Regeln entwickelt und erfunden sind.

und der Haß des Unrechts, und der Unbilligkeit; und auf diese gründet sich das wahre Gesetz der Natur und der Vernunft, so viel Gutes zu thun als uns möglich ist, in das Ganze unsers Lebens, und in alles, was uns umgiebt, so viel Vergnügen, so viel Ordnung, und so viel Vollkommenheit zu bringen, als uns immer unsere Fähigkeiten erlauben.

Aus dieser erhabenen Quelle fliessen die edle Empfindung der Schaam, welche den Menschen bey Handlungen und in Umständen beunruhiget, in denen er seiner grossen Bestimmung nicht entspricht; und die kostbare Zufriedenheit, welche ihn beglückseliget, wenn er sich bewußt ist, des Beyfalls der Menschen, und der Gutheissung Gottes nicht unwürdig zu seyn. Grosse und wichtige Gefühle, derer Zärtlichkeit, Richtigkeit und Ausdähnung, durch das Maaß des Lichtes, der Ordnung und der Stärke bestimmet werden, welche in einer Seele herrschen.

Mit ihnen erwachet in dem Menschen der ihm angebohrne Richter, das Gewissen; ein gutthätiger Austheiler von Beruhigung und von Freude über Thaten, durch welche die grosse Absicht der Natur und ihres allgütigen Urhebers, die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes, befördert; ein ernstlicher Rächer solcher, durch welche dieselbe gestöret wird.

Neun und zwanzigstes Hauptstück.

Tugend. Glückseligkeit. Erziehung.

Die Erkenntnis der grossen Verhältnisse gegen den Schöpfer, die Schöpfung, und den Menschen, ist es, welche die verschiedene Triebräder der Menschheit, die Begierden, die Leidenschaften und den Willen ordnen soll; welche allein ihrem unersättlichem Bestreben nach einer immer stärkern Thätigkeit, nach einer immer höhern Vollkommenheit, die ihrer Bestimmung entsprechende Rich-

tung geben; welche den Sterblichen in den hohen Rang erheben kann, den der Schöpfer ihm in der Schöpfung angewiesen hat.

Das Licht, die Ordnung und die Stärke, welche in dem Innern der Seele herrschen; und ihre Harmonie mit den wolthätigen Absichten der Schöpfung, machen den Menschen jeden Gegenstand nach seinen mannigfaltigen Verhältnissen richtig erkennen, schätzen und lieben.

Der erleuchtetste und der richtigste Verstand zeuget so den zweckmässigsten, den wohlgeordnetesten Willen, und durch diesen entstehet die Tugend, diese göttliche Fertigkeit, das Gute in der grösten Vollkommenheit, welche die Natur eines Wesens erlaubet, zu wollen und auszuüben (*). Erhabene Eigenschaft, welche allein eine wahre Glückseligkeit gewähren kann.

(*) Virtus quasi perfectio naturæ omniumque rerum, quas in animis ponunt, una res optima. Cicero quæst. acad.

Die Grösse der Glückseligkeit eines Wesens wird also durch das Maaß des Lichtes und des Wolwollens bestimmet, welche es beseelen. Das **Vollkommene** in seinem grösten Umfange **kennen**; das **Gute** in seiner grösten Ausdähnung **wollen**: dieses ist die wahre Erhabenheit des denkenden Wesens. Der erleuchtetste und der tugendhafteste Geist wird also auch der glückseligste seyn. Er wird die vollkommenste Erkenntniß des Wahren mit der vollkommensten Ausübung des Guten vereinigen. Seine Seele wird auf alles, was sie umgiebt, Ströme von Licht, von Anmuth, von Zufriedenheit ausgiessen; und der Wiederschein der Heiterkeit und der Freude, welche sie auf andere verbreitet hat, wird den Glanz verstärken, der sie umstrahlet, und die Wonne erhöhen, die sie beseliget. Die geringern Grade der Glückseligkeit und des Wolstandes haben nur in so fern einen wahren Werth, in so fern sie

dieser kostbaren Vorzüge theilhaft sind. Nur Wahrheit und Güte können glückselig machen.

Ihr, die ihr Menschen zu erziehen; ihr, die ihr Unsterbliche zur Glückseligkeit vorzubereiten habt, lasset niemals diese grossen Wahrheiten aus den Augen. Die Erziehung ist die gröste Wohlthat, welche der Mensch dem Menschen gewähren kann. Ihr erster, ihr grosser Endzweck ist, die verschiedenen Triebräder der menschlichen Seele in die vollkommenste Harmonie zu bringen, und ihrem unersättlichen Bestreben nach Thätigkeit diejenige Richtung zu geben, durch welche ihre wohlthätigen Neigungen unaufhörlich erleichtert, erweitert, erhöhet werden, durch welche sie immer fähiger wird, die Glückseligkeit, und die Vollkommenheit andrer zu befördern. Von dem ersten Augenblicke an, da ihr euch diese grosse Pflicht auf= leget, so bemächtiget euch der euerer Sorge anvertrauten Seelen durch den Reiz des Vergnü=

gens, das sie empfinden, wenn sie in eine ihren Kräften angemessene Bewegung gesetzet werden. Machet ihnen jeden Fortgang zu einer höhern Vollkommenheit durch Beschäftigungen angenehm, welche die Fähigkeiten stärken, so sie bereits besitzen, und welche ihnen die Erwerbung derjenigen erleichtern, so ihnen noch mangeln. Entwickelt ihnen allmählig die grosse Bestimmung, zu welcher sie der unendliche Schöpfer auffordert. Wenn ihr geschickt und glücklich genug seyd, ihnen dieselbe in ihrem ganzen Umfange und in ihrer vollkommenen Würde bekannt zu machen, so habt ihr sie gewiß auch in den Stand gestellet, sie zu lieben und zu erfüllen.

Dreyssigstes Hauptstück.

Quellen der theoretischen Irrthümer. Ihr Anwachs und ihre Macht.

So besitzet in sich selbst der Mensch eine uner-

schöpfliche Quelle von Vergnügen und von Glückseligkeit; so strömet von allem, was ihn umgiebt, Freude und Wollust in seine Seele, so bald sie, ihrer edeln Bestimmung und den wolthätigen Absichten ihres grossen Urhebers getreu, ein Werkzeug des Wolstandes und der Glückseligkeit für andre wird. Wenn aber unglückliche Finsternisse ihre Fähigkeiten ersticken; wenn ein unseliger Misbrauch sie zu Werkzeugen des Lasters und der Bosheit erniedriget; wenn eine traurige Zerrüttung die glückliche Harmonie störet, welche die Grundlage ihrer Vollkommenheit und ihrer Glückseligkeit ausmachet; so bleibet sie an wahrem Vergnügen leer, oder so werden gar Elend und Leiden ihr Antheil. Und dieses ist nur allzuoft das betrübte Schicksal des schwachen Sterblichen (*).

(*) Sunt enim ingeniis nostris semina innata virtutum; quæ si adolescere liceret, ipsa nos ad beatam vitam natura perduceret; nunc autem simul atque

Von allen Kräften entblösset, betritt er den seiner Thätigkeit bestimmten Schauplatz.

Jedes seiner Seelenvermögen ist, ausser der Empfindung der Grundlage aller übrigen, eine Folge, und eine Wirkung eines oder mehrerer andrer; Die Vollkommenheit und die Unvollkommenheit jedes vorhergehenden Eindruckes bestimmet die Beschaffenheit jedes folgenden.

Die sinnlichen Vermögen, die cörperlichen Bedürfnisse sind die ersten, welche sich äussern. Ihre erste Richtung, ihre erste Bestimmung hängt gänzlich von den dunkeln Empfindungen der Seele, von den Trieben ab.

---

editi in lucem & ſuſcepti ſumus in omni continuo pravitate & in ſumma opinionum perverſitate verſamur, ut pene cum lacte nutricis errorem ſuxiſſe videamur. Cum vero parentibus redditi demum magiſtris traditi ſumus, tum ita variis imbuimur erroribus, ut vanitati veritas & opinioni confirmatæ natura ipſa cedat. Accedunt etiam poëtæ &c. Cicero quæſt. Tuſc. L. III. c. 1.

Da überliefern die noch ungeübten Sinne der unerfahrnen Seele lauter unvollständige und unrichtige Begriffe von den mannigfaltigen Gegenständen, die sich von allen Seiten her auf dieselbe zudrängen.

Es brauchet keine grosse Erfahrung, um zu beobachten, wie sich die Kinder von den ersten Vorwürfen, welche ihre Sinne rühren, fehlerhafte Bilder sammeln. Aus diesen können nur unvollständige und verwirrte Einbildungen entstehen. Daher äussert sich in den Erinnerungen, in den Erwartungen, und in den Entwürfen eine Zerrüttung, welche sich meistens durch die ganze Folge des Lebens spühren läßt. Es ist nicht möglich, daß der Geist sich dasjenige als vergangen, oder als zukünftig, richtig vorstelle, was die Sinne als gegenwärtig übel beobachtet haben.

Eine noch grössre Verwirrung entstehet daher, daß die Kinder sehr leicht die Geburten ihrer eigenen, oder einer fremden Dichtungskraft für

wirkliche Dinge annehmen. Nichts ist gemeiner, als daß sie Einbildungen mit wirklichen Empfindungen verwechseln, und daß sie, um die Unruhe ihres Geistes zu befriedigen, den Mangel wirklicher Gefühle sich durch eingebildete ersetzen.

So schleichen sich in die zarten Seelen die Lüge, die betrieglichen Erwartungen, und mit ihnen, die Saamen der unseligsten Vorurtheile. So erzeugen falsche und verworrene Vorstellungen irrige Vergleichungen und Urtheile; und durch diese werden der Witz, der Scharfsinn, und der Geschmack ebenfalls verderbet.

Die sinnlichen Vermögen erhalten indessen ihr Wachsthum, und ihre Stärke lange vor den höhern. Das Gedächtnis und die Phantasie, mit fehlerhaften Bildern überladen, bemächtigen sich der ganzen Seele, und versperren allen höhern Einsichten die Zugänge. Sie sind schon im Besitze aller Rechte, welche dem Verstande und der Vernunft zukommen, lange ehe diese zu einiger

Reife gelangen, lange ehe diese ihre Befügnisse auszuüben im Stande sind.

Es braucht eine Vergleichung vieler oft und wol beobachteter Fälle, um die Ursachen und die Wirkungen der Ereignisse zu bemerken, und um die Gründe und die Folgen der Wahrheiten zu entwickeln. Diese fehlet dem Menschen am meisten, wenn er die ersten Materialien zu dem Gebäude seiner Erkenntnisse sammelt.

Eine gemeine Beobachtung belehret uns, wie geschwind das unerfahrne Kind seine unvollkommenen Begriffe allgemein machet; wie in seiner Seele mangelbare und unrichtige Ideen die Quellen von irrigen Grundsätzen; und diese die Grundlagen von Vernunftschlüssen, und von ganzen Systemen werden, die unmöglich anders als sehr fehlerhaft seyn können.

Dieses Uebel vermehret sich noch ausserordentlich durch die mächtigen Einflüsse, welche fremde Irrthümer und Vorurtheile in die Geister der

Kinder, der jungen Leute und aller Unwissenden haben. Mahlet einem Kinde vor was ihr immer wollet, es wird euch nicht leicht seinen Glauben versagen. Gebt ihm einen noch so ungereimten Grund von einer Begebenheit an, es wird ihn annehmen. Nach und nach wird sich der Irrthum über eine grosse Menge von Gegenständen ausbreiten, und niemals rühret er eine Seele ohne tiefer in ihr einzuwurzeln.

Aus diesen Beobachtungen zeiget sich nur allzudeutlich, wie leicht für den Menschen ein ganzes Chaos eingebildeter und chimärischer Begriffe unter der Gestalt der Wahrheit, der Gegenstand der zärtlichsten Verehrung und der feurigsten Bewunderung werden könne.

Wenn wir in Betrachtung ziehen, wie die Begriffe ihm natürlicher Weise angenehmer werden, je geschwinder sie die Thätigkeit seiner Seele in Bewegung bringen, und je leichter sie sie darinn unterhalten: so werden wir leicht begreifen,

wie eine irrige Denkungsart ihm zu einer unüberwindlichen Gewohnheit, und wie eine jede Gewohnheit ihm desto theurer und desto lieber werde, je mehr seine Fähigkeiten eingeschränket sind.

Nicht leicht kann eine Verbesserung der Denkungsart und der Vorstellungen in einer Seele statt finden, ohne daß ihre Thätigkeit eine Zeit lang gehemmet, und ohne daß ihr also ein merklicher Verdruß zugefüget werde. Wie grösser die Anzahl der fehlerhaften Begriffe ist: wie genauer und wie vielfältiger dieselben zusammenhängen: desto grössere Hinternisse findet die Vernunft bey diesem Werke zu übersteigen.

Ein einziger Satz hat oft in alle Begriffe, in das ganze System der Einsichten eines Menschen, einen durchgehenden Einfluß. Wenn ein solcher Satz erschüttert wird, so wird der ganze gewöhnte Lauf einer Seele gehemmet und zerrüttet; so befällt sie auf einmal eine fürchterliche Finsternis;

so entstehet in ihr ein peinigender Zweifel, und ein Verdruß, der sie desto lebhafter angreifet, je sicherer sie sich in dem Besitze der Wahrheit glaubete.

Mit ganzen Nationen verhält es sich um desto mehr auf die gleiche Weise, weil jede Empfindung, jede Neigung, jede Gemüthsbewegung, die vielen Menschen gemein sind, durch diese Gemeinschaft zum Enthusiasmus erhoben, oder doch durch die vervielfältigte Macht des Beyspiels unbesiegbar gemachet werden.

Daher die bey nahe unüberwindliche Stärke des esprit de corps, des Nationalgeistes, der gottesdienstlichen Vorurtheile, und aller Meynungen und Leidenschaften, welche vielen Menschen gemein sind.

Daher verursachet jeder Erfinder neuer Wahrheiten bey seinen Zeitgenossen Erschütterungen, die ihm ihren Haß und ihre Verfolgung

zuziehen. Daher ist die Wahrheit in dem Zeitpunct, da sie entdecket wird, meistens so unwillkommen; daher machet sich insgemein erst ein folgendes Weltalter die Erfindungen des vorhergehenden zu Nutze; da Gelehrte und Ungelehrte, und jene mehr als diese, durch die Süssigkeit ihrer Irrthümer bezaubert, alle ihre Kräfte vereinigen, ihren Glanz zu schwächen. Die grossen, die glücklichen Geister sind sehr selten, welche dasjenige schön finden, welche dasjenige umfassen können, was sie nicht selbst erfunden haben, oder was ihnen nicht von Jugend auf bekannt gewesen ist.

Das Gute, das Gemeinnützige, muß also in junge Seelen verflanzet werden, um zu keimen und zu gedeihen. Es ist eine vergebliche Mühe, an der Verbesserung der Alten zu arbeiten.

Vorzüglich sind die Vorurtheile der Gelehrten und der Staatsmänner unbesiegbar, wie überhaupt jeder Mensch in dem Handwerke,

welches er immer getrieben hat, am wenigsten fähig ist, die Fehler und die Misbräuche zu empfinden. Es ist dazu kein Licht helle und mächtig genug. Das Alter findet die Denkungsart seiner Jugendjahre immer unverbesserlich, und es findet sie desto mehr also, wie lebhafter es ehemals davon gerühret worden ist.

Ein und dreyssigstes Hauptstück.

Quellen der practischen Irrthümer, Anwachs derselben. Macht der Gewohnheit.

Die Begehrungskräfte sind dem gleichen Schicksale unterworfen. Auch in Rücksicht auf sie, hängen die ersten Eindrücke der Gegenstände, in den zarten Jahren, wo sich die Gemüthsart zu bilden anfängt, von der besondern Mischung der dunkeln Empfindungen ab; und wie mit dem Anwachse der Erkenntnisvermögen, ihre Mängel sich insgemein zugleich ausbreiten und ver-

stärken; so geschiehet dasselbige bey den Trieben, bey den Leidenschaften, und bey dem Willen selbst, welcher desto hartnäckigter, und desto verdorbener wird, wie mehr sich der Geist einer unzweifelbaren und richtigen Erkenntnis schmeichelt.

So werden die Schaamhaftigkeit, die zärtliche Bewahrerinn der Tugend, der edle Stolz, der sie anfeuert und aufmuntert, und das Gewissen selbst, das sie richtet und belohnet, wie es das Laster strafet; geblendet, verwirret, fehlgeleitet.

So fliessen alle Mängel des Geistes und des Verstandes in die Neigungen der Seele. So gewöhnet sich diese eine verführerische Nahrung an Gegenständen zu finden, welche die Vollkommenheit ihres Zustandes, und hiemit ihr wahres Vergnügen sehr oft schwächen, bisweilen gar zerstöhren. So umfasset sie die chimärischen Geburten ihrer eigenen und fremder Einbildung als die herrlichsten Güter, und Blendwerke als die

sichersten Erwartungen. Der fehlgeleitete Geist reisset den unbestimmten Geschmack dahin. Das Abgeschmackte eignet sich die Reize des Angenehmen zu, und das Schöne wird in die Maske des Häßlichen verkleidet. Ungereimte Nebenbegriffe rauben dem Vortrefflichen seine Würde, und legen dem Nichtswürdigen einen Werth bey.

Da das Fehlerhafte und das Schlimme unendlich mannigfaltig, das Beste nur eins, und das Gute sehr selten ist: So ist es ganz natürlich, daß von wahrem Lichte und von richtiger Einsicht entblösset, die Seele eher auf jene, als auf diese falle.

So bemächtiget sich ihrer ein Gemisch ausschweifender Begierden, lang ehe das Urtheil, die Vernunft, und der gesunde Verstand sie zu einer wahren Tugend reif, und zu einer gründlichen Glückseligkeit geschickt machen.

Ehe noch die Grundsätze der Vernunft in der

Seele zu einiger Stärke gelangen können, sind darinn bereits die sinnlichen Begierden und die Leidenschaften allmächtig. Die Gewohnheit, diese unüberwindliche Tyranninn, fesselt mit unzerstörbaren Banden das Gedächtnis. Sie erneuert täglich durch unzähliche unzählichemale widerholte Eindrücke die verführerischen Gefühle, und sie ertheilet also den Gemüthsbewegungen eine besondere Schnelligkeit, und eine unbesigbare Macht. Schon mit den ersten Keimen der theoretischen Irrthümer entwickeln sich die unordentlichen Gelüste, die unbändigen Leidenschaften, und der Geist der Unterdrückung und der Selbstheit, den wir schon bey den grössern Kindern gegen kleinere so mächtig finden. Immer schlagen Unordnung und Ausgelassenheit tiefere Wurzeln; immer breiten sie sich mit den zunehmenden Jahren weiter und mächtiger aus; immer verweben sie sich tiefer in das Innerste der Seele, und bevestigen sie darinn die

Uebermacht ausschweifender und verderblicher Neigungen.

So ist diese natürliche Güte des Menschen, die nichts anders als eine glückliche Harmonie seiner Triebe und seiner Begierden zu seiner und zu andrer Glückseligkeit seyn könnte, selten ein Geschenk der Natur; und ihre Allgemeinheit ist sehr wahrscheinlicher Weise ein eitler Traum eines Philosophen, der den Menschen gedichtet hat, wie er ihn wünschete. So gelanget, zu der Güte und zu der Tugend bestimmt, der Mensch erst nach vielen Ausschweifungen dazu. Ohne Anbauung, ohne Policirung, ohne die gutthätige Sorge eines Vaters, eines Lehrers, einer Obrigkeit, ist er meistens eine rohe Frucht, entweder dumm oder böse, oder beydes.

Die Unordnung nimmt von seiner Seele Besitz, ehe er noch fähig ist, die göttliche Schönheit der Ordnung zu fassen und zu lieben. Er

ist schon ein Sclave der Begierden und der Leidenschaften, ehe er für den unendlichen Werth der Freyheit fühlbar seyn kann. Wenn der Zeitpunct erscheinet, da Vernunft und Weisheit zur Erreichung grosser Absichten, und zur Erfüllung wichtiger Pflichten Gehör fordern; so predigen sie dem entflammten Geiste umsonst Stille und Mässigung, und so arbeiten sie vergebens die Fesseln der Gewohnheit zu zerbrechen, die ihn gefangen halten. Er verabscheuet mit gleicher Lebhaftigkeit dasjenige, was seinen Lauf hemmet, wenn er in Bewegung ist; wie dasjenige, was seine Ruhe störet, wenn er schläft.

Selbst wenn die Vernunft eines sorgfältig erzogenen Menschen auf das gründlichste von der Wahrheit eines allgemeinen Satzes (*) überführt

(*) Ich glaube kaum, daß man hievon ein besseres Beyspiel geben könne, als eine Stelle aus dem sieben und achtzigsten Briefe des Seneca. Er beschreibet eine Reise, die er zu Uebung seiner

scheinet, reissen ihn die Bilder seiner ehemaligen Vergnügen oder Misvergnügen in den besondern Fällen dahin.

Demuth und Mässigung ohne alles Gepränge und mit einem sehr schlechten Gefolge gemacht hatte. Hierauf fügt er bey: „Ich habe kaum „das Herz zu wollen, daß man wisse, daß die„ses elende Fuhrwerk mir zugehöre. Noch be„herrschet mich die verkehrte Schaam des wah„ren Guten. So oft wir ein prächtigeres Ge„folge antreffen, so erröthe ich wider meinen „Willen. Dieses beweiset mir, daß dasjenige, „was ich gut heisse, was ich schön finde, noch „nicht vest in meiner Seele sitzet. Wer sich „eines schlechten Gefährtes schämet, ist stolz „auf ein prächtiges. Ich bin noch nicht gar „weit gekommen. Ich habe den Muth nicht, „vor den Augen der Welt sparsam zu seyn. Ich „bekümmere mich noch um das Urtheil derer, „welche ich auf der Strasse antreffe". Der allgemeine Satz des Seneca war, die Bescheidenheit in dem äusserlichen sey eine recht vortreffliche Sache; allein die besondere Empfindung der Schamhaftigkeit über einen bescheidenen Auf-

Tausend andre Empfindungen verdunkeln den Glanz der Wahrheit, verdammen sie, als eine Stöhrerinn unsrer Ruhe und unsrer Gerechtsamen, zum Stillschweigen; und erzeugen den Widerspruch unsrer Theorie und unsrer Handlungen (*).

So fällt bisweilen selbst der Weise unversehens,

---

zug besiegte bey jedem Anlasse die allgemeine Wahrheit. Seneca war von Jugend auf gewöhnt anders zu empfinden, als er nun sah, daß er denken sollte. So fürchten die meisten Menschen noch die Gespenster, wenn sie der Wirklichkeit davon schon lang allen Glauben aufgesaget haben.

(*) Der tiefsinnige Herr Hüme bemerket in der Geschichte Carls des ersten, im vierten Hauptstücke S. 220. gar wol, daß die theoretischen Begriffe eines Menschen nur von seinem Verstande; seine Handlungen aber noch von seinem Temperamente und von seinen Gemüthsbewegungen abhangen. Daher prediget mancher so schön, ist von seiner Predigt überzeugt, und handelt doch elend.

und so giebt nur zu oft der Tugendhafte dem Spötter Anlaß zu einem ungerechten Frohlocken.

Noch unglücklicher taumelt die Menge in einer beständigen Verblendung dahin. Ohne Leitstern, und ohne Compaß erlaubet sie ihren zügellosen Begierden alle nur ersinnlichen Ausschweifungen in das chimärische Reich der Einbildung; sie findet für sie die leichteste, die reizvolleste und die mannigfaltigste Nahrung, da wo der Unterschied zwischen dem Wahren und dem Falschen, zwischen dem Wahrscheinlichen, und dem Unwahrscheinlichen; ja so gar zwischen dem Möglichen und dem Unmöglichen, gänzlich verschwindet.

Für den Menschen, hat immer dasjenige am meisten Wirklichkeit, was ihn am meisten angreifet; und was seine Vermögen am schnellsten in Bewegung setzet; und da sind bey demjenigen, dessen Verstand nicht sorgfältig angebauet wor-

den ist die Eingebungen der Einbildungskraft den Vorstellungen der Vernunft weit überlegen.

Zwey und dreyssigstes Hauptstück.

Von dem Ursprunge der ausschweifenden Charactere.

Daher entstehen die mächtigen, die feurigen Triebe, welche die Helden, und die grossen Männer auf desto gefährlichere Irrwege führen, je grösser und je stärker ihre Seelenkräfte sind.

Mit einem jeden Schritte zur Vollkommenheit eröfnet sich ihnen ein neuer Schauplatz grosser Entwürfe; mit jedem glücklichen Erfolge erweitert sich die Sphäre ihrer Thätigkeit. Sie mögen sich in einer Art hervorthun, welche es immer sey; der Lauf ihrer Erfolge mag die Menschen glückselig, oder elend machen: nichts ist vermögend sie zurück zu halten; man müßte ihnen denn einen Kämpfplatz eröffnen, der ihren

feurigen Seelen grössere, edlere, und schmeichelndere Aussichten darböte.

Die Geschichte eines der grösten Helden des Alterthumes giebt uns hiervon ein merkwürdiges Beyspiel an die Hand.

Pyrrhus, (*) der berühmte König von **Epirus**, war von der Natur mit einem solchen feurigen Geiste begabet. Er machte sich also frühe einen Entwurf ausgebreiteter Eroberungen. Die geheimen Triebräder, welche ihn zu diesem grossen Entschlusse bewegten, schwebten ihm selbst nicht deutlich vor Augen. Er merkte nicht, daß der in seiner Seele liegende Trieb zum Grossen ihn ansporne, seine ausserordentlichen Fähigkeiten zu üben; die grossen Gedanken von Ordnung, von Harmonie und von Vollkom-

---

(*) **Plutarchus** in **Pyrrhus**. S. 186. **Maximus** von **Tyr** betrachtet in seiner 22ten Rede den **Philippus** und den **Alexander** in dem gleichen Gesichtspunct.

menheit bey der Anführung seiner Kriegsheere in mannigfaltigen Anwendungen zu entwickeln; der Beweger vieler wichtiger und sonderbarer Veränderungen, und das Triebrad, der Richter, der Zuschauer unzähliger grosser und bewunderungswürdiger Thaten zu seyn. Alle diese und noch viele andere grosse Empfindungen, welche dem Kriegsmanne den Krieg und dem Sieger den Sieg angenehm machen, stellte er sich nur verworren vor, und antwortete seinem Lieblinge, der ihn um den Grund seiner weit aussehenden Unternehmungen befragte: Wenn wir die Rö„mer besieget haben werden, so wollen wir Ita„lien einnehmen, und alsdenn Sicilien, und „hernach Africa, und darauf Macedonien, „und endlich das ganze Griechenland. Aber „was werden wir thun, wenn wir alles dieses „werden gethan haben?“ sagte zulezt Cyneas. „Wir werden in guter Ruhe leben, alle Tage „mit Gastereyen und mit Lustbarkeiten zubrin-

„ gen; und mit einander frölich und lustig seyn.“ Der Vertraute antwortete hierauf: „Was hin„dert uns denn jetzo, wenn wir uns erlustigen „und wenn wir mit einander frölich seyn wol„len, da wir dieses schon haben, und dasjenige „ohne Mühe besitzen, was wir nicht anders als „mit vielem Blutvergiessen, mit schwerer Ar„beit und mit grosser Gefahr erlangen werden, „und wobey wir nicht nur andern Schaden thun, „sondern auch dergleichen von andern leiden müs„sen.“ Nichts wäre vernünftiger gewesen als dieser Einwurf, nichts hätte den Helden mehr rühren sollen, als eine solche bündige Vorstellung, wenn er sich bey allen seinen grossen Unternehmungen nichts vorgesetzet gehabt hätte, als dereinst in den Wollüsten, und in der Weichlichkeit zu leben. Allein er wurde nur verdrießlich darüber. Dieses ist eine ganz natürliche Wirkung aller Einwürfe, welche uns in unsern Entwürfen etwas ungereimtes zeigen, das wir nicht ab-

lehnen können, und aller Vorstellungen, welche, ohne uns bessere Aussichten darzubieten, den Lauf unsrer Erwartungen hemmen.

Wenn Pyrrhus hätte sollen von allen seinen ausschweifenden Entwürfen abgehalten werden: so hätte sein Minister ihm andere vorlegen müssen, welche seine Seele in eben eine so grosse Bewegung würden gesetzet, und welche ihr einen eben so reichen, und einen eben so schmeichelhaften Anlaß würden gegeben haben, ihre grossen und erhabenen Fähigkeiten zu entfalten.

Er hätte ihm zeigen müssen, worinn die grosse Bestimmung eines friedfertigen Königs bestehe: wie eine unerschöpfliche Quelle der edelsten und der süssesten Nahrung für seine grosse Seele darinnen liege; wie sie ihn auffordere, jede seiner erhabenen Eigenschaften in dem schönsten Lichte, und in einer beständig neuen Thätigkeit glänzen zu machen; wie sie ihm täglich neue

Scenen grosser und edler Thaten eröffnen; und wie sie durch die aufblühende Glückseligkeit seines Volkes sein grosses Herz täglich mit den herrlichsten, und mit den süssesten Empfindungen erfüllen werde.

So hätten ein Fenelon, oder ein Abt von St. Pierre getrachtet, den Unsinn eines Pyrrhus zu heilen, aber vielleicht mit einem eben so geringen Erfolge.

Wenn nicht in den zartesten Jahren die lehrende Vernunft den Grund zu einer richtigern Denkungsart gelegt hat; wenn nicht frühe der aufkeimende Verstand sorgfältig angebauet worden ist; wenn bereits die ungeheuern und schmeichlerischen Bilder der falschen Grösse sich der Seele bemächtiget haben; wenn bereits der betäubende Zuruf der chimärischen Ehre sie für die Stimme der wahren unfühlbar gemachet hat: so kennet der erhitzte Geist keinen Zügel und keine

Schranken mehr; so sind alle Bemühungen der Weisheit verlohren; so ist alle Beredsamkeit unmächtig.

Erscheinungen von dieser Art, sind nicht der politischen Welt ausschliessend eigen. Die gelehrte Republic bringt nicht weniger Eroberer und Zerstörer hervor. Männer von seltnen Gaben, Helden im Denken, wie es andre im Handeln sind. Mit Adlersblicken umfassen sie das ungeheure Gebiet der Gelehrsamkeit, oder den engern Bezirk einzelner Wissenschaften. Weit über die Sphäre ihrer Zeitgenossen erhoben, sehen sie die mannigfaltigen Verhältnisse der Dinge in einem ganz neuen Lichte. Ihre feurige Phantasie leihet jedem Gegenstande eine andere Gestalt. Das Vergnügen zu denken und zu erfinden, reisset ihre ruhelosen Gemüther dahin; und der noch lebhaftere Ehrgeiz, die Geister zu beherrschen, entflammet sie mit einem unbezähmbaren Feuer. Je-

des Genie, das vor ihnen in dem Reiche der Meynungen gethronet hat, ist in ihren Augen ein ungerechter Eindringling; und jedes Vorurtheil, jede Wahrheit, die ihre Zeitgenossen beherrschen, sind für sie Misbräuche, welche zu zerstöhren, von welchen das menschliche Geschlecht zu befreyen, sie sich berufen glauben. Eine starke Seele, ein eherner Muth begleiten sie von dem ersten Schritte an, den sie auf ihrer gefährlichen Bahn wagen. Ihre Augen sehn nur das grosse Ziel vor sich, nach welchem sie streben. Alle Gefahren, alle Hinternisse verschwinden vor ihnen; und sie zernichten sie auch für andere. Ihre feurige Einbildung blendet die erstaunte Unerfahrenheit, die neugierige Jugend, und oft die unparteyische Wahrhei sliebe; da indessen der Glanz und das Ansehn, welches sie sich durch ihre Erfolge erwerben, die Eyfersucht, den Haß und den Zorn derjenigen reizen, welche sich bereits mit dem Be-

sitze der Wahrheit schmeicheln. Daher Factionen, Verfolgungen, gelehrte Kriege, wo auch diejenigen, welche im Anfange die Wahrheit am eyfrigsten suchen, sie endlich aus den Augen verlieren; und blos um eitle Götzen kämpfen, welche sie auf ihren Altar gestellet haben; wo die Verfechter der alten Meynungen Misbräuche, Vorurtheile und Irrthümer mit dem gleichen Eyfer vertheidigen, als die heiligsten Wahrheiten; und wo die Neuerer die verehrungswürdigsten Grundsätze mit eben der Hitze bestreiten, als die unseligsten Irrthümer. Kriege, welche der Wahrheit, der Religion, den Sitten den Untergang zu drohen scheinen; und welche endlich keine andere Folge haben, als daß die unpartheyische Nachwelt Wahrheit und Irrthum freyer und leichter unterscheiden, und auf die Trümmern der Meynungen, das Gebäude der Wissenschaft glänzender und gründlicher aufführen kann. So stehet die unterdrückte Wahrheit

prächtiger aus dem Schutte empor, in welchem sie mit dem Irrthume vergraben lag; wie das stolze Rom aus den Flammen, denen es der unsinnige Muthwillen eines Tyrannen Preis gegeben hatte.

So hat mit kühnen Angriffen der gelehrte Baile bessern Zeiten die Pforte der Wahrheit geöffnet. So wird die erkenntliche Nachwelt die zween erhabenen Nebenbuhler, welche vielleicht der bessre Theil unsrer Zeitgenossen allzusehr erhebet, indem der andre sie allzuheftig verfolget, immer unter der Zahl ihrer Wohlthäter verehren. Immer wird Genf auf den Philosophen oder besser zu sagen auf den beredten Schriftsteller stolz seyn, den es nicht ohne Grund verurtheilet hat; wenn die Meynungen eines Schriftstellers, Gegenstände einer richterlichen Bestrafung seyn können; und Frankreich auf den Dichter, den es verurtheilen würde, wie den Fremdling, wenn er,

wie dieser seinen Namen allen seinen Werken vorsetzete.

Nicht alle schwärmenden, nicht alle ausserordentlichen Charactere sind indessen von einem solchen Umfange, und von einer solchen Stärke.

Nach dem Beyspiele der Helden, schweifen die irrenden Ritter in einer niedrigern und eingeschränktern Sphäre aus; und die gelehrte Welt hat ihre Don Quichottes wie die Ritterschaft, und ihre Parthengänger wie der Militarstand. Es giebt da mehr als genug Leute, welche, weil sie nichts bessers zu thun wissen, Windmühlen bekämpfen, oder Dörfer verbrennen. Seltsame Köpfe, derer Anomalien viel Unheil verursachen, und dennoch vielem Guten den Weg bähnen.

So müssen, Eroberer, Friedensstörer, Neuerer in der gelehrten Welt, wie in der politischen, alles zerrütten, damit Weise und Tugendhafte Freyheit, Ordnung und Wahrheit desto glücklicher vestsetzen können. So reinigen die Stürme in

der moralischen Welt, wie in der physischen, die Luft, und so machet die göttliche Fürsehung auch die gefährlichsten Gaben zu Werkzeugen der allgemeinen Glückseligkeit.

Drey und dreyssigstes Hauptstück.

Von der Freyheit.

So gehen immer bey dem einzelnen Menschen wie in ganzen Gesellschaften Unbändigkeit und Unordnung vorher, ehe der grosse Begriff der Freyheit sich bey ihnen entwickeln kann.

Die Grundlage von diesem kostbaren Vorzuge bestehet in einem ungehemmten Fortgange der Thätigkeit der Seele.

Hierinn bestehet der mächtige Reiz, den sie, wie für den Vernünftigen, und den Weisen, also auch für den Dummen und für den Dohren hat. Sie hat ihn aber mit der Unbändigkeit gemein, obgleich diese endlich zu einer wirk-

lichen Sclaverey führet, und obgleich sie durch ihre unseligen Folgen die Seele sehr oft aller ihrer Thätigkeit beraubet.

Die wahre Freyheit hingegen entstehet aus einer solchen Thätigkeit der Seele, welche ihre Grösse und ihre Vollkommenheit wahrhaftig erhöhet, welche in ihr die Liebe des Schönen und des Guten, so viel es immer die Schwachheit der menschlichen Natur erlaubet, von allen äusserlichen Zufällen unabhängig machet, und welche also durch alle Theile ihres Zustandes und ihrer Dauer Licht und Wärme ausbreitet, die immer mächtiger, immer wohlthätiger werden.

Nur in so fern kann sich ein Mensch einer wahren Freyheit rühmen, als er die Hindernisse bekämpfet hat, welche ihn von der Erfüllung seiner grossen Bestimmung abführen. Durch die Anzahl dieser Hindernisse, durch ihre Stärke und durch ihre Schwäche, und durch den Muth oder durch die Trägheit, welche der Geist in Bestrei-

tung derselben bewähret, werden die Grade seiner Freyheit und seiner Knechtschaft bestimmt.

Die Dummheit erzeuget die Sclaverey, und die Leidenschaft gebiehrt die Unbändigkeit. Die Freyheit ist eine kostbare Frucht der Weisheit, der Erleuchtung, der Tugend, und sie ist auch das wirksamste Mittel diese unschätzbaren Eigenschaften zu entwickeln (*). Diese glückseligen wech-

(*) Man hat diese Begriffe von der Freyheit getadelt. Ich glaube aber noch immer daß sie richtig und gegründet seyn. Auch nach den gemeinen Begriffen der Menschen ist jedes Ding nur in so fern frey, als seine Thätigkeit nicht durch irgend eine fremde Macht gehemmet, eingeschränket oder genöthiget wird. Ich errinnere mich, daß ein Kunstrichter eingewendet hat, die Freyheit der Seele bestehe ja in dem Vermögen ihrer Thätigkeit Schranken zu setzen. Aber mir deucht dieses sey eben die höchste Thätigkeit und durch diese werde das vernünftige Begehrensvermögen in den Stand der Freyheit erhoben, durch welchen es nicht kann eingeschränket, nicht ge-

selsweisen Einflüsse sind es, welche Urgeister und wahre Genien in allen Gattungen der Vollkom-

---

zwungen, nicht in seiner Thätigkeit gehemmet werden. Wenn der Mensch dahin gelanget ist, so ist wahr was **Epiktet** sagt; „Mensch, du „hast einen Willen der seiner Natur nach we„der gehintert noch gezwungen werden kann.“ **Arrian** B. I. Hptst. 17. Alsdenn wird seine Begierde ihres Zieles nie verfehlen, und wird ihm nie begegnen was er vermeiden will. Arrians Epiktet B. III. Hptst. 23. Alsdenn wird er **leben wie er will:** Er wird nicht in Sünden, in Uebereilungen, in Ungerechtigkeiten, in Ausschweifungen, in Betrübnis, in Neid, in Unzufridenheit leben. Er wird gut seyn, denn unter den Bösen ist kein Freyer zu finden. Arrians Epiktet B. IIII. Hptst. 1. Er wird **nichts als Glückseeligkeit und erwünschten Fortgang aller seiner Sachen suchen,** und finden, denn **er wird sich keine Begierde nach Dingen erlauben die ihm fehlschlagen können und keinen Abscheu vor Dingen gestatten, die unvermeidlich sind.** Er wird nur wollen was Gott will und mit Sokrates sagen; **Wenn es Gott gefällt daß es also komme, so komme**

menheit entgegen bringen; und sie allein machen einzelne Menschen und ganze Völker zu einer wahren Glückseligkeit reif.

Alle Vorzüge, alle Güter haben nur in so fern sie zu dieser Freyheit beytragen, und nur in so fern sie mit ihr verknüpfet sind, einen unveränderlichen Werth. Ohne diese glückliche Richtung gewähren sie zwar oft dem Geiste eine schmeichelnde Aussicht, und ein weites Feld, wo er seine Thätigkeit üben kann. Aber tausend Zufälle können auf einmal alle diese blen-

---

es so. Epiktet bey Arrian B. IIII. Hptst. 4. S. auch denselbigen B. I. Hptst. 4 s. 12 u. 17. So ist es gleich wahr, daß die Freyheit in einer **ungehemmten Thätigkeit des Geistes** bestehet und daß sie wie der Kunstrichter, dessen ich gedacht habe und **Epiktet** B. IIII. Hptst. 1. zu Ende wohl angemerkt haben **nicht durch Erfüllung sondern durch Zerstöhrung der Gelüste zuwegen gebracht werde.**

denden Gegenstände zernichten, und die Seele in die unseligste Finsternis versenken.

Wo die Weisheit nicht den Gebrauch davon beleuchtet und heiliget, da machen die Einbildungen, die Leidenschaften, und die Unwissenheit, die herrlichsten Vortheile zu den gefährlichsten Werkzeugen des menschlichen Elendes.

Vier und dreyssigstes Hauptstück.

Fernere Betrachtungen über die Glückseligkeit.

Eine nähere Entwicklung dieser Beobachtungen setzet uns in den Stand, die Anlage des Geistes zu bestimmen, welche zu der Glückseligkeit erfordert wird.

Wir haben es schon bemerket; alle Gegenstände, alle Wesen, welche wir unter dem Namen von Gütern kennen, haben für den Menschen ihren Reiz allein daher, daß sie seiner Seele Stoff zum Empfinden, und zum Ueberdenken geben,

und alle diese Güter haben nur in so fern für ihn einigen Werth, in so fern er die Fähigkeit besitzet, sie zu nutzen, und für seine Seele die besten und die edelsten Gedanken und Empfindungen daraus zu ziehen.

Das den **Sinnen Behagliche**, das bloß Angenehme befridiget den einfältigen und den kindischen Menschen; ist das Ziel der Wünsche von dem grossen Haufen. Das **Schöne**, das den höhern Geschmack reizende sinnlich Vollkommene ist die Nahrung empfindlicherer und nicht bloß auf das nidrige Sinnliche eingeschränkter Geister. Das **Wahre**, das **Gute**, das **wahrhaftig Vollkommene** allein befridiget den wahren Menschen, den Menschen in dessen Seele die Vernunft die Herrschaft führet. Der Wohlstand der erstern, und der andern ist wechselhaft, unbeständig, oft nur augenblicklich. Nur der letztere besitzet wahre Güter; ist der Glückseligkeit und der Tugend fähig.

Wie weniger ein Mensch eigene Begriffe im Vorrathe hat; wie weniger groß und edel diese Begriffe sind; wie weniger die Vermögen seiner Seele hinreichen, von den innerlichen und von den äusserlichen Gütern einen vernünftigen Gebrauch zu machen; desto weniger ist er zur Glückseligkeit aufgelegt; desto mehr ist er dem Elende ausgesetzet. Er ist es noch mehr, wenn seine Umstände der Thätigkeit seines Geistes eine andere Bahn vorschreiben, als die, welche seinem mehr oder minder feurigen Naturelle angemessen ist; wenn er nicht Stärke der Seele genug besitzet, seine Wünsche in vernünftigen Schranken zu halten; und wenn ihm die Armuth seines Geistes den Vortheil versaget, den Mangel zufälliger und eitler Güter durch edlere und dauerhaftere zu ergänzen.

So ist ein Kind unzähliche male des Tages unglücklich. Seine enge Seele fasset jeweilen nur das einzige Gut, mit welchem es gegenwär-

tig beschäftiget ist; wenn ihm dieses weggenommen wird, so wird alle Thätigkeit seines Geistes gehemmet; so ist es untröstbar.

Wie kleiner ein Geist ist, desto mehr gleichet er in diesem Stücke einem Kinde. Ein einzige Idee beschäftiget ihn für einmal genug, und wenn ihm diese geraubet wird, so ist für ihn kein Licht mehr vorhanden.

Wie schwächer ein Geist, wie eingeschränkter er ist, wie weniger Richtigkeit und Ordnung in dem Ganzen seiner Einsichten herrschen; desto geschwinder wird er durch jedes Gut befriediget; desto geschwinder auch versetzet ihn jedes scheinbare Uebel in Betrübnis; desto leichter wird der Lauf seiner Empfindungen gehemmet und zerrüttet; desto leichter zerstören bey ihm Zweifel, Verlegenheit und Unmuth die zu der Seelenruhe so nöthige Harmonie.

Wie grösser hingegen ein Geist, wie reicher an Gedanken und an Einsichten er ist; wie geschwin-

der und wie leichter er von einer Art von Gedanken zu einer andern übergehet; wie mehr er gewöhnt ist, sich mit der Betrachtung erhabner und unvergänglicher Dinge zu unterhalten; wie mehr Licht und Wahrheit in seinen Begriffen, Rechtschaffenheit in seinen Gesinnungen, und Ordnung in seinen Entwürfen herrschen; wie mehr seine Einbildung unter der Herrschaft seiner Vernunft stehet; desto weniger hat er das Schicksal des Kindes und des kleinen Geistes zu befürchten.

Die königliche Würde ist in allen Betrachtungen für Weise einer der wichtigsten und für Unweise einer der blendendsten Vorzüge. Setzen wir nun, ein Sokrates, ein **Neuton**, ein **Montesquieu**, ein **Leibnitz**, ein **Descartes** säßen auf dem Throne, und würden gezwungen ihn zu verlassen; sie würden gelassen hinuntersteigen, und ihre unerschöpflichen Geister würden ihnen ihren Verlurst sehr leicht ersetzen.

So legte standhaft der weise Stanislaus den Zepter nieder, gleich groß, gleich verehrungswürdig, gleich glückselig in seiner Einsamkeit zu Weissenburg, als auf dem stürmischen Throne eines Volkes, welches bey einer chimärischen Freyheit in einer wahren Sclaverey schmachtet. So wußte der gleiche grosse Geist ein mittelmässiges Fürstenthum weit über die glänzendsten Throne zu erheben. Mit einer bangen Ehrfurcht heben alle Freunde der Tugend, für die Tage des verehrungswürdigsten Greisen unschuldige Hände gen Himmel (*).

Die Anlage zur Glückseligkeit bestehet also in der glücklichen Organisation, und in der Gesundheit des Körpers, wie in der Harmonie, in der Gesundheit, und in der Stärke der Seele. Die Empfindung des Gefälligen, des Angenehmen und des Vollkommenen in der Natur er-

(*) 1763.

leichtert und befördert den Geschmack des Anständigen, des Edeln, des Gemeinnützigen in den Sitten, den Geschmack der wahren, der ursprünglichen Schönheit, deren Liebe allein die wahre Tugend erzeuget, deren Genuß allein die wahre Glückseligkeit ausmachet, und durch welche allein der wahre **Tugendhafte**, der wahre **Virtuose** gebildet wird.

Glückliche äusserliche Umstände bringen diese kostbare Frucht bisweilen zu ihrer Reife. Elende und widrige ersticken sie oft in ihrem ersten Keime.

Vor allen andern ist also derjenige Geist der Glückseligkeit fähig, welcher den reichsten, den vortrefflichsten und den sichersten Vorrath von Einsichten mit dem feurigsten Willen und mit den wirksamsten Kräften, ihn zu nützen, vereiniget. Die Schätze, die in seiner Gewalt stehen, und die ihm so leicht nicht entzogen werden können, verwahren ihn wider alle Härtigkeit des

Zufalls. Wenn ihm ein äusserlicher Vortheil geraubet wird, so quellen aus seiner unerschöpflichen Seele alsobald unzähliche andere Vergnügen hervor.

Hierinn bestehet die Selbstgenugsamkeit des Weisen, von welcher nach eines geschickten Mannes (*) Anmerkung die Neuern zu wenig, und die Alten gar zu viel reden.

Fünf und dreyssigstes Hauptstück.

Stuffen der Glückseligkeit. Austheilung derselben.

So stehet auf der höchsten Stuffe der natürlichen Glückseligkeit der Weise; diese unter den Sterblichen so seltene Erscheinung.

In unendlich verschiedenen Maassen sind unter

(*) αὐτάρκεια. Michaelis de l'influence des opinions sur le langage, & du langage sur les opinions, p. 57.

den übrigen Bewohnern der Erde Vergnügen und Misvergnügen ausgetheilet.

Diejenigen, die am wenigsten denken, die am weitesten von dem Stande des Weisen entfernet sind; scheinen nicht diejenigen zu seyn, welche die mütterliche Natur in diesem Gesichtspunct am übelsten bedacht hat. Sie empfangen von ihrer wohlthätigen Hand jede Freude mit einer lebhaften Empfindung. Sie sind wenig Streichen des Glückes ausgesetzet, und ihre bescheidenen Begierden sind bald befriediget. Ein freyer Lauf des Geblütes und der Säfte, und ein von keiner Aussicht in das Zukünftige gestöhrter Genuß des Gegenwärtigen, gewähren ihnen eine glückliche Gemüthsruhe.

Die unzähligen übrigen Classen von Menschen geniessen nach Maaßgabe ihrer Fähigkeiten, ihrer Umstände, und ihrer Beschäftigungen einen grössern Theil von Freuden, wie sie auch mehrern Uebeln ausgesetzet sind.

Es scheinet daher eine nicht ungegründete Muthmassung zu seyn, daß denjenigen, die sich in der Mitte befinden, die gleich weit von der Weisheit, und von der Dummheit entfernet sind, das geringste Maaß von Vergnügen zu theile geworden ist; indem sie am meisten von den Uebeln der Natur, der Einbildung und der strafenden Vernunft zu leiden haben. Durch unordentliche Begierden beynahe gleich stark beherrschet, geben sie bald diesen bald jenen nach, und sind sie durch Zweifel, durch Verwirrung, durch Reue einem beständigen Kampfe zum Raube. Dieses ist insgemein der Zustand der übelgeleiteten Jugend. Der weise Stagirite sagt daher nicht durchaus ohne Grund, daß ein Jüngling kein guter Hörer der Sittenlehre sey; und es ist unzweifelbar, daß dieses glänzende Alter nicht als das Alter der wahren Glückseligkeit und des reinen Vergnügens angesehen werden kann.

So sind auch die schimmerndsten unter den Menschen selten zur Glückseligkeit aufgelegt, oder nur mit einem grössern Maasse von Vergnügen begünstiget als diejenigen, welche das Glück weit unter sie herunter gesetzet hat. Die äusserlichen Vorzüge machen wol einen Stand blendend, aber ohne die wesentlichen Vollkommenheiten können sie ihn niemals schätzbar machen. Wie zahlreicher, wie erhabener, wie fruchtbarer, wie mehr von der Herrschaft des Zufalles unabhängig die Begriffe, wie grösser, wie ausgebreiteter, wie weniger mit widrigen Empfindungen vermischet, wie mehr auf Vollkommenheit gerichtet, die Aussichten sind, mit welchen der Stand eines Menschen, seine Seele beschäftiget; desto grösser ist die Vortreflichkeit seines Schicksals; desto kostbarer ist die Glückseligkeit, welche es ihm gewähret. Auch der höhste, der geehrteste Rang wird erst durch grosse Gaben, durch erhabene Einsichten, durch wohl-

thätige Gesinnungen, eine Quelle von mannigfaltigen Vergnügungen, und von dauerhafter Glückseligkeit, indem unabhängig von dem Urtheile und der Meynung der Menschen der Stand des Weisen, des Tugendhaften und des Gottesfürchtigen; die Würde, welche die wahre Religion dem Menschen ertheilet, durch sich selbst desto erwünschlicher ist, je weniger seine Vortheile dem Zufalle unterworfen sind; je mehr sie fähig sind auch die kleinsten Geister in den Rang der grossen zu erheben; und je mehr sie den Unglückseligsten selbst seine schrecklichsten Leiden als Werkzeuge einer Glückseligkeit ohne Schranken, ertragen, schätzen und lieben machen.

Wie mehr hingegen der Beruf und die Umstände eines Menschen die Thätigkeit und die Aussichten seines Geistes einschränken: desto geringer ist der Werth seines Standes; desto geringer ist der Grad von Wohlstande, welchen er sich davon versprechen kann.

Wann gar ein widriges Schicksal die Seele hintert die Begriffe zu entwickeln, von welchen sie eine angenehme Beschäftigung ihrer Kräfte erwartet: so entstehen daher Misvergnügen, Schwächung der Glückseligkeit und gar Elend.

Wie grösser die Erwartungen sind, die in einer Seele unterdrückt und zerstöret werden; wie grösser die Fähigkeiten eines Geistes sind; desto grösser kann auch das Elend desselben werden.

So sind wenige Menschen des höchsten Grades der natürlichen Glückseligkeit fähig; so kann ebenfalls die höchste Stuffe des Elendes das Loos sehr weniger werden. Selbst das Unglück, auch oft das allergröste, giebt der Seele noch Stoff zur Thätigkeit, durch welche ihr Elend erleichtert, durch welche ihr Leiden selbst, ein Werkzeug einer höhern Würde und einer höhern Glückseligkeit für sie wird.

Man muß also dieses wider von der Masse des Elendes eines einzelnen Menschen, oder des gan-

zen menschlichen Geschlechts abziehen, wenn man von dem Guten das sie beseliget, und von dem Uebel, das sie drücket, eine gerechte Berechnung anstellen will.

Und alsdenn wird es sich noch deutlicher ergeben, wie falsch der menschenfeindliche Ausspruch sey, welcher der Summe des Elendes unter dem menschlichen Geschlechte das Uebergewicht über die von den angenehmen Empfindungen zuspricht.

Ein reines, ein ungestöhrtes Glück, kann auf dieser Erde das Loos des Menschen nicht seyn, weil vollkommene Weisheit, und unbefleckte Tugend über ihre Kräfte sind. Allein Glückseligkeit und Wohlstand sind deswegen keine Chimären, und ich finde eine tröstliche Beruhigung in dem Gedanken, daß wenige Menschen sind, bey welchen nicht die Summe der angenehmen Empfindungen, die von den unangenehmen, die Summe von Tugend, die Summe von Lastern, weit übertrift.

Und wenn auch das Uebergewicht des Schlimmen über das Gute einige besonders unglückliche Sterbliche vorzüglich elend machen, wenn so gar ein solcher Unstern viele betreffen sollte; so beruhiget die Religion den wankenden Geist, über die Unordnungen eines Augenblickes, mit der Harmonie einer Ewigkeit; mit Aussichten in eine Zukunft, (*) wo in einem unendlichen Strome von Vergnügen ein Tröpfgen Bitterkeit sich verlieret, und wo die in dem vollkommensten Glanze geoffenbarten göttlichen Absichten, dem, der hier unschuldig gelitten hat, der geringste Schmerz mit tausendfältigen Vergnügen ersetzen werden.

Sechs und dreyssigstes Hauptstück.

Eintheilung und Würdigung der Menschen.

So sind die Menschen in Rücksicht auf ihre Thätigkeit, wie in Rücksicht auf ihre Glückseligkeit,

(*) S. Platons Epinomis. S. 452. 453.

unendlich von einander unterschieden. Wir können sie indessen in drey Hauptclassen eintheilen.

In die erstere sind diejenigen zu rechnen, welche unter der Oberherrschaft der Sinne, und der sinnlichen Triebe gleich den Thieren stehen; welche ihre Einbildungskraft sehr wenig, und ihren Verstand gar nicht erhöhet haben, in derer Geiste daher weit mehr Dunkelheit als Klarheit, weit mehr Trägheit als Thätigkeit herrschen; deren Begierden sich auf sehr wenige, blos sinnliche Bedürfnisse einschränken, deren Neigungen sich auf eine sehr geringe Anzahl von Wesen, die ihnen zu Befridigung ihrer Begierden behilflich sind, ausdähnen; und deren Widerwillen auch selten rege werden und immer sehr wenige Menschen betreffen kann; die also zwar Egoisten seyn müssen, die aber insgemein unschädliche und unfähig die Folgen ihrer Handlungen einzusehen, immer schuldlose Egoisten sind.

Die andere Classe machen diejenigen aus, wel-

che ihre Seelenvermögen höher erhoben haben; bey denen die Einbildungskraft mächtiger ist, als die Sinne; die Vernunft aber schwächer, als die Einbildung; in derer Seele mehr Klarheit als Dunkelheit, aber dennoch mehr Verwirrung als Deutlichkeit und Ordnung sich befinden; derer Begierden sich auf mannigfaltige Gegenstände erstrecken können, weil die Einbildung keine Schranken hat, wie die Sinne: deren Liebe sehr viele Wesen umfassen kann, weil ihnen sehr viele dienlich seyn können; deren Haß noch ausgedähnter und heftiger seyn muß, weil bald jeder, der ihnen nicht dienstbar ist durch das was er hat oder was er thut, der Befridigung ihrer Begierden und ihrer Leidenschaften im Wege stehen kann; die also ebenfalls Egoisten, aber im höchsten Grade schädliche und verderbliche Egoisten seyn müssen; schuldlos so lang sie dumm sind und immer fehlbarer, wie mehr sie an Kenntnissen und an Einsichten zunehmen.

Es giebt in dieser Classe unendlich verschiedene Stuffenordnungen. Wenn schon Verstand und Vernunft das Ganze der Einsichten und der Neigungen derjenigen niemals beseelen, welche darein gehören, so erheben sie sie doch oft in gewissen Theilen auf einen ausserordentlichen Grad der Vollkommenheit, und so bringen sie sie doch in gewissen Arten bis zum Erhabenen. So erreichen oft in der Poesie, in der Beredsamkeit, in der Musik, und in allen schönen Künsten, in der Kriegskunst, in der Kaufmannschaft, selbst in der Politik und in vielen andern sehr ausgedähnten Wissenschaften, Menschen eine beträchtliche Vollkommenheit, die überhaupt einen sehr niedern Grad des gesunden Verstandes besitzen, und denen zu allem übrigen sehr eingeschränkte und sehr unrichtige Fähigkeiten zu theile geworden sind.

So erwerben sich auch viele geringere Geister, die es eben in keinem Stücke zum Erhabenen

bringen, durch die glücklichen Einflüsse der Einbildung nützliche und angenehme Fertigkeiten, und den schätzbaren Vortheil, sich der Ordnung und vernünftigen Befehlen zu unterwerfen.

Andre hingegen, die ebenfalls in diese Classe gehören, sind nicht so glücklich. Die Einbildungskraft scheinet ihnen keinen andern Dienst zu leisten, als ihren Begierden und ihren Leidenschaften eine ausserordentliche Heftigkeit, und eine vollkommene Uebermacht zu geben, alle ihre Aufmerksamkeit auf die Gegenstände derselben allein zu heften, und allen Anwachs der höhern Seelenkräfte bey ihnen zu hemmen und zu verdunkeln.

Aus denjenigen Menschen, bey welchen die Vernunft die Oberherrschaft über die Sinne und über die Einbildung behauptet, bestehet die dritte Classe. Ihre Begierden sind unendlich ausgedähnter als die Begierden der Menschen von der erstern Classe, weil Erfahrung und Vernunft ihnen die unendliche Mannigfaltigkeit

der Güter bekannt gemacht haben, zu deren Genuß die gütige Vorsehung den Menschen berufen hat; aber sie sind nicht unordentlich und unbändig, wie die Leidenschaften derjenigen, welche die Einbildung beherrschet, und sie ziehen sich in die engen Schranken der Naturbedürfnisse ein, so bald das Wohl andrer es erfordert. Denn ihre Liebe dähnet sich über alle Wesen aus, denen sie nützen können und treibet sie an in jeden Umständen das Größte ihnen mögliche Gute zu thun, und des Hasses sind sie desto weniger fähig, wie mehr sie ihren Verstand aufgeheitert und ihre Vernunft gestärket haben und wie mehr sie dadurch überzeuget sind, daß jeder Mensch ein Werkzeug zur Glückseligkeit für jeden andern seyn soll. Wenn sie also Egoisten sind: so sind sie es im erhabensten Sinne, und weil der Mensch andern nicht gutes thun kann, ohne seine eigne Glückseligkeit zu vermehren.

Wenn der gröste Theil eines Volkes noch in

die erste Classe gehöret, so lebt es in dem Stande der Einfalt.

Ist der grössere und herrschende Theil eines solchen unter der Tyranney der Einbildung so sehr erdrücket, daß er sich mehr von Gemüthsbewegungen und von Leidenschaften dahinreissen läßt, als er der Vernunft Gehör giebt; so befindet sich ein solches Volk in dem Stande der Barbarey.

Nachdem hingegen unter einer Nation die höhern Fähigkeiten sich ausbreiten und verstärken; nachdem weise und vernünftige Anstalten Ordnung und Harmonie bey ihr vestsetzen: nachdem eine tugendhafte und erleuchtete Regierung sie handhabet, und zu Werkzeugen eines allgemeinen Wohlstandes machet, nachdem wird ein Volk gesittet, schätzbar und glücklich.

Sieben und dreyssigstes Hauptstück.

Beschluß des ersten Buches.

Zwischen dem Verstande und dem Unverstande, dem Laster und der Tugend, dem Elende und der Glückseligkeit, ringet also der menschliche Geist unermüdet nach dem Vergnügen. Die Bedürfniß von Empfindungen ist das einzige Triebrad seiner Thätigkeit. Die Weisheit und die Tugend sind die einzigen Werkzeuge seiner Glückseligkeit, und die Dohrheit und das Laster sind die einzigen Quellen seines Elendes.

Ueber die
Geschichte
der
Menschheit.
Zweytes Buch.

Zweytes Buch.

Von dem Stande der Natur.

Erstes Hauptstück.

Allgemeine Betrachtungen.

Ist aber der Mensch in der Natur derselbige, den wir geglaubt haben, in der Abstraction zu finden, oder ist er ganz etwas anders? Und wo sollen wir uns hinwenden, um diese Prüfung anzustellen? Sollen wir den wahren Menschen in den Wäldern von Nordamerica suchen? Sollen wir uns überreden, derjenige, mit dem wir leben, erfülle die Bestimmung, zu welcher ihn die Vorsehung ausersehen hat: Oder sollen wir

glauben, auch dieser habe die glückliche Reife noch nicht erreicht, welche in bessern Tagen sein Loos seyn soll? Sollen wir das Schicksal des elenden Sterblichen verwünschen, welcher das Unglück gehabt hat, sich über die Unwissenheit, und über die Einfalt empor zu schwingen, durch welche viele seiner Brüder so nahe an den unveränderlichen Stand des Thieres gränzen? Oder sollen wir ihn nur bedauern, daß er auf der glücklichen Bahn nicht weiter gekommen ist, auf welcher das menschliche Geschlecht durch mannigfaltige Abwechslungen endlich zu der Vollkommenheit gelangen soll, nach deren jeder einzelne Sterbliche so sehnlich strebet, und von welcher bisher nur einige Günstlinge des Himmels einen merklichen Grad erreichet haben?

Wichtige Fragen, welche zu beantworten wir die **Geschichte** sowol als die **Philosophie** zu Hilfe nehmen müssen. Diese ist immer sehr schwach, wenn sie nicht von jener unterstützet ist,

und jene ist meistens unnütz, und oft schädlich, wenn sie nicht von dieser erleuchtet wird.

Zweytes Hauptstück.

Von dem Stande der Natur überhaupt.

Die Weltweisheit unterscheidet gewöhnlich den natürlichen Menschen von dem policierten, den Stand der Natur von dem Stande der Sitten.

Wenn wir sie aber fragen, worinn der erstere dieser Stände bestehe; wodurch er von dem andern sich unterscheide; wo er anfange, wo er aufhöre; ob er etwas wirkliches, oder ob er gar nur eine Erdichtung sey? so stürzet sie uns in einen Labyrinth von Zweifeln, aus welchen sich herauszuwickeln, es mehr als einen ariadnischen Faden brauchet.

Wir wollen es indessen versuchen, diese wichtige Frage in einiges Licht zu setzen. Wir wollen zu

dem Ende denjenigen Weg einschlagen, welchen uns die natürliche Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten selbst vorzuschreiben scheinet.

Wir wollen mit unsern Muthmassungen bis auf die ersten Elemente der Menschheit zurückgehen, um den Menschen in dem Stande der Natur zu suchen. Wir wollen ihn von dar bis zu den Anfängen des gesitteten Lebens verfolgen. Wir wollen so denn mit ihm die mannigfaltigen Wege und Abwege durchirren, durch die er zu dem Grade der Vollkommenheit gelanget zu seyn scheinet, dessen er sich in unsern Zeiten rühmet. Wir wollen endlich einige bescheidene Blicke durch die dichten Finsternisse wagen, welche das Schicksal unsrer Nachkömmlinge umhüllen.

Drittes Hauptstück.

Thierischer Stand.

Es würde eine sehr ungereimte Hypothese seyn, wenn wir uns einen Zustand des menschlichen Ge-

schlechtes, oder nur des kleinsten Volkes als möglich vorstellen wollten; in welchem alle menschlichen Fähigkeiten auf die blosse Empfindung des gegenwärtigen Zustandes eingeschränkt wären.

Von einer trägen Zufriedenheit, von einer dunkeln Unlust, oder gar von einer dummen Gleichgiltigkeit begleitet, würde dieses unwirksame Gefühl, die Seele in einer vollkommenen Unthätigkeit, und den Menschen in dem gänzlichen Unvermögen lassen, für seine Erhaltung zu sorgen.

So nieder wir also auch die erste Stuffe der Menschheit annehmen wollen; so können wir nicht anders als bey jedem erwachsenen Menschen ein so grosses Maaß von Erinnerung des Vergangenen, und von Erwartung des Zukünftigen, und also von Begierden, von Trieben, und von Achtsamkeit voraussetzen, als die Erhaltung jedes einzelnen Menschen insbesondere, und der Art überhaupt erheischet.

In diesem Zustande würde die rohe Seele des Menschen einen sehr engen Kreis von Gedanken zu bearbeiten haben.

Bey einem sehr eingeschränkten Gedächtnis müßte ihm auch die am östersten wiederhohlte Empfindung neu vorkommen. Er würde also an wenigen gleichförmigen Begriffen einen genugsamen Stoff finden, sich zu beschäftigen.

Reich genug durch die Miskenntnis seiner Dürftigkeit würde er einen grössern Schatz von Erkenntnis nicht verlangen; und diese Unfühlbarkeit würde ihm den Fortgang zu einer höhern Vollkommenheit ausserordentlich schwer machen. Von gemeinem Verstande (*) würden sich bey ihm kaum einige schwache Funken; und von Verstande, von Weisheit, von Tugend, nicht einmal die ersten Keime zeigen. Er würde sich von diesen Empfindungen und von den Gegenständen,

(*) Sens commun.

welche sie in seiner Seele erzeugen keine deutlichen Vorstellungen erwerben. Er würde sie nicht in Arten und in Gattungen eintheilen und sich keine allgemeine Begriffe von ihnen, von ihren Eigenschaften und von ihren Veränderungen bilden (*). Er würde also auch keine andre Sprache kennen, als die natürliche Ausdrückung seiner Freude, seines Schmerzens und andrer lebhafter Gefühle, welche seine Seele erschüttern würden. Jede höhere Einsicht würde ihm gleichgiltig seyn.

Von geselligen Empfindungen würde ein solcher sich selbst überlassener Mensch höchstens einen dunkeln Trieb fühlen, einen Trieb, welcher der menschlichen Natur eigen ist, den Keim der erhabensten Tugenden in sich verschlossen hält, und durch Ausartung der Zunder der abscheulichsten

(*) Wolf Psychol. rationalis §. 461.

Laster werden kann. Schwach und dunkel würde dieser Trieb wol eine Anzahl Menschen, wie in eine Heerde zusammen drängen; er würde aber unter ihnen noch keine wahre Gesellschaft erzeugen, welche erst da statt hat, wo gemeinsame Absichten eine Vereinigung beseelen.

Mit irgend einem Wesen seiner Art insbesondre würde dieser thierische Mensch keine andre Gemeinschaft verlangen, als in so fern es die flüchtige Befridigung eines unbestimmten Triebes zur Fortpflanzung erheischen würde. Das Andenken und die Kenntnis der Wohlthäterinn, welche ihm das lebhafteste Vergnügen gewähret haben würde, dessen er fähig ist, würde bey ihm kaum länger dauern, als der Augenblick des Genusses. Diese würde sich kaum länger um die Frucht ihres Leibes bekümmern, als bis der Trieb, welcher sie zum Säugen nöthiget, gestillet wäre. Das Kind, so bald es sich im Stande befinden würde, sich mit selbst gefundenen Speisen zu er-

nähren, würde nicht mehr an seine Mutter denken, seinen Vater nicht kennen, und gleich ihm, ein thierisches Leben fortführen. Es würde keiner fernern Hilfe, keiner Gesellschaft zu diesem Ende bedürfen. Es würde sich selbst zureichend seyn. Es würde sich in einem Zustande befinden, den man billig eine thierische (*) Selbstgenugsamkeit nennen könnte. Es würde mehrjährig, und gänzlich im Stande seyn, für sich selbst zu sorgen.

So wenig als ihm ein andrer Mensch nützlich seyn würde; so wenig würde ihm ein solcher hinderlich fallen. Es würde also jeder solcher Mensch den andern leiden können. Allein sie würden einer dem andern ganz gleichgiltig seyn. Ohne etwas von einander zu hoffen; ohne etwas von einander zu fürchten; ohne einander zu lieben; ohne einander zu hassen; würden sie wie die Biber,

(*) αὐτάρκειαν

oder wie die Bienen, schaaren- oder schwarmweise mit einander leben.

Nur in dem selten möglichen Falle, da zweene des nemlichen Gegenstandes zur Stillung ihres Hungers, oder ihres Triebes gegen das andre Geschlecht bedürftig seyn würden, würden sie eines Streites fähig seyn. Die Niederlage des schwächern Theiles würde dieser Feindschaft ohne weitere Folge ein Ende machen.

Eigenthum, Sittlichkeit, Pflicht, und alles was davon abhängt, sind Begriffe, deren solche Menschen unfähig seyn würden. Eben so unbekannt würden ihnen die Gedanken von Dauer, Zeit, Zahl, Anfang, Ende, Leben und Tod; und eine eigentliche Sprache würde für sie eine sehr überflüssige und sehr unbrauchbare Erfindung seyn.

Für sie würde das Gegenwärtige allein etwas, das Vergangene und das Zukünftige aber in dem wahren Verstande nichts seyn.

So finden wir ungefehr den Verstand unsrer Kinder in den ersten Jahren des Lebens beschaffen.

Viertes Hauptstück.

Betrachtungen über diesen Stand.

Alle diese Folgen scheinen ganz natürlich aus der Voraussetzung von Menschen zu fliessen, derer Seelenkräfte sich auf die Sinne, und auf den niedrigsten Grad des Gedächtnisses und der Vorhersehung einschränken würden.

Dieses würde ungefehr der Stand seyn, welchen ein grosser Schriftsteller so beneidungswürdig findet. Dieses würde der wahre Stand des Menschen, seine ganze Bestimmung seyn. Alles was ihn weiter führen könnte, würde ihn in unausweichliche Abgründe verleiten.

Nach diesem Lehrgebäude sind die grösten Fähigkeiten der Seele nur Werkzeuge des menschlichen Elendes; und ist der Trieb zur Vollkommenheit nichts als ein betriegliches Geschenke der Na-

tur, um ihre eigenen Absichten zu vereiteln. Sie hat den Menschen zu einem Thiere bestimmet, und dieser will ihn zu einem Engel machen.

„ Das vortrefflichste unter allen Thieren sollte „ seine Speise unter einer Eiche, seinen Trank an „ dem nächsten Bache, und seine Ruhe unter „ dem Baume finden, der ihm seine Nahrung „ verschaffen würde. “ (*)

Was noch sonderbarer ist, so hat die Natur allem Ansehen nach von dem Anfange der Zeiten an, bis auf uns, ihres Zweckes verfehlet.

Dieser wahre, dieser ursprüngliche Stand der Menschen, so wie er hat sollen aus den Händen der Natur hervorkommen, (**) dürfte wol ein Stand seyn, der nicht wirklich ist, der es niemals gewesen ist, der es niemals seyn wird. (***)

(*) *J. J. Rousseau* sur l'origine & les fondemens de l'inegalité parmi les hommes. P. I. p. 14.

(**) Ebendaselbst.

(***) Ebendaselbst in der Vorrede S. LXX.

So denkt selbst der erhabene Schriftsteller davon, der sich alle ersinnliche Mühe gegeben hat, die Vorzüge des unangebauten Menschen mit den vollkommensten Reizen abzuschildern.

Die Geschichte, mit welcher er indessen nichts zu schaffen haben will, (*) giebt uns hier nicht genug Licht. Wir finden zwar hin und wieder Spuren von Völkern, derer Zustand mit diesem einigermassen verglichen werden kann, welche das Feuer nicht kannten; (**) welche nicht über drey

(*) Commençons donc par écarter tous les faits, car ils ne touchent point à la question. p. 8. s. auch S. 42.

(**) Die Spanier fanden in den Marianischen oder Räuberinseln ein solches Volk, welches übrigens eine nicht geringe Leibesstärke, eine gute Gestalt, und eine besondere Fertigkeit im Laufen besaß. S. Büffons Naturgeschichte, Buch VI. S. 148. f. 153. Auch Plinius in seiner Naturgeschichte Buch VI. §. 10. thut solcher Völker Meldung, welche das Feuer nicht kannten. Vielleicht kommt der Gebrauch, das heilige Feuer aufzubehalten, der bey so vielen Völkern üblich gewesen ist, da-

zählen konnten; (*) und welche sonst ohne einige Gedanken von dem Vergangenen und von dem

her, daß gleich nach der Erfindung desselben die Kunst es zu erzielen, den meisten unbekannt war. Die, welche diese Kunst besassen, machten sich vielleicht für heilige und sonderbare Leute ansehen, denen die Götter eine so besondere Sorge anvertrauet hätten, und erhoben sich dadurch über andre. Die Athenienser rühmten sich neben dem Säen auch den Gebrauch der Brunnen und des Feuers andern Völkern bekannt gemacht zu haben. Plutarch im Cimon §. 29. Die bey vielen einfältigen Völkern übliche Weise das Feuer mit an einander geriebenem Holze anzuzünden, ist auch bey den Neuschottländern, Neuseeländern und Otaheitiern im Gebrauche. Hawkesworth B. III. Htst. 6 S. 240 Hr. Hawkesworth philosophiert allda weitläufig über die Entdeckung des Feuers.

(*) Büffon Naturgesch B. VI. S. 245. Die **Otaheitier**, die **Neuseeländer** und die **Neuholländer** können zählen, **Plinius** B. V. §. 8. der Naturgeschichte erzählet von den **Atlanten**, daß sie sich nicht durch Namen von einander unterschieden. Von den **Neuseeländern**

Zukünftigen in einer beynahe thierischen Dummheit lebten. (*)

---

und von den Otaheitiern führet Hr. Cook Namen an, nicht aber von den Neuholländern. Ohne Zweifel waren die Gesellschaften von diesen immer so klein, daß sie nicht nöthig hatten sich durch Namen zu unterscheiden.

(*) Büffon ebendaselbst. Der Jud Benjamin, welcher in dem zwölften Jahrhunderte eine grosse Reise gethan hat, beschreibet ein Volk in Africa, welches dem Viehe am nächsten gekommen seyn müßte, wenn man nicht muthmassen könnte, daß seine Erzählung übertrieben sey: „Ein Theil „der Azzuanäer, sagt er, lebt gänzlich wie das „Vieh. Sie nähren sich von Kräutern, welche „sie an dem Ufer des Flusses Pisson finden. Sie „gehn überall nackt herum, und scheinen von al„len Empfindungen andrer Menschen entblösset. „Sie vermischen sich ohne Scheu, ohne Aus„wahl, ohne Rücksicht auf Verwandtschaft, auf „Alter, oder auf Ordnung. Sie wohnen in ei„ner überaus heissen Gegend. Die andern Az„zuanäer gehen recht auf die Jagd von diesen aus. „Sie werfen ihnen Weizenbrod, und gedörrte „Feigen hin, und fangen sie wie man das Vieh „fängt."

Man könnte glauben, die südamericanischen Wilden des Herrn de la Condamine gehören alle in diese Classe. Allein da er bey ihnen Brücken, Kähne, Waffen u. d. gl. angetroffen hat, deren Erfindung ihnen nicht wohl streitig gemachet werden kann, und die zugleich Beweise von erhöheten Fähigkeiten sind; so müssen wir schliessen, daß diese Menschen überhaupt schon einen weitern Schritt zu der Menschlichkeit gethan hatten. Indessen scheinen diese südlichen Völker von ziemlich milderer Art zu seyn, als die nordamericanischen. Auch hat man den gesitteten Stand in einem Theil des südlichen America schon in einer grossen Vollkommenheit gefunden, da man in Nordamerica hingegen keine Spuren davon angetroffen hat.

Die Beyspiele von so eingeschränkten Menschen sind indessen sehr selten, und sehr vielen Zweifeln unterworfen. Auf das höchste belehren sie uns, was der blos thierische Mensch seyn würde. Sie

berechtigen uns aber nicht zu behaupten, daß die Natur ihn bestimmt habe, beständig in diesem Stande zu verbleiben, und darein die Glückseligkeit einzuschränken, nach welcher jedes denkende Wesen mit einer so feurigen Unruhe ringet.

Einige Menschen, welche durch Krankheiten in einem thierischen Stande zurückgehalten worden sind, können noch viel weniger die Philosophie berechtigen auf die menschliche Natur einen so wichtigen Schluß zu machen.

Die heil. Schrift lehret uns, daß die ersten Menschen mit weit grössern Fähigkeiten begabet, aus den Händen des Schöpfers hervorgekommen sind; und die Beobachtungen einer gesunden Philosophie (*) bestätigen nicht weniger die Meynung, daß nur zufällige Ursachen diese mannigfaltigen Verschiedenheiten in den Arten und in den Trieben der Menschen verursachet haben.

(*) Büffons Naturgeschichte B. VI. S. 333. f.

Da uns also die Erfahrung und die Geschichte ihr Licht versagen; so wird es nicht überflüssig seyn, in der Natur der Seele selbst und in den übrigen Verhältnissen des Menschen die Gründe für und wider die Wirklichkeit so wol als die Vortrefflichkeit eines solchen Zustandes ausfindig zu machen.

Fünftes Hauptstück.

Zweifel über die Wirklichkeit dieses Standes. Trieb zur Vollkommenheit, oder nach einem bessern Stande.

Seine unbedingte Möglichkeit ist keinem Zweifel unterworfen. Es ergiebt sich in dem Begriffe davon kein Widerspruch. Er gehöret also mit in die Reihe der möglichen Dinge. Ob aber die Natur dem Menschen erlaube, oder gar gebiete, sich für eine lange Zeit in so enge Grenzen einzuschränken? dieses ist eine Frage, welche eine nähere Untersuchung verdienet.

Der entscheidendste und der wichtigste Punct

hiebey ist ohne Zweifel, ob wir bey dem ganzen menschlichen Geschlechte die erste Anlage der Seelenvermögen so voraussetzen können, wie wir sie bey weit den meisten derjenigen Menschen finden, welche uns die Erfahrung und die Geschichte bekannt machen. Die fernern Folgen werden sich ohne Mühe ergeben.

Die Naturgeschichte lehret uns, daß alle Thiere, welche wir kennen, so bald sie erwachsen sind, alle Fähigkeiten, die ihrer Art zukommen, auf eine beynahe ganz gleichförmige Weise besitzen. Aus dieser Beobachtung können wir schliessen, daß keines dieser Thiere zu einer viel höhern Vollkommenheit bestimmt ist.

Mit dem Menschen verhält es sich auf eine ganz entgegengesetzte Weise. Die Vermögen seiner Seele sind einer so merklichen Erhöhung fähig, daß sie ihn oft in den Rang hoher Geister zu erheben scheinen.

Die Erfahrung ist eine untriegliche Zeuginn dieser Wahrheit. Jede Stelle der Geschichte, jedes Volk, jeder einzelne Mensch, sind so viele Beweisthümer, welche diese Beobachtung ausser allen Zweifel setzen. Jede Arbeit der Bienen und der Bieber, der geschicktesten unter allen Thieren, ist sich selbst immer gleich. Jedes Werk des Menschen ist von dem andern unterschieden.

Ein allgemeines Gesetz der Natur scheinet also die Thiere in den engen Kreis der Empfindung des Gegenwärtigen, und der Erwartung sehr weniger ähnlicher Fälle einzuschränken. Ein eben so allgemeines Gesetz treibet wahrscheinlicher Weise den Menschen an, sich über diese Grenzen heraus zu schwingen, und sich von einer Stuffe der Vollkommenheit immer zu einer höhern zu erheben. In seiner Seele erzeuget jeder Gedanke einen andern Gedanken, und jede Begierde eine andere Begierde.

Eine unläugbare Erfahrung belehret uns zwar,

daß diese Entwicklung bey einigen Menschen sehr langsam vor sich gehe. So muß es sich aber deshalben nicht mit allen verhalten. Ein träger Celte hat vielleicht durch den ganzen Lauf eines langen Lebens so viel nicht gedacht, als ein Leibnitz, ein Bernoulli, und ein Neuton in einem einzigen Tage.

Wo die unfruchtbare Natur wenig Mannigfaltigkeit hervorbringet; wo sie Menschen, welche sie roh erzeuget hat, wenig Stoff zu einem liebreichen und angenehmen Umgang darbeut; da können auch die Geister viele tausend Jahre in dem gleichen Stande der Dummheit verbleiben. In bessern Ländern hingegen, wo die mildere Natur glücklich organisierte Menschen unaufhörlich mit mannigfaltigen und lieblichen Gegenständen umringet; da nähern sie sich viel geschwinder der Verbesserung, und der Vollkommenheit.

Wir können also anders nicht als bey jedem Men-

schen diesen Trieb zur Vollkommenheit voraussetzen; einen Trieb, welcher, er mag eine wahre oder eine vermeinte Verbesserung des Zustandes zum Gegenstande haben, im Grunde immer die gleiche natürliche Empfindung ist.

Herr Rousseau selbst giebt (*) die Fähigkeit darzu für das unterscheidende Kennzeichen der menschlichen Natur an; obgleich er sie als das unselige Werkzeug betrachtet, durch welches der Mensch verführet wird, kein Mensch mehr zu seyn. (**)

Wenn dieser also nur durch die Unterdrückung einer ihm wesentlichen Neigung ein Mensch bleiben kann; wenn seine Glückseligkeit darinn besteht, diesen Trieb nicht zu empfinden; so hängt dieser kostbare Vorzug von einer unmöglichen Bedingnis ab; so bleibt dem elenden Sterblichen so bald

---

(*) Sur l'origine & les fondemens de l'inegalité parmi les hommes. p. 36. 37.

(**) Rousseau, S. 42.

er zu sich selbst kömmt, nichts weiters übrig, als die Verzweiflung. Wenn wir aber der Gottheit, welche alles so weislich beherrschet, nicht widersprechende Absichten zuschreiben wollen: so müssen wir zugeben, daß der Mensch nicht zu einem unveränderlichen Stande bestimmet sey; und daß nicht vergebens die Natur ihm einen Trieb eingeflösset habe, der ihn mit einer unbesiegbaren Macht zur Veränderung anspornet.

Sechstes Hauptstück.

Würdigung dieses Standes.

Die grossen Begriffe, welche uns der nemliche erhabene Verfasser von der Vortrefflichkeit dieses Zustandes beybringen will, sind nicht weniger Zweifeln unterworfen, als seine Wirklichkeit.

Der Mensch würde da blos das Gegenwärtige geniessen. Das Vergangene, das Zukünftige, das Entfernte würden seine Sphäre weit überstei-

gen. Seine Empfindung würde sich niemals über das Gefühl erheben. Sie würde nie zween Gegenstände umfassen; sie würde niemals durch die lieblichen Einflüsse der Einbildung die Klarheit oder die Stärke seiner Vorstellungen erhöhen.

Eine einzige Empfindung würde das volle Maaß dieser beneidungswürdigen Glückseligkeit seyn; und diese würde, wie das Vergnügen der Thiere immer von den äusserlichen Gegenständen abhängen. Wenn wir uns auch vorstellen, daß nichts diese Zufriedenheit stören könne; so wird dennoch die zusammengenommene Menge von angenehmen Gefühlen in dem Ganzen eines solchen Lebens sehr klein seyn.

Wir wollen aber annehmen, daß neben einem solchen Volke ein anders wohne, welches seine Fähigkeiten nur um einen geringen Grad höher gebracht hätte. Diese Voraussetzung ist desto wahrscheinlicher, weil wir keine andern als solche Völker kennen. Was würde aus unsern Glückseligen

werden? Das was Herr Rousseau für den Menschen so sehr fürchtet; Sclaven oder Lastthiere. Sie würden sich gegen andre Menschen weder wehren können, noch wollen, oder sie müßten auch aus ihrem beneidungswürdigen Stande treten.

Wenn die Nachricht wahr ist, welche uns ein jüdischer Reisebeschreiber aus dem zwölften Jahrhunderte von den Azzuanäern (*) hinterlassen hat, so sind diese ein deutlicher Beweis hievon. Ihre Nachbaren fiengen sie mit Lockspeisen wie die Thiere, und verkauften sie.

Wenn also der Mensch des Herrn Rousseau ein wirkliches Ding wäre; so würde dennoch seine Glückseligkeit nichts weniger als wünschenswürdig seyn. Sie würde den Namen der Glückseligkeit nicht verdienen, welche nur eine späte und kostbare Frucht der Tugend und der Weisheit seyn kann.

(*) S. oben Hauptst. 4. in der Anmerkung S. 163.

Siebendes Hauptstück.

Trost.

Wir wollen uns deshalben über das Unglück, welches uns in den Stand des verdorbenen und denkenden (*) Menschen gestürzet hat, trösten. Wir wollen uns geduldig einem unveränderlichen Gesetze der Natur unterwerfen.

Wir wollen es unsern Voreltern verzeihen, daß sie uns die unsrer Sehnsucht so würdige Dummheit verscherzet haben. Es war nicht ihre Schuld. Sie haben uns nicht freywillig, sie haben uns nicht unmittelbar aus diesem seligen Stande in das Elend versetzet, unter welchem uns Vernunft und Wissenschaft seufzen machen.

(*) Si elle (la nature) nous a destiné à être sains, j'ose presque assurer, que l'état de reflexion est un état contre nature, & que l'homme qui médite est un animal depravé. *Rousseau* sur l'origine & les fondemens de l'inégalité parmi les hommes, p. 25,

Wir wollen fortfahren die Entwicklung der Menschheit zu betrachten, und, von der Fackel der Philosophie beleuchtet, die verschiedenen Scenen der Geschichte zu übersehen. Wir werden mehr als eine Entschuldigung für ihren Irrthum finden. Vielleicht bieten sich uns weit eher als wir es vermuthen sollten, solche Auftritte dar, welche uns gar ihn als eine herrliche Wohlthat der Gottheit werden verehren machen; welche uns wie über unser eigenes Schicksal, so über dasjenige, welches unsern Nachkömlingen bevorsteht, beruhigen, und welche aus unsern Herzen die eitele Furcht verbannen werden, als ob weiter von dem glücklichen Stande des Thieres entfernet, der Zustand des menschlichen Geschlechtes immer unglücklicher und elender werden müßte. (*)

(*) Villeicht ist mehr als die Helfte von demjenigen dermals überflüssig, was hier über das bald vergessene System des Hr. Rousseau gesagt wird. Allein bey der ersten Auflage der G. d. M. (1764) war dieses System noch neu.

Achtes Hauptstück.

Niedrigster Grad der Menschheit. Sinnlichkeit.

So ist der thierische Stand des Menschen ein Unding, welches die Natur nicht kennet; oder eine Seltenheit, welche sie nur in sehr wenigen Fällen wider ihre allgemeinen Regeln hervorbringet.

Wir müssen deshalben eine Stuffe höher steigen, um den Menschen in dem Stande der Natur zu suchen. Wir wollen indessen den Grad der Menschheit, den wir erst betrachtet haben, als eine Wirklichkeit annehmen. Wir wollen uns den Geist davon vorstellen, wie den von einem Kinde von zwey bis drey Jahren, das nun anfängt seine Fähigkeiten zu entwickeln. Von diesem Stande wollen wir ausgehen, um die fernere Entwicklung der Menschheit zu beobachten.

Allmählich wird sie mit einer deutlichern Em-

pfindung des Gegenwärtigen, ein klåreres Andenken des Vergangenen, und eine lebhaftere Erwartung des Zukünftigen vereinigen.

Nun fängt die Seele an ihre Vorstellungen mit einander zu vergleichen. Durch die Vergleichung der Empfindungen, der Gegenstånde, welche sie in der Seele erzeugen, und ihrer mannigfaltigen Verånderungen, wird die Absonderung dessen bewirket, was darinn unåhnlich, und die Zusammenordnung dessen, was darinn sich gleich und åhnlich ist. So entstehen allmåhlich allgemeine Begriffe, und da ohne Zeichen von einer bestimmten und sich immer åhnlichen Bedeutung, ohne eine Sprache, diese bey nahe unmöglich sind: so treibet die Nothwendigkeit die Menschen zur Erfindung einer solchen, oder zur Entwicklung derjenigen an, die in ihm ligt. In ihren ersten Anfängen muß diese Sprache sehr roh und sehr

unvollkommen seyn. Indessen bähnet sie (*) dem Menschen den Weg zur Erweiterung seiner Kenntnisse; sie erleichtert die Verrichtungen des Gedächtnisses (**) und damit alle übrigen Hilfsmittel zur Erhöhung der Vollkommenheit seines Verstandes, und seines Willens.

(*) Wolf Psycholog. rat. §. 461.

(**) Dieses wird insonderheit dadurch begreiflich, weil die Menschen alles was mit ihnen vorgeht ehe sie reden können, vergessen; und weil die unter den wilden Thieren, oder auch unter den Menschen ohne den Gebrauch der Sprache aufgewachsenen Menschen, auch nachdem sie reden gelernet haben, das Andenken von ihrem vorherigen Zustande fast gänzlich verliehren. S. Wolfs Psychol. rat. §. 461. aus Connors evangelio medici; und aus der histoire de l'Academie des sciences 1703. Deshalben können wir richtig schliessen, daß, wie zu einer höhern Vollkommenheit ein Volk seine Sprache bringen werde, es auch in den theoretischen und praktischen Erkenntnissen einen desto ansehnlichern Grad davon erreichen werde — und umgekehrt daß wie unvollkommener die Sprache eines Volkes sey, dessen Gelehrsamkeit auch desto mangelbarer seyn müsse. Ohne die Sprache haben die ersten Elemente der Wissenschaften nicht erfunden werden können.

In dem vorhergehenden Zeitraume scheinet die Seele nur ein verworrenes Gefühl der ganzen Summe der gegenwärtigen Gegenstände, und der Lust oder der Unlust, welche daraus flossen, gehabt zu haben. Nun unterscheidet sie klärer die gegenwärtigen Vorstellungen von einander, und die vergangenen von den gegenwärtigen. Nun fängt sie an diejenigen lebhafter zu bemerken, welche ordentlich oder zufälliger Weise oft wiederkommen.

Sie verlanget diejenigen, welche ihr Vergnügen gewähret; sie verabscheuet diejenigen, welche ihr Unlust verursachet haben.

So entstehet bey dem Menschen eine klärere Vorhersehung eines künftigen Gutes. So verbinden sich seine vergangenen, seine gegenwärtigen, und seine zukünftigen Vorstellungen in ein Ganzes; so gewöhnet er sich allmählich sie zu messen, zu wegen, und zu vergleichen; so entstehet in ihm

die schätzbare Eigenschaft, welche man den gemeinen Verstand nennet, und so schwinget er sich über die niedre Sphäre der thierischen Fähigkeiten empor.

Allmählich fangen seine Empfindungen an, sich zu Gemüthsbewegungen zu erheben; allmählich machet die Gewohnheit diese zu Leidenschaften. So bekommen die äusserlichen Gegenstände für ihn einen Werth oder einen Unwerth. Allmählich fängt der Mensch an, einem Menschen vorzüglich angenehm oder widrig zu werden, erhalten seine geselligen und wolthätigen Triebe eine nähere Bestimmung, und entwickeln sich mit ihnen auch die feindseligen Gemüthsbewegungen, nachdem die Absichten des einen den Begierden des andern hinterlich werden.

Von allen Vortheilen des Unterrichtes und des Beyspiels entblösset, wird der Mensch bey dieser Eingeschränktheit seiner Einsichten und seiner Erfahrung viele Gegenstände sich unrichtig vorstelien.

Seine noch ungeübten Sinne (*) werden durch ganz natürliche Irrthümer seinen Geist misleiten, und mangelbare und falsche Vorstellungen werden ihre Unvollkommenheiten allen seinen Erinnerungen, seinen Erwartungen, seinen Begierden, und seinen Leidenschaften mittheilen.

So entstehet in seiner rohen Seele die Vermischung ganz widriger Begriffe. So wird sein unerfahrner Geist verleitet, eingebildete Dinge für wirklich gegenwärtige, und unmögliche für mögliche anzusehen. So machet er sich ganz phantastische Vorstellungen von neuen Gütern, und so suchet er sehr oft die Gründe genossener Freuden in Gegenständen, welche eben die entgegengesetz-

(*) Herr von **Büffon** in seiner Naturgeschichte B. VI. S. 23. ff. führet dieses sehr wohl aus, und zeiget, wie diese Irrthümer der ungeübten Sinne die Meynung von den Gespenstern habe erzeugen und befördern können.

ten Wirkungen hervorbringen. In dieser Epoche fehlet ihm also noch der kostbare Vorzug des **gesunden Verstandes**, welcher in der Richtigkeit, in der Wahrheit und in einer zweckmässigen Harmonie der Begriffe und der Neigungen bestehet. Er ist da gänzlich der Sclave der Sinne, welche alle seine andern Fähigkeiten unterjochen und misleiten, und welche ihn zum Genusse auffordern, ohne ihn auf die Quelle davon aufmerksam zu machen, ohne einige Wißbegierde in ihm zu erzeugen. (*)

(*) Der Neuholländer scheinet der Bewunderung über die größten und ihm ungewöhnlichsten Gegenstände unfähig. Die Schiffe der Engelländer zogen ihre Aufmerksamkeit nicht einmal auf sich. Hawkesworth B. III. Hptst. 2. S. 102. von Cooks Reise S. 111.

So wenig neugierig fanden sie auch einige Neuseeländer; doch thaten einige Neuholländer den Engelländern die Ehre an ihre Schiffe anzuschauen. Cooks Reise B. III. Hptst. 2. S. 113. und endlich fanden sie solche, welche sich über viele Dinge

Obgleich in einen so engen Kreis eingeschlossen, können seine Empfindungen sich schon zu einer beträchtlichen Lebhaftigkeit erheben. Seine Liebe und sein Haß werden sich aber oft durch Unbedachtsamkeit, und durch Ungerechtigkeit auszeichnen. Sein parteyisches Gedächtnis wird nur diejenigen Ideen und Ereignisse aufbehalten, welche ihm ein lebhaftes Vergnügen oder einen schmerzlichen Verdruß werden erwecket haben, oder welche scheinen werden ihm einen solchen erweckt zu haben. Selbst diese wird es ihm auch nach einer kurzen Zeit sehr unrichtig und sehr verwirrt erneuern.

In diesem Stande wird der Mensch bey fremdem Leiden nicht unfühlbar seyn; aber sein eigenes gegenwärtiges Vergnügen wird alle andern Gedanken verdunkeln. (*) Die Selbstliebe wird

verwunderten und einen der Verwunderung gewidmeten Ausdruck in ihrer Sprache hatten. Hptst. 4. S. 173. 177. S. 182.

(*) Uniquement occupé de l'objet présent & toujours déterminé par lui, sans inquietude pour l'avenir,

da alle andern Gefühle ersticken. Ihre Wirkungen werden zwar noch weder sehr merklich noch sehr traurig seyn, weil bey einem kleinen Kreise von Bedürfnissen der Fall sich nicht leicht ereignen wird, daß das Wohl eines Menschen durch das von einem andern könnte geschmählert werden. Wenn sich aber dieser seltene Fall ergeben wird: so wird, um sich selbst den geringsten Verdruß zu verhüten, um sich das geringste Vergnügen zu verschaffen, der gereizte Mensch sich nicht scheuen, einen andern in das gröste Unglück zu stürzen. Unfähig für sich selbst eine nur wenig entfernte Folge einer Handlung vorherzusehen, wird er es noch viel mehr für andre seyn.

---

incapables de prevoiance & de réflexion; se livrant, quand rien ne les géne, à une joie puérile, quils manifestent par des sauts, & des éclats de rire immoderés & sans dessein. Ils passent leur vie sans penser & ils viellissent sans sortir de l'enfance, dont ils conservent tous les défauts. *M. de la Condamine*, rélation abrégée d'un voiage fait dans l'interieur de l'Amerique méridionale, p. 52.

Er fängt indessen allmählich an, den Unterschied zwischen einem grössern und einem geringern Vergnügen zu empfinden, und die Gegenstände zu bemerken, welche ihm dieses oder jenes gewähret haben. So erhöhen und verfeinern sich seine Erwartungen und seine Begierden. So wird das Gefühl des Werthes oder des Unwerthes der Dinge und der Verhältnisse, bey ihm lebhafter und thätiger.

Das grosse Gesetz in diesem Stande ist also die Sinnlichkeit; der überwiegende Trieb nach dem Genusse alles dessen, was die Begierden befriedigt; und ein gleich starker Haß alles dessen, was sie einschränket.

Indessen heftet allmählich der Mensch durch die Gewohnheit eine fortdauernde Neigung auf die Gegenstände, die ihm Vergnügen verursachen; und so entstehet in seiner Seele nach und nach das Verlangen, sie länger oder auch mit Ausschlusse

andrer zu geniessen. Nach und nach äussert sich, obwol schwach und verwirrt, eine dunkle Empfindung, daß eine Sache, die ein Mensch lange Zeit gebrauchet und genossen hat, ihm und niemand anders zugehöre. Ein Gefühl, welches auch bey sehr jungen Kindern sich thätig zeiget. Wenn sie einmal gewohnt sind, eine Sache in dem Besitze einer Person zu sehen, so fällt es ihnen oft unerträglich, daß eine andere sie gebrauche. Sich selbst aber versagen sie diesen Gebrauch nicht, so bald es sie darnach gelüstet. Bey so schwachen Fähigkeiten hat der Mensch noch lange nicht Verstandes genug, in Rücksicht auf das Eigenthum oder auf das Vergnügen eines andern seinen Begierden Schranken zu setzen. Indessen ist diese dunkle Verabscheuung des Unrechtes der erste Keim der Empfindung von Gerechtigkeit, und des Triebes zum Richteramte. Auch der erleuchtete Mensch lernet immer zuerst die Unbilligkeit an

andern misbilligen, ehe er fähig wird sie an sich selbst häßlich zu finden.

Dieselbige Erhöhung der Fähigkeiten, welche den Menschen in den Stand setzet, ein angenehmes Gefühl einem minder angenehmen vorzuziehen; dieselbige verstärkte Reizbarkeit der Empfindung, welche ihn fähig machet, den Werth einer grössern Schönheit vor einer geringern wahrzunehmen, erzeugen in ihm zugleich die glückliche Neigung, ein genoßnes Vergnügen mit einem gegenseitigen Vergnügen, zu vergelten. So wird, obwohl sehr langsam, in dem Umgange beyder Geschlechter das Gefühl einer **wechselsweisen Zärtlichkeit**, und der Geschmack einer vorzüglichen **Auswahl** erzeuget. So fängt wenigstens etwas mehr als die Gewohnheit an, den Menschen an den ersten Gegenstand zu heften, der ihn glücklich gemachet hat. So wird dieser Gegenstand ihm vor allen andern schätzbar. So erweitert sich der natürliche Trieb einer Mutter über

die Zeit des Säugens; und so wird ein Vater fähig, gegen der Frucht seiner Liebe die zärtlichen Gefühle fortzusetzen, welche ihn in dem Augenblicke beseelet haben, da er ihr das Daseyn gab. So entwickeln eheliche Liebe, Eyfersucht, elterliche Zärtlichkeit, brüderliche Freundschaft, ihre schwachen und zarten Keime, die aber bey so geringen Fähigkeiten nur allzuleicht ersticket werden.

Mit der Vergleichung der Gefühle und der Vorstellungen zeigen sich in diesem Grade der menschlichen Fähigkeiten, die schwachen Anfänge allgemeiner Begriffe, und eine dunkle Einsicht von den Einflüssen der Dinge in die Dinge, und von dem Zusammenhange der Ideen mit den Ideen; von Ursachen und von Wirkungen, von Folgerungen und von Gründen. Diese setzen den Menschen in den Stand, seine schwachen Begriffe mit Worten zu bezeichnen, sie gleichsam zu bevestigen, und sie andern mitzutheilen. So wird ihm allmählich eine Sprache desto nöthiger und desto

schätzbarer, jemehr er aus dem Umgange mit andern Wesen seiner Art Vergnügen schöpfen lernet.

Eine Sprache, die nach unsrer Voraussetzung der Mensch bey so schwachen Einsichten sich bilden würde, müßte indessen ihrer Vollkommenheit sehr langsam entgegen gehen; und wie sie sehr wenige und sehr unvollständige Begriffe bezeichnen würde, so würde sie auch sehr wenige, und nur gemeine Modificationen davon zu unterscheiden dienen. Die Ideen von **Zahl**, **Leben**, **Tod**, **Liebe**, **Haß**, **Güte**, **Bosheit** müßten sich bey diesem Grade der Seelenvermögen, obwol dunkel und langsam, entwickeln; die aber von **Recht**, von **Ordnung** und von **Sittlichkeit** scheinen noch weit über eine so eingeschränkte Fähigkeit erhoben zu seyn.

Neuntes Hauptstück.

Betrachtungen über die Wirklichkeit dieses Standes.

Diese Züge haben meistens ihre unzweifelbare Richtigkeit. Wir finden noch sehr viele Beyspiele davon, nicht nur bey ungesitteten Völkern, sondern auch bey den niedersten Classen der gesitteten Nationen. Selten aber sind sie ganz ohne Vermischung solcher Fähigkeiten gefunden worden, welche grössre Fortgänge der Menschheit anzeigen.

Indessen können wir als eine sehr gegründete Muthmassung annehmen, daß ein Trupp Kinder in diesen Stand gerathen müßte, wenn ohne andre Erziehung als blosse physicalische Sorge für ihre Erhaltung genossen zu haben, sie im sechsten oder achten Jahre ihres Alters, sich selbst überlassen in einer Insel ausgesetzet würden.

Das Clima und die Landesart würden unstreitig den Charakter dieser aufwachsenden Menschen roher oder milder, heftiger oder sanfter machen;

nachdem sie in der Insel, die ihnen zu einem neuen Vaterlande bestimmet wäre, beschaffen seyn würden.

Unter den Nationen die wir kennen, scheinen der südliche Americaner, der Samojede (*) und der Grönländer, diesem Stande am nähesten zu seyn: (**) Der letztere insonderheit. Ohne

(*) S. Memoires sur les Samojedes & les *Lappons*. Kœnigsberg 1762. davon sich ein Auszug im Journal encyclopedique, Novembre 1762. befindet.

(**) Man sollte denken, daß dieser Grad der menschlichen Fähigkeiten viel eher in den mildern Gegenden sollte angetroffen werden, als unter dem Himmelsstriche der Grönländer und der Samojeden. Es ist auch ganz natürlich, daß in bessern Ländern dieser Grad sich eher geäussert habe. Aber als man anfieng zu beobachten, und Beobachtungen aufzuzeichnen, waren die Einwohner dieser Länder schon lang über diesen Punct hinaus; und deshalben fanden auch die Entdecker der neuen Welt bey einigen Völkern des südlichen America schon einen nicht geringern Grad von Policierung. Die seitdem dieses geschrieben worden ist entdeckten südländischen Nationen insonderheit die Neuholländer scheinen sich in diesem Grade zu befinden. S. Haw-

Laster und ohne Tugend (*) lebt er in einer Dummheit, und in einer Einfalt, die ihn ganz gleichgiltig lassen, und die ihm selten eine Gemüthsbewegung, oder eine Leidenschaft erlauben. Er ist, sagt Herr Egede, in seinem ganzen Betragen unempfindlich; daher lebt er ohne Obrigkeit, ohne Gesetze, ohne öffentliche Ordnung, ohne Zucht,

kesworth und Cooks Reisen B. III. Hptst. 2. und B. III. Hptst. 4. S. 182. die Engelländer konnten den Neuholländern nicht einmal einen Begriff von Verkaufe oder von Tausche beybringen. Sie hatten nach keiner Sache, welche die Europäer hatten den geringsten Gelust — ausser nach einigen Schildkröten. — Sie entrüsteten sich auch nicht wenig, als man ihnen diese nicht überlassen wollte. So hatte weder Eigenthum noch Diebstal bey ihnen Platz. Hawkesworth B. III. Hptst. 6 S. 235. Ihre Wohnungen waren höchstens einem Backofen gleich Man sehe die Beschreibung bey Hawkesworth B. III. Hptst. 6. S. 236.

(*) Egede Beschreib. von Grönland, Hauptst. 13. S. 166.

Zucht, im Frieden mit seinem Nachbar. (*) Daher kann er nicht begreifen, daß die Dänen und die Norweger mit einander streiten, und einander schlagen; daher sagt er, wenn er dieses siehet: **Es scheinet, sie haben vergessen, daß sie Menschen sind**; daher hat seine Sprache keine Schimpfwörter. Sehr selten geschieht es bey diesem Volke, daß einer den andern ermordet; allein diese Handlung wird mit einer grossen Gleichgiltigkeit angesehen. Niemand beladet sich mit der Rache, ausser den Anverwandten des Ermordeten, wenn sie die Stärke oder das Herz dazu haben. (**) Gleich den Kindern sind diese kindischen Menschen im höchsten Grade leichtgläubig und abergläubisch,

---

(*) Garcilasso della Vega thut peruvianischer Nationen Meldung, welche ungefähr in diesem Stande gelebt zu haben scheinen, Bl. 1. Hauptst. 12. und 18.

(**) Egede Beschreibung von Grönland, Hauptst. 9. und 10. S. 145. f.

zu den meisten Arbeiten träg und ungeschickt, (*) für das Eigenthum unter ihnen empfindlich, für Fremder ihre shingegen unfühlbar; (**) so wie sie

(*) Die Grönländer beschäftigen sich allein mit ihrem Fischfange, mit ihrer Jagd, und mit der Verfertigung der zu ihren Nahrungsarten erforderlichen Werkzeuge, als, der Kähne, der Bogen, der Pfeile. Alles übrige, so gar auch das Aufbauen und Ausbessern der Häuser, müssen die Weibspersonen besorgen. Egede Hauptst. 7. S. 135.

(**) Nach Herrn Egede Hauptst. 10. S. 146. leiden die Grönländer den Diebstal nicht unter sich, und es pflegt auch selten einer den andern zu bestehlen. Ein Mädgen das stiehlt, verliert die Hofnung einer guten Heurath. Die Fremden zu bestehlen, machen sie sich eben kein grosses Bedenken. So fanden die Engelländer auch unter den südlichen Indianern sehr viele zum Diebstahle geneigt. S. Byrons Reise Hptst. VII. S. 19. Hptst. IX. S. 96. 103. Wallis Hauptst. 4. S. 190. Cook Hptst. 20. S. 251. von den Neuseeländern Cook B II. auch an verschiednen Orten. S. Hptst. 9. S. 221. 228. 334. 355. Hptst 4. S. 35. Hptst. 9. S. 40. Forster Hptst. VI. S. 162. von den Otaheitiern S. ebendens. Hptst. VIII. S. 199. f. 204. 207. 217.

auch über die Reinigkeit der Sitten sehr unbestimmte Begriffe haben. (*) So vereinigen sich in ihrem Character fast alle Züge des ersten Grades, den wir bey der Entwicklung der Menschheit beobachtet zu haben glauben.

(*) Egede Hauptst. 13. S. 160. f. In dem Ehestand sind sie gar nicht eifersüchtig; hingegen sind die unverheuratheten Weibspersonen bey ihnen gar eingezogen. Es ist anbey ganz sonderbar, daß sie nicht in naher Verwandtschaft heurathen, auch nicht einmal diejenigen untereinander, die in einem Hause mit einander erzogen worden sind, als die sich wie Brüder und Schwestern ansehen. Sie wissen hievon keinen andern Grund anzugeben, als, daß es bey ihnen nicht gebräuchlich sey. Egede ebendas. Der natürliche Grund hievon liegt vielleicht darinn, daß die Personen, die mit einander zu leben gewöhnt sind, wie bey den Menschen, die in der Einfalt leben, die Großkinder meistens in den Hütten oder Häusern der Großeltern beysammen wohnen, einander gleichgiltig werden, und also gegen einander nicht leicht Begierden erregen. Die Einwohner von Otaheite scheinen von der Keuschheit gar keinen Begriff zu haben. Die Weibsbilder boten

Zehntes Hauptstück.

Würdigung dieses Zustandes.

Wir können ohne Bedenken als eine Hypothese, vielleicht gar als eine Wirklichkeit annehmen, daß, wie ein jeder einzelner Mensch nur durch das kindische Alter zu dem höhern Verstande gelangen kann; auch jedes Volk seinen kindischen Zeitpunct habe, durch den es sich zu einem vollkommnern Zustande hindurch arbeiten müsse.

Wir dürfen also wol die Frage aufwerfen, ob ein Volk in diesem Stande glücklich oder unglücklich seyn würde? Wir wollen zu diesem Ende den einzelnen Menschen in diesem Gesichtspunct betrachten. Wir werden daraus einen desto sichrern Schluß auf eine ganze Menge machen können.

---

sich da den Fremden ohne Bedenken an; ein Vater scheute sich nicht seine Tochter, ein Bruder seine Schwester den Engelländern zuzuführen. S. Wallis Reise bey Hawkesworth Hptst. 5. S. 215. 233. Hptst. 8. S. 256.

Einem solchen Menschen würden weit mehrere Quellen von angenehmen Empfindungen offen stehen als demjenigen, der in dem blos thierischen Stande des Herrn Rousseau leben würde.

Das Andenken der Freuden, die er genossen hätte, würde bey ihm das Gefühl deren erhöhen, die er wirklich genösse; und die verstärkten Eindrücke des Gegenwärtigen würden seinen Erwartungen eine höhere Lebhaftigkeit und einen ausgedähntern Umfang ertheilen.

Dieser Vorzug aber würde nicht seinen angenehmen Empfindungen allein eigen seyn. Auch die unangenehmen würden durch den gleichen Grund erhöhet und erweitert werden. Der blos thierische Mensch würde nur das gegenwärtige Uebel empfinden; derjenige, von welchem wir reden, würde noch von dem vergangenen, und von dem zukünftigen zu leiden haben. Da indessen sein Gedächtnis und seine Vorhersehung noch sehr

schwach seyn würden: so würden auch das Vergangene und das Zukünftige ihn noch nicht allzuempfindlich rühren. Bey dem engen Kreise seiner Bedürfnisse würde ihm selten etwas mangeln. Er würde daher auch wenig von der Zukunft befürchten: und so würde er sicher und beynahe gewiß seyn, daß jeder kommende Tag ihm die Freuden des vorigen erneuern würde.

Es würde sich also in dem Ganzen seines Lebens weit mehr Angenehmes als Unangenehmes befinden; um desto mehr, da eine mässige Lebensart unstreitig der Antheil seines Standes seyn, und fast alle Schmerz und alle Krankheiten davon ausschliessen würde.

Da die Gegenwart eines andern Menschen die Thätigkeit seines Geistes merklich erhöhen; und ihm bey dem Mangel des Anlasses zu bösartigen Neigungen meistens nur sanfte und gesellige Empfindungen einflössen würde; so würde mit diesem Gefühle sich für ihn eine unerschöpfliche Quelle

neuer Freuden eröfnen, derer der blos thierische Mensch unfähig ist; und die seligen Einflüsse dieser geselligen und wohlthätigen Empfindungen würden in seine Seele weit lebhaftere und weit edlere Reize giessen, als er jemals genossen haben könnte. Ein Augenblick eines solchen Gefühls müßte mehr Süssigkeit enthalten, als das ganze Leben des thierischen Menschen, wenn wir es auch auf Jahrhunderte setzen.

Da aber der einfältige Mensch, wie roher und wie unwissender er ist, desto leichter in die bittern Empfindungen des Hasses und der Furcht gegen seines gleichen geräth; so kann auch desto leichter jedes gutartige Gefühl in seiner Seele erstickt, und sein Gemüth in die unseligste Verfassung gesetzt werden. Allein diese häßlichen Regungen würden noch nicht von so gefährlichen Folgen seyn, weil bey einem noch kleinen Maasse von Gedächtnis die stürmischen Triebe in der Seele bald vorüber gehen würden.

Die Vorwürfe des Gewissens, und die Sehnsucht nach verscherzten Gütern, welche dem bessern Menschen das Leben vergällen, würden auch diesen so eingeschränkten Sterblichen noch nicht sehr beunruhigen.

Die süssen Regungen einer dauerhaftern Liebe gegen eine Gattinn und gegen Kinder, würden indessen den Grund zu neuen, an angenehmen Empfindungen fruchtbaren Verhältnissen legen. Wenn auch diese kostbaren Quellen durch Untreu und durch Undankbarkeit vergiftet werden könnten: so würde dieses noch nicht so oft geschehen, und es würde erst in der Folge bey einer grössern Erweiterung der Begierden und der Bedürfnisse, sich äussern.

In diesem **Stande der Einfalt** würde also der Mensch bey wenigen Misvergnügen weit mehrere und lebhaftere Freuden geniessen; als in den engen Schranken, in welche er sich, nach Herrn **Rousseau**, so sehnlich zurück wünschen sollte.

Eilftes Hauptstück.

Fernere Betrachtungen über des Herrn Rousseau Lehrgebäude.

Grundtrieb der Menschlichkeit.

Dieser berühmte Bürger von Genf selbst hat sich genöthigt gesehen, seinen Menschen über die niedre Sphäre empor zu heben, in welche er ihn durch seine ersten Einfälle verbannet hat. Es scheinet er habe empfunden, wie unwürdig er den Adel der menschlichen Natur heruntergesetzet habe.

Nachdem er alle Begierden des Menschen auf die Nahrung, auf die Ruhe, und auf ein Weibgen eingeschränkt hat, schreibt er ihm einen Grundtrieb zu, dessen Empfindung nicht nur Ueberlegung, sondern so gar eine mathematische Berechnung erfordert. Der Satz, **thue andern, was du gern hast, daß sie dir thun**, ist nach ihm

für denselben gar zu tiefsinnig. Dieser aber: **Befördere dein Wohl mit so wenig Nachtheil deines Nächsten, (*) als es möglich ist**, ist in seinen Augen ganz einfältig, und seinem thierischen Menschen ganz natürlich.

Wenn wir indessen alles genau erwegen; so muß nicht nur dieser im Grunde für jede gesellige Empfindung unfühlbar seyn; sondern auch der blos sinnliche Mensch, den wir erst beschrieben haben, ist unfähig, so wohl die eine als die andere dieser Regeln zu fassen und auszuüben. (**)

(*) Im Grunde ist es nicht einmal möglich sein eigenes **wahres Wohl** mit dem Nachtheile seines Nächsten zu befördern.

(**) Das natürliche Gefühl, welchem Herr Rousseau den Grundsatz seiner berechnenden Moral an die Seite setzet, führet noch lang nicht so weit. Die sanfte Stimme der Natur, sagt er, wird einen jeden starken Wilden abhalten, einem schwachen Kinde, oder einem kraftlosen Greise seine mit Mühe erworbene Nahrung wegzunehmen, wenn er sie hoffet, anderswo zu finden. Es ist von dieser mo-

Das enge Maaß von Ueberlegung und von Vernunft, welches ihnen zu theil geworden ist, schliesset fast alle Möglichkeit solcher zusammengesetzter Gesinnungen aus. Eine so helle, eine so vieles

---

ralischen Empfindung, die auch bey einem thierischen Menschen noch manchen Abfall findet, und die durch jede Kleinigkeit erstickt werden kann, noch ein starker Schritt bis zu der moralischen Berechnung des Hrn. Rousseau und selbst diese ist gar zu eigennützig und zu unsicher. Ich sehe einmal nicht, wie man sie als die Grundlage einer vernünftigen Sittenlehre ansehen könne. Die römischen Rechtsgelehrten hatten einen weit einfältigern Grundsatz. Ihr erstes Gesetz der Natur, oder der Menschheit (jus gentium) erforderte, niemand zu beleidigen, neminem laedere. Auf dieses gründete sich die so erhabene als begreifliche Regel, daß keiner mit des andern Schaden sich einen Vortheil verschaffen soll: Jure naturæ æquum est, neminem cum alterius detrimento atque injuria fieri locupletiorem. Pomponius I 206. Digg. de regg. J. Dieses ist das Recht der Natur des Menschen, oder vielmehr das Recht der Vernunft. Das Recht des Wilden kömmt damit in keine Vergleichung; oder vielmehr es ist ein wahres Unding.

umfassende Denkungsart erfordert eine sehr beträchtliche Erhöhung der Seelenvermögen.

Anstatt dieser zwo Regeln können wir ein **kostbares Gefühl von Vergnügen bey andrer Vergnügen, von Mitfreude, und von Betrübnis bey andrer Betrübnis, von Mitleiden** als einen Grundtrieb der menschlichen Seele, als die Quelle aller geselligen Empfindungen, als den ersten Keim des sittlichen Gefühles, als die erste Blüthe der Menschlichkeit annehmen.

Das Beyspiel fremder Freude setzet ohne ihre besondere Wahl die Seele, die von andern Absichten und von widrigen Empfindungen nicht beherrschet wird, in eine angenehme Bewegung. Das Elend und das Leiden, deren sie Zeuginn ist, hemmet hingegen natürlicher Weise den Lauf ihrer Thätigkeit, wenn nicht stärkere Vorstellungen ihn unterhalten und befördern. Das Unrecht und die Gewalt, welche ein Stärkerer einem Schwächern zufüget, erregen immer bey einem

dritten einen unüberlegten Unwillen, und erzeugen in ihm den Entschluß, dem Leidenden Hilfe zu leisten, oder doch den Wunsch, daß ein andrer ihm solche leisten möchte. Ein aufmerksamer Beobachter wird alle diese wohlthätigen Empfindungen bey sehr jungen Kindern schon in aller ihrer Stärke bemerken.

Allein wir haben schon oben angemerket, und eine traurige Erfahrung belehret uns nur zu viel, wie leicht sie bey den Menschen ersticket, oder misleitet werden.

Zwölftes Hauptstück.

Zweyter Grad der Menschheit. Kindischer Verstand. Entwicklung der geselligen Empfindungen. Ihre Schwachheit. Durch die Einbildung erhöhete Sinnlichkeit.

So finden wir in der ersten Anlage der menschlichen Fähigkeiten die Keime der geselligen Empfindungen bereits thätig. Wir wollen nun in

unsern Muthmassungen fortfahren; wir wollen uns die Menschheit vorstellen, wie sie allmählich sich über die niedrige Sphäre des kindischen Standes empor schwinget, ihre Fähigkeiten entwickelt, und nach und nach ihre Neigungen ausdehnet und ihren Wirkungskreis erweitert.

Ohne die Erhöhung der geselligen Gefühle würden sich die Einsichten und die Erfahrung des Menschen wenig oder gar nicht vermehren, ohne die Vermehrung des Lichtes und der Erkenntnisse würde die Gesellschaft sehr unvollkommen und sehr mangelbar verbleiben.

Eben das süsse Gefühl von Vergnügen bey andrer Vergnügen, vereiniget Menschen mit Menschen, ohne andre Bande, ohne andre Bedürfnisse. Wenn sie einander nichts zu sagen, wenn sie von einander nichts zu erwarten hätten: so würden sie doch eine besondre Süssigkeit finden bey einander zu seyn. Durch diesen Umgang, wenn er auch noch so unvollkommen ist, erwei-

tern sich die Begriffe, die Beobachtungen, und die Erwartungen. Die Seele wird mehrerer und mannigfaltigerer Empfindungen fähig. Ihre Thätigkeit nimmt an Stärke, an Ausdehnung und an Geschwindigkeit zu.

Indessen ist die Einbildung von allen Seelenvermögen dasjenige, welches mit der grösten Schnelligkeit anwächst, und welches früh alle die übrigen weit hinter sich zurückläßt. Wie die Kinder, welche erst anfangen ihre Sinne zu gebrauchen, stellen sich solche Menschen die Gegenstände unrichtig vor; viel öfter noch erneuert ihr schwaches Gedächtnis ihre vergangnen Empfindungen falsch oder mangelbar; und nicht seltener verleitet sie die allzugeschäftige Phantasie eitele Schattenbilder für Wirklichkeiten anzunehmen.

Daher sind alle alten Chroniken voll von dreyfachen Sonnen, von in der Luft kämpfenden Kriegsheeren, von drohenden Cometen, von feurigen Drachen, und von andern Wundergeschich-

ten, welche gröstentheils der Betrug der Sinne und der Einbildung erzeuget, fortgepflanzet und einfältigen Menschen furchtbar gemacht hat.

Die Vermischung von Empfindungen und von Phantasien kann der ganzen fabelhaften Geschichte der Alten den Ursprung gegeben haben. (*)

Pli=

(*) Cadamosto assure, que lorsqu'ils avoient vus les premiers vaisseaux, er redt von den Azanaghis, einem Volke an den africanischen Küsten jenseits des weissen Vorgebürges, spectacle inconnû à leurs ancêtres, ils les avoient pris pour de grands oiseaux avec des ailes blanches, qui venoient de quelque pays éloigné. Ensuite les voïant à l'ancre & sans voiles ils avoient conclû, que c'étoient des poissons. D'autres, observants que ces machines changeoient de place, & qu'après avoir passé un jour ou deux dans quelque lieu, on les voioit le jour suivant à cinquante milles & toujours au long de la côte, s'imaginerent que c'étoient des ésprits vagabonds & redoutoient beaucoup leur approche. En supposant, que ce fut des Créatures humaines, ils ne pouvoient concevoir

Plinius (*) thut eines africanischen Volkes

cevoir qu'ils fissent plus de chemin dans une nuit, qu'ils n'étoient capables de faire dans trois jours; & ce raisonnement les confirma dans l'opinion que c'étoit des esprits. hist. gen. des voïages L. V. Cadamosto 1455. Solche Betrüge der Einbildung sind gar natürlich. Wir finden ein besonders Beyspiel davon an einem Engelländer der eine Neuholländische Fledermaus für den Teufel genommen hatte. Hawkesworth. B. III. Hptst. 4. S. 156 Von den alleralbernsten Dingen, welche wir bey den wildesten und einfältigsten Nationen als sehr merkwürdig bewundern, befinden sich bey allen Völkern in jedem höhern Grade der Menschheit noch gar oft nur zu viele Ueberbleibsel. Es ist vielleicht keine Art von Aberglauben, von Dummheit und von Grausamkeit davon man nicht bey den gesittetsten Nationen noch Beyspiele fände — und welche in diesen Ländern allgemein werden würden, wenn durch ein Unglück alle erleuchteten Menschen umkämen und nur solche übrig blieben, welche mit Vorurtheilen dieser Art behaftet wären. Lasset uns annehmen der obgedachte Engelländer wäre im Endeavoursrivier, nebst einem ihm ähnlichen Weibchen in der Gefahr, die sie glücklich überstanden hatten, von allen seinen Reisgefährten allein übrig geblieben und er hätte da eine Nachkommenschaft gegründet, welch ein Volk müßte dieses nicht geworden seyn. Die Geschichte der Weltweisheit villeicht wird einem aufmerksamen Beobachter die Ursprünge vieler Meynungen und Systemen in solchen Quellen finden lassen.

(*) Hist. nat. VII. 2.

Meldung, welches sehr oft Menschen erscheinen und verschwinden sah.

Die meisten Erzählungen von Gespenstern, von Erscheinungen, von Zaubereyen scheinen aus derselbigen Quelle geflossen zu seyn. So haben sich der neurische Skythe (*) und der Lappländer (**) in Wölfe verwandelt. So sah der Schottländer (***) seine verstorbenen Väter in den Wolken Ungewitter und Stürme erregen; und so erschienen dem Isländer (†) seine abgeschiednen Freunde, um ihn zu berichten, wie sie sich nach dem Berge Hekla begeben müssen. So ist für

(*) Herodotus IV. 98. Ueberbleibsel hievon bey den Griechen. Plato von dem Staate B. 8. S. 272. Lykaonen.

(**) Högström.

(***) Journal étranger. Juillet 1762. Ossian.

(†) Munster Cosmogr. IIII. p. 846.

den Grönländer die Zauberey das Werkzeug seiner Qualen (*) und seiner Gesundheit. (**)

O 2

(*) Sie haben alte Weiber unter ihnen von denen sie fürchten, daß sie sie zu Tode hexen; daher sie sich denn auch berechtigt glauben, dieselben ohne weiters tod zu schlagen. Egede Beschreibung von Grönland. Hauptst. 10. S. 146. Haupt. 18. S. 200. 201. 204.

(**) Der Grönländer kennet keinen andern Arzt für innerliche Krankheiten als seinen Angekutten, oder Zauberer, der ihn mit Segensprechen heilet. Egede Hauptst. 9. S. 143. Hauptst. 18. S 204. Die gleiche Heilungsart wird von den Priestern der Negern in Africa ausgeübet. hist. gen. des voïages L. VIII. p. 181. aus Philips Reisen, d. J. 1694. Wem ist unbekannt, daß die Ueberbleibsel solcher Gebräuche noch in den erleuchtetsten Ländern sich verspühren lassen. Die Marabutten der Araber und der Mohren sind gleich geschickte Aerzte als die Angekutten der Grönländer. S. den Auszug aus Shaws Reisen Haupt. 9. in der Berlinischen Sammlung, B. 1. S. 178. Auf die gleiche Weise ist die Heilungskunst bey den Otaheitiern der Antheil der Priester. Hawkesworth nach Cook Hptst. 19. S. 229.

Wie von der verdorbenen Einbildung ganzer Völker, so finden wir auch von ihrem verdorbenen Geschmacke die ausserordentlichsten Beyspiele. Der Hottentot (*) ißt Läuse, und beschmieret

---

(*) *Kolbe* descript. du Cap de bonne esperance **T. I.** ch. 16. Man hat diese Gewohnheit die Haare und die Haut zu beschmieren oder zu salben bey allen Völkern bemerket, welche in warmen und schlecht bewohnten Ländern leben. Sie ist eine Verteidigung wider die Insecten, welche in solchen Ländern natürlicher Weise sehr häufig seyn müssen. Hr. Cook bey Hawkesworth B. III. Hptst. 14. S. 402. und 405. sagt, die Hottentotten beschmierten sich den Leib mit Butter und mit Schöpsentalk und so wenig als es seyn konnte mit altem übelriechendem Fette, auch umwickeln ihre Weiber die Füsse nicht, wie man es in Reisebeschreibungen findet, mit Schafsdärmen. Es kann indessen Kolbe hierinn doch Wahrheit gesagt haben. Seit seinen Zeiten kann sich der Geschmack der Hottentotten verfeinert haben. Anakreon salbte sich den Bart mit wohlriechenden Salben; Einige Jahrhunderte vorher konnten die Griechen in diesem Stücke nicht eckler gewesen seyn als die Hottentotten zu Kolbens Zeiten. Die Neuseeländerinnen auf Charlottensund beschmieren sich selbst

seine Haut und seine Haare mit Unschlitt und mit Bocksfette; und der Grönländer (*) giebt ihm in diesem Stücke nichts nach.

Dieser Grad eines ausgearteten Geschmackes ist indessen etwas seltenes. Hingegen ist der wahre kindische Geschmack allen Völkern gemein, die sich noch in ihren ersten Anfängen befinden. Die Waaren, welche man bey ihnen und bey den Wilden immer am besten angebracht hat, sind daher solches Zeug wie dasjenige, womit die Kin-

auf eine so eckelhafte Weise. Forsters Reise Hptst. 6. S. 163. Auch der Mann in der Indianer-Insel in Dusky-Bay, den Hr. Cook auf seiner zweyten Reise angetroffen hatte, wollte seinen Freunden den Engelländern mit vielen Ceremonien die Köpfe zum Zeichen der Freundschaft mit einer übelriechenden Salbe beschmieren. Forsters Reise Hptst. 5. S. 123. Villeicht hat von einem solchen Gebrauche der einfältigsten Menschheit die Salbung der Könige ihren Ursprung.

(*) Herr Egede Hauptst. 10. S. 119.

der die gröste Freude haben. Strabo redet schon von einer solchen Handelschaft der Römer nach Brittannien. (*)

Alles was glänzet, was klingelt, was bunt ist, rühret ihre für höhere Schönheiten noch unempfindlichen Sinnen, und versieht ihre Seelen mit den Begriffen, die ihre eingeschränkte Thätigkeit in Bewegung zu setzen gemacht sind. Ihre Neigung zum Putze ist daher ausserordentlich, (**) und übertrift alle Ausschweifungen, und alle Ungereimtheiten der üppigsten Zeiten.

Sie behängen (***) sich nicht nur die Ohren,

(*) B. VI. S. 220.

(**) Strabo B. IV. p. 214. XV. 812. *Busbeq.* Iter Constant. & Amas.

(***) *Buffon* hist. nat. B. VI. p. 159. f. 170. 178. 233. &c. Egede Beschreib. von Grönland, Hptst 11. S. 153. S. Cook Reise bey Hawkesworth B. II. Hptst. 9. S. 47. wo sich eine ausführliche Beschreibung von solchen Zierathen der Neuseeländer befindet.

sondern auch die Nasen, und die Lippen, mit Ringen, Steinen, Muscheln und allerhand buntem Zeuge. Sie bemahlen (*) ihre Leiber mit allerhand Farben und Bildern. Sie schneiden sich so gar solche ein. (**) Sie schmücken sich mit

---

(*) *Strabo* XV. p. 803. Herodotus III. 14. von den Britten. So bemahlen und behängen sich auch die Neuholländer Cooks Reise B. 3. Hptst. 4. S. 170. f. 173. 177. Hptst. 6. S. 233. f. auch die Einwohner der Insel Sabu. Ebendaselbst. Hptst. 9. S. 293. f. Von den Neuseeländern. S. auch Forsters Reise Hptst. 6. S. 159. und von den Otahitiern Forster Hptst. 8. S. 194.

(**) *Buffon* hist. nat. L. VI. p. 178. hist. gen. des voïages L. I. p. 73. aus *Vasco de Gama* ad a. 1498. L. II. ad a. 1555. aus *John Locke* auch L. V. p. 428. f. siehe auch P. Venegas Geschichte von Californien B. I. Hptst. 5. In den neuentdeckten Südländern wird diese Art die Leiber durch Eingrabung oder Einschneidung von Figuren zu bezeichnen tättowieren genennt. S. Hawkesworth von den Patagoniern in Byrons Reise Hptst. 3. S. 29. von den Neuseeländern in Cooks Reise B. II. Hptst. 2.

Federn und mit allem, was sie nur buntes finden können. Ihre Nacktheit zeiget so viel Eitelkeit, und oft so viel Stolz, als bey uns die ausgesuchteste und übertriebenste Kleidung.

Alles was in der Seele eines Kindes, eines jungen und eines rohen Menschen, ohne Anstren-

---

S. 309. f. Hptst. 3. S. 354. 356. 363. Forsters Reise Hptst. 6. S. 171. Daß das **Tättowieren** oder das Bezeichnen mit eingebrannten oder eingeschnittenen Bildern, wenigstens bey vielen Wilden den Unterschied der Völkerschaft, zu der einer gehöret, anzeigen soll, setzet ausser allen Zweifel, die von Hawkesworth B. 3. Hptst. 9. S. 294. angeführte Stelle aus dem ersten Theile von Hr. Bossu Reise durch Louisiana. Herr Pelloutier hat von den alten Celten im 6ten Hauptstücke des 2ten Buches sehr viele Zeugnisse gesammelt, aus welchem man siehet, wie sie allerhand Bilder an ihre Leiber gemahlet, und in dieselben künstlich geschnitten haben. Er führt so gar eine Stelle aus den Verhandlungen eines Synodus vom J. 787. an, welche zeiget, daß dieser Gebrauch in Engelland noch im achten Jahrhunderte üblich gewesen ist.

gung ihrer Kräfte viele und lebhafte Empfindungen erzeuget, ist denselben höchst angenehm.

Daher ist die Neigung zur Musik ohne Unterschied ihrer Güte, ja oft vorzüglich zur ungereimtesten, bey allen rohen Völkern so stark, und die zum Tanze nicht weniger. Daher haben die starken Getränke, welche die Einbildungskraft so leicht in Bewegung bringen, für sie so besondere Reize. (*)

Daher sind sie so leichtgläubig; daher lassen sie sich mit so geringer Mühe von allem überreden, was man ihnen vormahlet; (**) daher ist derje-

(*) Indessen ist doch anzumerken, daß die Otaheitier und andre solche Völker in den Südländern keine solche Getränke geniessen wollten.

(**) Sonderbarer Aberglaube der Malayen und andrer Indianer von den Crocodilen die zugleich mit ihnen gebohren werden und welche zu nähren sie sich verbunden glauben. Hawkesworth in Cooks Reise B. III. Hptst. 12. S. 367. f. 370.

nige ein wahrer Gutthäter für sie, der diese Mühe über sich nimmt, wenn er nur glücklich und gescheid genug ist, ihre Einbildung zu bezaubern.

Daher ergötzen sich solche Menschen so gerne mit kindischen und eiteln Hofnungen. Daher kann jedes Ungewohnte eine besondre Furcht bey ihnen erregen. Daher wird die Trägheit ihres Geistes, wie die von ihrem Leibe theils erzeuget, theils erhöhet, da sie die Güter welche sie verlangen, durch viel leichtere Mittel zu erhalten sich versprechen, als durch Arbeit und durch Nachdenken.

Daher sind ihre Erwartungen ungeheuer, ausschweifend, kindisch. Daher messen sie jedem Versprechen, jedem Einfalle Glauben bey; daher rühren solche ihre groben Seelen desto mehr, je wunderbarer und je übelzusammenhängender sie sind.

Der Hottentot erwartet bey der Erscheinung eines heiligen Ungeziefers, das gröste Glück, des-

sen er fähig ist. Der alte Römer las sein Schicksal und des Staates seines in den Eingeweiden der Opferthiere, und erhielt die Erlaubnis sich in den Comitien zu berathschlagen von dem Fluge eines Vogels, und die in dem Felde zu kämpfen von der Eßlust einer Henne. Er, der sich nie scheuete einen dreymal mächtigern Feind anzugreifen, zitterte, wenn ihm ein Thier von übler Bedeutung begegnete. (*) Die Furcht vor prodigiis, vor außerordentlichen Naturbegebenheiten, und der Begriff, daß Cometen (**) rc. Uebels bedeuten schei-

---

(*) Hieher gehöret auch die schwarze Katze, welche weil sie denen, die der König von Quilloa an den portugiesischen Admiral Almeyda abgeordnet hatte, über den Weg geloffen war, solche hinderte, ihre Absendung zu vollziehen. Hist. génerale des Voyages L. I. ad a. 1507. p. 250. Sonderbare Abhängigkeit der Malayen von einem bösen Geiste den sie Satan nennen. Hawkesworth in Cooks Reise, B. 3. Hptst. 12. S. 366.

(**) Die Einwohner von Otaheiti sehen einen Comet für eine Vorbedeutung des Krieges an und die

net dem Menschen in dem Stande der Einfalt angebohren.

Die Kalmuktartaren werfen ihre Leichen den Hunden vor. Wenn mehr als sechse davon fressen, so achten die Verwandten es sich zu einer Ehre. Sind derer weniger, so halten sie es für einen Schimpf. (*)

Man muß sich also nicht verwundern, daß die Begriffe von Gutem und von Uebel, von Ehre und von Schande, welche von gleich kindischen Völkern auf die erleuchtetsten gebracht worden sind, so viele ungereimte Abwechslungen erlitten haben.

Die Geschichte bieten uns nur allzu viel Beweisthümer dar, daß alle ungereimten und fehlerhaften Vorstellungen dieses kindischen Zeitpuncts der Menschheit, sich weit über dessen Schran-

von Bolabolo für eine Aufforderung dazu. Cooks Reise B 2 Hptst. 1. S. 271. f.

(*) Hanweys Reisen durch Rußland und Persien, Hauptst. 2. S. 424. der Berlinischen Samml.

ken, durch alle Zeiten und durch alle Weltalter ausdähnen.

So sehr indessen die Phantasie die Begriffe der Menschen verwirret; so ist sie doch das wirksamste Werkzeug, die Stärke seiner Neigungen, und ihre Dauer zu erhöhen, sie mit mächtigern Reizen auszuschmücken und ihnen eine ansteckende Lebhaftigkeit zu ertheilen.

Durch die Erhöhung der sinnlichen Vermögen wird auch allmählich die Entwicklung der höhern Seelenkräfte befördert. Allmählich erhebet durch ihren hilfreichen Beystand sich der gemeine Verstand. Allmählich umfasset der Geist mannigfaltigere Verhältnisse; allmählich dähnen sich die Begierden auf eine beträchtliche Anzahl von Gegenständen, und einen fortdauernden Genuß derselben aus.

So mochte der Mensch, der sich ehemals mit dem, was ihm die Natur jedes Tages darbot, begnüget, der vielleicht auf das höchste einige frey-

willig gewachsene Früchte gesammelt und verwahret hatte; sich nach und nach gewöhnet haben, die Milch (*) zahmer Thiere zu gebrauchen.

Mit diesen lebte er ohne Zweifel ganz brüderlich; er mußte sie waiden und verwahren. Die fortgesetzte Gewohnheit von einem Thiere sich zu nähren, erzeugte eine lebhaftere Begierde zu dem Besitze davon, und die Sorge, welche der Mensch

---

(*) Igitur homines & pecudes necesse est humanæ vitæ a summa memoria gradatim descendisse ad hanc ætatem, ut scribit *Dicearchus*, & summum gradum fuisse naturalem, cum viverent homines ex iis rebus, quæ inviolata ultro ferret terra, & ex hac vita in secundam descendisse pastoritiam e feris atque agrestibus, ut ex arboribus ac virgultis decerpendo glandem arbutum, mora, pomaque colligerent ad usum, sic & animalibus cum propter eandem utilitatem quæ possent silvestria deprehenderent ac concluderent & mansuescerent. In queis primum non sine causa putant oves assumtas & propter utilitatem & propter placiditatem, maxime enim hoc natura quietæ, & aptissimæ ad vitam hominum. Ad cibum enim lac & caseum adhibitum ad corpus vestitum & pelles attulerunt. Varro de re rustica, lib. II. Cap. I.

darfür tragen mußte, wurd ein unumstößlicher Rechtsgrund zu dessen Eigenthume.

In Absicht auf andere Gegenstände entwickelte sich die gleiche Empfindung immer mehr. Da jedes genossene Vergnügen natürlicher Weise die Begierde nach einer ähnlichen Empfindung erweckte: so mußte dieses dem Menschen den sichern Genuß jedes Gutes immer erwünschlicher machen, und bey ihm ein stärkeres Gefühl erzeugen, daß derjenige ihm ein Unrecht zufüge, welcher ihm dasjenige entziehet oder verderbet, so er zu seiner Nahrung oder zu seinem Vergnügen zubereitet, oder verwahret hat. Allmählich mußte das Gefühl der Ungerechtigkeit über diese Art der Beleidigung eben so lebhaft werden als über jedes körperliche Uebel, das einer dem andern zufügte. Und so scheinen die Begriffe des Eigenthums und der Gerechtigkeit in den Gemüthern vestere Wurzeln gefasset zu haben.

Allein die gleiche verfeinerte Empfindlichkeit, die

gleiche erhöhete Einbildung, welche die Seele zu diesen glücklichen Gefühlen erheben, erzeugen auch darinn die unordentlichen Begierden, die ungerechten Gemüthsbewegungen, die bösartigen Leidenschaften, und mit ihnen die unselige Neigung, andre in dem Besitze der Güter zu stöhren, welchen sie durch ihren Fleiß und durch ihre Emsigkeit das Daseyn gegeben haben. So mußten Neid, Haß, Misgunst ihre unseligen Keime mächtiger in den Herzen entwickeln. So wuchs neben der Gerechtigkeit die Ungerechtigkeit in demselbigen fruchtbaren Boden auf.

Wie der erleuchtetere Mensch für den ungestöhrten Besitz der Güter fühlbarer wurde: so wurd er es auch für die ruhige Fortdauer einer zärtlichen Vereinigung. Aber auch hier entflammte die erhöhete Empfindlichkeit die unordentliche Begierde, den glücklichen Liebenden in diesem reizvollen Besitze zu stöhren. Sie mußte das Gefühl

der Eyfersucht desto mehr beleben, wie mehr sie das von der Liebe und von der Zärtlichkeit verstärkete. So mußte frühe die Quelle der süssesten Triebe vergiftet werden.

Reiner und ungestöhrter konnten hingegen die wohlthätigen Neigungen sich erhöhen, welche zwischen Eltern und Kindern, zwischen Brüdern und nahen Verwandten eine glückliche Vereinigung erzeugten und bevestigten. Sie mußten natürlicher Weise in den Seelen eine vollkommene Uebermacht erhalten. Sie mußten bey einem so geringen Maasse von Einsichten, alles Gefühl gegen andre Menschen verschlingen, und die ausschliessende Liebe der Verwandten zu der einzigen wohlthätigen Neigung machen.

So entstuhnd schon eine gewisse Liebe eines gemeinen Besten, (*) die aber, nur auf eine Fa-

(*) Esprit public.

milie, auf ein Geschlecht eingeschränket, noch sehr unrichtig und sehr unvollkommen seyn mußte.

So scheinen Familien und kleine Gesellschaften sich gebildet zu haben; in welchen die Empfindung, **daß Menschen Menschen Gutes thun sollen,** sich schon lebhaft äusserte; und es scheinet, daß die meisten Güter, welche diese besessen haben, unter allen ihren Gliedern gemein gewesen sind. (*)

Die Lebensart solcher Menschen unter einander konnte sehr unschuldig und sehr einfältig seyn; (**) gegen andre aber mußte ihre Art zu handeln immer minder freundschaftlich werden; wie mehr sich ihre persönlichen und gemeinschaftlichen Bedürfnisse vermehrten, wie mehr ihre Leidenschaften sich verstärkten.

Der sittliche Character des Menschen mußte in diesem Zeitpunct sehr heftig und sehr unbedacht-

---

(*) Strabo XVI. S. 909. XI. S. 575.
(**) Plato de Legibus L. III. p. 522.

sam seyn; und da diese Heftigkeit die feindseligen Neigungen, wie die wohlthätigen, erhöhete, so finden wir auch bey rohen, wie bey jungen Menschen, die ausserordentlichsten Beyspiele von Freundschaft und von Hasse, von Wohlwollen und von Grausamkeit.

Das grosse Triebrad der Menschheit ist also bey der ersten Entwicklung der geselligen Triebe die **durch die Einbildung erhöhte Sinnlichkeit.**

Drenzehntes Hauptstück.

Würdigung dieses Standes. Gränzen des Standes der Natur.

Es ist eine sehr wahrscheinliche Muthmassung, daß unter allen Völkern nicht leicht eines sey, welches nicht zu einer gewissen Zeit sich in diesem Zustande befunden habe.

Die Cyclopen (*) und die meisten nomadi-

(*) Strabo XI. S. 576. 688. Plato de Leg. III. p. 522.

schen Völker (*) sind Beyspiele davon. (**) Es ist kaum ein Land, da nicht, nach den Berichte der alten Erdbeschreiber (***) Nomaden

---

(*) Strabo XVI. XVII.

(**) Auch einigermassen die neuentdeckten Otaheitier; welche indessen viel gutartiger zu seyn scheinen und viel verständiger als die meisten andern von denen wir Beyspiele bey den alten und neuen Geschichtschreibern finden. S. Cooks Reise Hptst. 10. S. 107. Insbesondre scheinen in diesem Stande einige glückliche Familien zu leben, welche Herr Forster in seiner Reise, mit dem ihm eignen Pinsel schildert. Hptst. 8. S. 220. 226. 240; und von denen eine andre sehr absticht, die er S. 224. beschreibet. Auch verdienen die allgemeinen Anmerkungen, die dieser schätzbare junge Gelehrte S. 243 über die Otaheitier macht, erwogen zu werden. Indessen glauben wir nicht, daß die Bekanntschaft der Europäer für diese Nation ein Unglück seyn werde. Sie würden ohne Zweifel ohne diese in die Barbarey verfallen und länger darinn verblieben seyn. Nun sollte es möglich scheinen, daß dieser unselige Durchgang ihnen könnte erspahret, oder wenigstens sehr verkürzet werden.

(***) Herodotus IIII. 18. 20. ff. 97. 176. 186. Strabo XI. XIII. XIIII. XVII. an vielen Stellen.

der Numiden gewohnet hätten. Auch die neuern Reisenden haben in allen Welttheilen Völker angetroffen, welche in diesem Zustande zu leben scheinen.

Wie der Zustand des Menschen, welcher nun über die Gränzen der Kindheit tritt, enthält dieser Zustand bereits mehrere Saamen von Verdruß und von unangenehmen Gemüthsbewegungen, als die niedrigen Stuffen der Menschheit, die wir erwogen haben. Er ernähret und entwickelt die allzufruchtbaren Keime der Leidenschaften, der Laster und der sittlichen Uebel, die dem einfältigen Menschen noch unbekannt seyn mußten. Allein die lebhaften Gefühle der Liebe und der Gegenliebe, der Freundschaft und jeder geselligen Neigung; die süsse Freude über jeden Fortgang zur Vollkommenheit; scheinen jene Uebel noch weit zu übertreffen.

Der Zustand eines Kindes ist nicht unglücklich,

wenn schon eine übertriebene Lebhaftigkeit und unordentliche Neigungen ihn entzieren. Seine Lebhaftigkeit selbst ist der erste Grund einer guten Hofnung; obgleich sie sehr oft betriegt, und obgleich ein Kind in die Verderbnis fällt, indem ein anders von dem gleichen Naturelle tugendhaft und glücklich wird.

Hier scheinet der eigentliche Stand der Natur, der Stand, in welchem das blosse Gesetz des Triebes den Menschen beherrschet, aufzuhören.

Vierzehntes Hauptstück.

Vertheilung der Völker.

Von diesem Mittelpunct an, scheinet sich das ganze menschliche Geschlecht, durch ganz natürliche Gründe, in zwo Classen zu vertheilen.

Die Begriffe von Vollkommenheit, von Ordnung und von Gerechtigkeit wurden bey dem einen Theile desselben richtiger, deutlicher und gemeiner. Die Fähigkeiten erweiterten sich da im-

mer mehr; die Gesinnungen wurden immer milder; die Emsigkeit wurde täglich wirksamer, und jede Stuffe der Vollkommenheit die der Mensch erreicht hatte, erleichterte ihm den Fortgang zu einer höhern. Es ist indessen sehr wahrscheinlich, und es wird sich aus der Folge unsrer Betrachtungen ziemlich deutlich ergeben, daß auch bey den glücklichsten Völkern Ordnung, Wohlstand und Gerechtigkeit nicht haben bevestiget werden können, ehe grosse Unordnungen vorgegangen waren; ehe Kriege, Eroberungen, Unterdrückungen die Geister der einen erhoben, und die Gemüther der andern gebändigt hatten. Allein wenn auch diese Stürme bey ihnen nöthig gewesen sind: so scheinen sie doch nicht von der äussersten Heftigkeit, und nicht von einer sehr langen Dauer gewesen zu seyn.

Bey andern Völkern hingegen blieben entweder die grossen Begriffe, auf welche sich die Wohlfahrt

des Menschen gründet, unentwickelt, oder sie wurden gar in ihren ersten Keimen erstickt. Die einfachesten und die natürlichsten Empfindungen des Herzens arteten aus, wurden verwildert, oder schränkten sich zum mindesten sehr ein. Die Saamen der grossen Fähigkeiten, welche in der Seele liegen, wurden zernichtet, oder vergiftet. Der Geist blieb in einer tiefen Schlafsucht und das Gemüth in einer abscheulichen Rohigkeit.

Fünfzehntes Hauptstück.

Beschluß des zweyten Buchs.

Die Revolutionen der Menschheit, welche wir in diesem Buche abgeschildert haben, sind indessen mehr wie philosophische Hypothesen als wie historische Wahrheiten anzusehen.

Wie der ursprüngliche Zustand des Menschen ein der Philosophie unergründliches, ein der Of-

fenbarung vorbehaltenes Geheimniß ist; so ist es wahrscheinlich, daß von den durch ein besonderes Schicksal auf der Erde zerstreuten, und in eine unbegreifliche Erniedrigung gefallenen Menschengeschlechtern ein Theil sich frühe wieder zu der Milderung, zu der Erleuchtung und zu der Geselligkeit erhoben habe; indem der andre noch tiefer in die Barbarey, und in die Wildheit versunken ist.

Die Geschichte giebt uns keine vollständige Nachricht von Menschen, welche in dem Stande vollkommen einfältiger Sitten, oder welche gar ohne Sitten; ohne einige Erhöhung der Fähigkeiten, ohne einigen Zusatz von Barbarey, unter dem blossen Gesetze des Triebes gelebt hätten.

Der Stand der Wildheit und der Barbarey ist uns dargegen nur allzubekannt. Wenn der Stand der Natur nur problematisch ist, so ist dieser gewiß.

Unsre Absicht fordert uns auf, ihn zu erwegen, und mit dem gesitteten Stande zu vergleichen. Es eröfnet sich uns ein abscheulicher Auftritt, der aller unsrer Aufmerksamkeit würdig ist; ein Auftritt, der uns lehren wird, in wie weit wir mit unserm Zustande zufrieden seyn sollen, und ob wir ihn durch Zurückgehen, oder durch den Fortgang verbessern können.

Ueber die Geschichte der Menschheit.

Drittes Buch.

Drittes Buch.

Von dem Stande der Wildheit.

Erstes Hauptstück.

Allgemeine Betrachtungen.

Sobald der Mensch seine Aussichten über die Grenzen der **Empfindung** erhebet; sobald die Einbildung sich seiner Seele bemächtiget: so stehet er an dem Rande der Ausschweifung; so brauchet es nur einen Funken, um ihn in Flammen zu setzen. Wenn nicht durch eine weise und sorgfältige Aufsicht ein zärtlicher Vater, oder ein scharfer Meister ihn zurückhalten; wenn nicht durch eine glückliche Erleuchtung die grossen Begriffe von Anständigkeit, von Ordnung, von Gerechtig-

keit, oder die erhabenen Wahrheiten der Religion seinem Geiste eine edle und besänftigende Nahrung gewähren: so wird bey jedem Anlasse er sich rohen und feurigen Begierden überlassen; so wird mit einer unbändigen Wuth er alles anfeinden, was solche einschränket oder hemmet; das ist, fast alles was ihn umgiebt, und vorzüglich alles was groß, was vortrefflich, was sittlich gut ist; so wird die ganze Thätigkeit seiner Seele sich in unordentliche Gemüthsbewegungen und in stürmische Leidenschaften ergiessen; so werden lauter kindische, ausschweifende und verderbliche Neigungen sie erfüllen; so wird er in die **Wildheit** verfallen, in den unseligen Stand, dessen grosses Gesetz die Einbildung, und zwar eine **bösartige und zügellose Einbildung** ist.

Diejenigen Völker, welchen ein milder Himmel und ein fruchtbares Land vorzüglich eine glückliche Organisation gewähren, scheinen die ersten diese unselige Bahn durchloffen zu haben. Da muß-

ten sich weit leichter die höhere Empfindlichkeit und die geschäftige Phantasie entwickeln; da mußten also die Leidenschaften und die Unordnungen der Wildheit viel geschwinder sich äussern; sie mußten aber auch viel schneller vorübergehen, als da wo ein roher Himmel, ein hartes Erdreich, und andre ungünstige Einflüsse der Dummheit und der Unbändigkeit eine fast unüberwindliche Hartnäckigkeit ertheilen.

So verfallen geistvolle und fühlbare Seelen leichter, geschwinder und tiefer in die feurigen Unordnungen der Jugend, als dumme und gefühllose. Aber die gleiche Empfindlichkeit, welche sie so geschwind dem Abgrunde entgegen führet, rufet sie auch oft wieder frühe davon zurück; zertheilet und mässiget durch sanfte und wohlthätige Gefühle die Hitze ihrer Leidenschaften; heftet ihre Aufmerksamkeit auf edle und erhabene Gegenstände, und machet über dem verständigen und tugendhaften Manne den ausschweifenden Jüng-

ling vergessen. (*) Langsame und unedle Gemüther hingegen werden nie so leicht und nie so frühe in

---

(*) Grosse Genies bringen nichts kleines hervor. Ein lebhaftes Feuer läßt ihre angestrengte Thätigkeit niemals ruhen. Sie werden gleich dem Meere hin und her getrieben, bis sie einmal zu einer standhaften und gleichförmigen Gemüthsverfassung gelangen. Ein in dem Feldbaue unerfahrener Mensch würde sich die Gegend nicht loben, wo er nichts als Gesträuch, wilde Gewächse, viele wilde Thiere, Bäche und Koth erblickte. Dem verständigen und erfahrenen Kenner würde dis die Güte und die Mürbigkeit des Bodens und lauter Gutes verrathen. Eben so zeigt sich bey grossen Genien oftmals viel Ungereimtes und Schlimmes. Wir können das Rauche und Stechende an denselben anfangs nicht vertragen. Wir glauben demnach man müsse dasselbe wegschneiden und hintertreiben. Ein weiserer Beurtheiler schließt eben daraus auf die vortrefflichen und grossen Anlagen und wartet das Alter und die Zeit ab, welche der Vernunft und der Tugend beförderlich sind, und wo die Natur die schönsten Früchte hervorbringt. Plutarch von dem Aufschube der göttlichen Strafen. S. 23.

in Ausschweifungen gerathen. Wenn sie aber einmal darein versunken sind, so ist fast nichts mehr im Stande, sie daraus zu ziehen.

Zweytes Hauptstück.

Allgemeine Abschilderung des Standes der Wildheit.

Wir finden daher auch in den Geschichten der mildesten Länder noch merkliche Spuren dieses abscheulichen Standes; allein wir suchen seinen wahren Sitz billig in den unfruchtbarsten und in den härtesten Gegenden. Wenn er sich da später entwickelt, so ist er dagegen da auch viel hartnäckigter und viel dauerhafter. Da müssen viel länger rohe Menschen ihre Sicherheit und ihre

---

S. 23. Wer sollte nicht, wenn Plutarchus in unsern Tagen geschrieben hätte, glauben, er hätte gewisse unserer neuern Genies besser gekannt, als sie sich selbst kennen, und er hätte sie in dieser Stelle schildern wollen.

Nahrung durch einen beständigen Krieg mit wilden Thieren erkämpfen.

Die Beschäftigungen solcher Völker, die Speisen mit denen sie sich ernähren, die Luft welche sie einhauchen, die Gegenstände mit denen sie umgeben sind; alles stimmet überein, ihre Säfte dick, ihre Nerven grob, und ihre Seelen finster zu machen. Durch kein wohlthätiges Licht erwecket und aufgeheitert sind ihre Geister unangebaut und dumm; und durch keine lieblichen und mannigfaltigen Gefühle gemildert, überlassen sich ihre Herzen dem der Rohigkeit natürlichen Hange zur Heftigkeit, zur Grausamkeit, und zur Ungerechtigkeit.

Wie unwissender der Mensch ist, wie weniger ihn Begriffe und Betrachtungen beschäftigen: desto grausamer, desto ungerechter ist er. Die Kinder sind hievon überzeugende Beweisthümer. Sie zeigen meistens eine entschiedene Neigung, die unglücklichen Thiere, welche unter ihre Hände

fallen, zu peinigen und zu töden. Fast alle Verfasser, welche über die Erziehung geschrieben haben, haben diesen unmenschlichen Trieb bemerket, und Regeln vorgeschrieben, ihn zu bekämpfen und zu unterdrücken. Er verleurt sich aber natürlicher Weise mit dem Anwachse der Einsichten und der Vernunft. Wo hingegen diese zurückbleiben, da nimmt er immer mehr überhand; da bleiben alle menschlichen Gefühle schwach, oder sie werden es noch mehr; da erhalten alle Empfindungen einen unordentlichen Schwung, und da überwachsen bösartige Neigungen, gleich einem verderblichen Unkraute, die ganze Seele.

Dieses ist lange Jahrhunderte hindurch das unselige Schicksal der elenden Völker, welche in rohen Gegenden anfangen sich aus der Einfalt des blos thierischen Standes empor zu heben.

Ein geschickter Beobachter (*) hat die vornehm-

(*) s. Michael Venegas Geschichte von Californien im sechsten Abschnitte.

sten Grundzüge dieses Standes in folgender Beschreibung vereiniget.

„Die unterscheidenden Kennzeichen der Cali-
„fornier, so wohl als aller andern Indianer,
„sind Dummheit, Unempfindlichkeit, Mangel
„der Erkenntnis und der Ueberlegung, Unbe-
„ständigkeit, Heftigkeit und Blindheit der Be-
„gierden; eine äusserste Trägheit, eine unruhige
„Liebe der Lustbarkeiten und der Zeitvertreibe
„von jeder Art, so schlecht und so thierisch sie
„auch seyn mögen; Niederträchtigkeit und
„Schwachheit des Gemüthes, und endlich ein
„elender Mangel alles dessen was den wahren
„Menschen ausmachet, und wodurch er vernünf-
„tig, erfindsam, gelehrig und sich selbst und an-
„dern nützlich werden kann.“

Wenn diesen Zügen diejenigen beygefüget werden, welche Garcilasso della Vega, (*) von

(*) B. 1. Hauptst. 12. und 15.

den alten Peruvianern aufbehalten hat; so wird das Gemählde der Wildheit vollständig seyn.

„ Ehmals befanden sich in diesem Lande nichts „ als Berge und steile Felsen, bedeckt mit Hei„ den und mit Gesträuchen. Die Bewohner „ dieser elenden Gegenden waren ohne Sitten, „ ohne Policey, ohne Religion. Sie führten „ ein ganz wildes Leben, und sie hatten nur zu„ fällige Gesellschaften zu zwey oder dreyen. „ Kräuter, Wurzeln, Früchte wilder Bäume „ und so gar Menschenfleisch, waren die Spei„ sen, mit denen sie sich, gleich den Thieren, er„ nähreten. Sie nahmen ihren Aufenthalt in „ unterirdischen Oertern und in Hölen. Sie „ wußten nichts von Häusern, und noch weniger „ von Städten. Von Verstande und von Ueber„ legung gänzlich entblösset, wußten sie weder das „ Feld zu bauen, um sich eine mildere Nahrung „ zu verschaffen, noch aus der Wolle und der

„ Baumwolle, welche ihr Land hervorbrachte,
„ Zeuge zu verfertigen, um ihre Blösse zu be-
„ decken. Auf das höhste bedienten sich einige
„ unter ihnen der Thierfelle, oder der Rinden
„ und der Blätter von Bäumen, zu diesem Ende;
„ indem andre nackt und unbekleidet ein beynahe
„ viehisches Leben führeten, und weder in dem
„ Umgange beyder Geschlechter, noch in ihrem
„ ganzen übrigen Leben, Sittlichkeit, Ordnung,
„ oder Wohlstand kannten. Sobald auch unter
„ diesen Halbmenschen einige sich Ansehn oder
„ Gewalt erwurben; so machten sie keinen andern
„ Gebrauch davon, als zu morden, zu peinigen,
„ und zu rauben. So entstuhnden unzählige kleine
„ Nationen, die in beständigen und grausamen
„ Kriegen sich gegen einander alle Ausschweifun-
„ gen der unmenschlichsten und der abscheulichsten
„ Leidenschaften erlaubeten. “

Eine nur flüchtige Uebersehung dieser Gemälde

giebt uns einen zureichenden Begriff von dem Stande der Wildheit.

Wir wollen indessen die unangenehme Arbeit übernehmen, die einzelnen Züge näher zu betrachten, welche ihn so abscheulich und so hassenswürdig machen.

Drittes Hauptstück.

Nahrung der Wilden. Ihr Einfluß in ihre Gemüthsart.

Die gewöhnliche Nahrung der unpolicierten Menschen bestehet in rohen und freywillig gewachsenen Wurzeln und Früchten, in Fischen und in Gewilde. (*) Eine solche Art sich zu nähren kann

(*) Die Kalmucktartaren brauchen alle Thiere zu ihrer Speise, sie mögen getödtet worden, oder an den häßlichsten Krankheiten umgefallen seyn. Auszug aus Hanweys Reisen, Hauptst. 2 der Berl. Sammlung B. 1. s. 464. Neque igni neque saporatis indigent cibis, sed radicibus herbarum

nicht anders als eine grobe Anlage des Leibes, und einen rohen Character der Seele erzeugen.

Sie erfordert sehr wenig Einsichten, und mehr nicht als einige beynahe blos thierische Fertigkeiten. Menschen, welche sich damit begnügen, haben sehr wenige Anlässe sich Begriffe zu sammeln, und bedörfen also fast keiner Gesellschaft. (*)

Ihre Unwissenheit muß daher unendlich groß, und ihre Ueberlegung nicht weniger eingeschränkt seyn.

---

agrestium & semicruda cujusvis pecoris carne vescuntur, quam inter femora sua & equorum terga subsertam fotu calefaciunt sagt Amm. Marcell. XXXI. 2. von den Hunnen.

(*) L'insensibilité en fait la base, (von der Gemüthsart der Wilden.) Je laisse à decider, si on la doit honorer du nom d'apathie, ou l'avilir par celui de stupidité. Elle nait sans doute du petit nombre des idées, qui ne s'étend pas au dela de leurs besoins. *M. de la Condamine* rélation &c. p. 54. S. auch von den Cyclopen, Philostratus Geschichte des Appollonius von Thyana B. 4. Hptst. 11. S. 320.

Ihre Begierden müssen ihr einziges Gesetz ausmachen; das Gegenwärtige allein muß sie rühren; und es muß unbeschreiblich viel Zeit und Mühe brauchen, bis sie mit den Begriffen von Ursache und von Wirkung, von Zwecke und von Mittel befreundet werden, und bis sie lernen auf die Folgen ihrer Handlungen einige Achtung machen. (*)

Aber auch in diesem Stücke hat die Rohigkeit ihre verschiedenen Schattierungen und Grade.

Der Mensch, welcher allein von Wurzeln und

(*) „Ihr Verstand faßt wenig mehr als was sie vor „sich sehen. Abgezogene Begriffe, und noch viel „mehr ein Zusammenhang von Gründen, sind „weit über ihre Fähigkeit; so daß sie kaum von „den ersten Eindrücken, welche die Gegenstände „in sie machen, sich einige Begriffe bilden; und „diese sind überhaupt oder meistens unvollständig. Umsonst stellt man ihnen zukünftige Vortheile vor, die ihnen aus der Ausübung, oder „aus der Unterlassung einer Handlung zufliessen „können. Die Verhältnisse von Zweck und von

von wilden Früchten lebt, (*) wird eben so unwissend, aber nicht so böse und so gewaltthätig seyn als derjenige, welchen die Jagd ernähret. Er bedarf hingegen noch weniger der Hilfe andrer Menschen. Er wird also noch minder gesellig seyn.

Der Ichthyophage (**) hingegen, welchem der

„ Mittel übersteigen weit ihre Kräfte, sagt von den Californiern P. Michael Venegas History of California P. I. Sect. VI. p. 64. f.

(*) Rhizophagen, Wurzeln-Esser. Strabo, B. 14. S. 898 Lotophagen. Herodotus B. 4. §. 167. 173. Strabo B. 3. S. 166. 17. S. 969. Von den Massageten, s. Herodotus B. 1 §. 189.

(**) Büffon Naturgesch. B. 6. 149. Herodotus, Strabo und andre Alten an sehr vielen Orten. Insonderheit Strabo im 15. und 16. Buche. S. auch Cooks Reise bey Hawkesworth Hptst. 17. S. 184. ff. 194 Hptst. 18. S. 216. f. von den Otaheitiern, derer vornehmste Beschäftigung der Fischfang ist und welche schon ein ziemlich geselliges Leben führen, das jedoch auch durch die herrliche Beschaffenheit ihres Bodens begünstiget wird; Auch die Neuseeländer sind Ichthyophagen und

Fischfang seine Nahrung gewähret, ist geselliger als der so nur von wilden Früchten und von

---

haben deswegen eine Art von Städtgens, von deren Einwohnern nach Herrn Cooks Muthmassung ihre grossen Fischergarne die sie gemeinschaftlich besitzen, gemeinschaftlich verfertiget werden. S. Hawkesworth B. 2. Hptst. 10. S. 55 61. Wenn sie aber schon etwas gesellig sind, so sind sie doch grausam gegen ihre Feinde und sind sogar neben dem geringen Feldbaue, den sie treiben, auch Anthropophagen, B. 2. Hptst. 3 und 4. S. 331. 337. 353. 366. Band 2. Hptst. 8. S. 31. und Hptst. 9. S. 39. 50. 55. Die Neuholländer an der Botanikbay nähren sich auch meistens von Fischen, führen aber ein sehr ungeselliges Leben, und scheinen, wenn sie sich beysammen finden mehr zusammengerottet, als vergesellschaftet. Hawkesworth B. 3. Hptst. 1. S. 96. Hptst. 6. S. 238. Hr. Cook hat ein einziges mahl ihrer dreyssig beysammen gesehen, insgemein viel weniger; selten vierzehn oder fünfzehn. Auch hat er in ihrem Lande niemals so viel Wohnungen neben einander gebaut angetroffen, als die Beherbergung einer grössern Anzahl erfordert hätte. B. 3. Hptst. 6. S. 232. Die Völkerschaft am Endeavourreviere bestuhnd in al-

Wurzeln lebt: Er hat schon mehr Hilfe nöthig. Es scheint auch, daß er minder grausam seyn soll, als der Jäger. Die Fischerey ist allem Ansehn nach der erste Grad des Fleisses und der Arbeitsamkeit des rohen Menschen.

Erst wenn dieser seine Emsigkeit zur Jagd erhebet, so verfällt er in die wahre Wildheit, so wird er ein Barbar im vollkommensten Verstande.

Es ist alsdenn als ob alle seine Empfindlichkeit,

---

lem aus zwanzig Personen, 12. Männern, 7. Weibern, einem Knaben und einem Mädgen. Die Engelländer haben die Weiber der Neuholländer nie in der Nähe gesehen. Die kleine Anzahl der Kinder verdient auch erwogen zu werden. Könnte sie etwann daher kommen, weil ihre Unterhaltung so schwär ist. Ich hätte gewünschet daß Herr Cook den Ursachen davon nachgeforschet hätte. In solchen Ländern, wo noch kein oder ein sehr geringer Feldbau ist, und wo sich villeicht kein Vieh und kein Gewild befindet, also auch die Jagd wenig oder keine Menschen nähren kann, können nur die Ufer des Meeres, der Seeen und der Flüsse bevölkert seyn.

als ob jede seiner Fähigkeiten nur erhöhet würden, um ihn in den Stand zu setzen, mehr Greuel zu verüben.

Die lebhafteste Einbildungskraft kann kaum etwas abscheuliches erdenken, davon wir nicht Beyspiele bey solchen Völkern finden.

Viertes Hauptstück.

Häusliche Gefühle des Barbaren.

Der Mensch, welcher von andern Menschen so wenig zu verlangen hat; welcher so wenig im Stande ist, andern Gutes zu erweisen; welcher nur wenige einfältige Bedürfnisse, aber mit der äussersten Lebhaftigkeit und mit der heftigsten Hitze, fühlet; welcher seine unbändigen Begierden leichter mit Gewaltthätigkeit als mit Liebe; leichter durch die Stärke als durch die Gefälligkeit befriediget: der rohe, der barbarische Mensch, miskennet auch in den einfältigsten, in den ersten, in den nothwendigsten Verhältnissen, in welche

ihn die Natur versetzet, fast alle Gefühle der Menschlichkeit, der Ordnung und der Gerechtigkeit.

Alles was er von der Liebe empfindet, ist eine thierische Brunst. Sittlichkeit (*) und eheliche

(*) S. oben B. 2. Hptst. 10. S. 172. und unten B. 4. Hptst. 5. S. 233. Von den Neuseeländern. S. Hawkesworth B. 2. Hptst. 2. S. 31. Sie machen ein Gewerb daraus, so wie die Otaheitier, S. Hawkesworth Hptst. 5. S. 215. 233. Hptst. 8. S. 256. und insonderheit Hptst. 17. S. 194. 204 ff; ihre Töchtern und ihre Schwestern den Engelländern zuzuführen. Und dennoch behandeln sie dieses Geschäft mit gewissen Ceremonien, die einigen Begriff oder einiges Gefühl von Anständigkeit und von Sittlichkeit vorauszusetzen scheinen. Hawkesworth B. 2. Hptst. 9. S. 12. und ihre Weiber schämen sich nackt gesehen zu werden. Ebendaselbst S. 48. so wie auch bey den Otaheitiern aus einer sonderbaren Grille von Anständigkeit die beyden Geschlechter sich schämen mit einander zu speisen. Hawkesworth Hptst 17. S. 200. 202. Merkwürdig ist folgende Stelle von Hr. Forster Hptst. 6. S. 159. Bey den Neuseeländern auf Charlottensund „hiengen die „Gunstbezeugungen der Schönen nicht blos von

Zuneigung sind unendlich weit über seine eingeschränkten Fähigkeiten erhobene Gefühle. Der

---

„ ihrer Neigung ab, sondern die Männer mußten, als unumschränkte Herren, zuerst darum befragt werden. War deren Einwilligung durch einen grossen Nagel, ein Hemd oder etwas dergleichen erkauft: so hatten die Frauenspersonen Freyheit mit ihren Liebhabern vorzunehmen, was sie wollten, und konnten alsdenn auch noch ein Geschenk für sich selbst erbitten. Ich muß indessen gestehen, daß einige derselben sich nicht anders als mit dem äussersten Widerwillen zu einem so schändlichen Gewerbe misbrauchen liessen, und die Männer mußten oft ihre ganze Autorität, ja so gar Drohungen, anwenden, ehe sie zu bewegen waren sich den Begierden solcher Kerl Preis zu geben, die ohne Empfindung ihre Thränen sehen und ihr Wehklagen hören konnten. Ob unsre Leute die zu einem gesitteten Volke gehören wollten, und doch so viehisch seyn konnten, oder ob jene Barbaren, die ihre Weibsleute zu solcher Schande zwungen, den größten Abscheu verdienten, ist eine Frage, die ich nicht beantworten mag. Als die Neuseeländer fanden, daß sie nicht wohlfeiler und leichter zu eisernem Geräthe kom-

Mann als der Stärkere unterwirft sich das schwächere Weib, behandelt es als sein Eigenthum, kennet

---

„ men konnten, als vermittelst dieses niderträchtigen Gewerbes: so liefen sie bald genug im ganzen Schiffe herum, und boten ihre Töchter und Schwestern ohne Unterscheid feil. Den verheuratheten Weibern aber verstatteten sie, so viel wir sehen konnten, nie die Erlaubnis sich auf ähnliche Weise mit unsern Matrosen abzugeben.“ S. unten B. 4. Hptst. 4. S. 332. Sehr wichtig und sehr gegründet sind folgende Anmerkungen des schätzbaren jungen Gelehrten, und sie machen gar begreiflich, wie die Ausschweifungen der Liebe, so wie bey einzelnen Menschen, also auch bey ganzen Nationen den Fortgang zur Vollkommenheit hemmen. „Einige von denen, die dieses Gewerbe trieben, mochten kaum neun oder zehn Jahre alt seyn und hatten noch nicht das geringste Zeichen der Mannbarkeit an sich. So frühzeitige Ausschweifungen scheinen einen sehr hohen Grad von Wollust anzudeuten, und müssen im Ganzen allerdings Einfluß auf die Nation haben. Die natürlichste Folge davon, die mir auch sogleich in die Augen fiel, bestand

net keine Pflichten und keine Achtung gegen dasselbe, und fordert dagegen von ihm Gehorsam, Treue und Hilfe mit einer tyrannischen Härtigkeit. Der erste Sclave, den er sich machet, ist seine Frau. Und das Leben dieser Gehilfinn, das dem gesitteten Menschen so theuer ist, sichet er als einen gleichgiltigen Gegenstand seines unbedachtsamen Eigensinnes, und seiner rohen Willkühr an. Ihren Ungehorsam, ihre Untreu strafet er wol gar nach Gutbefinden mit dem Tode. (*) Und selbst weise Schriftsteller haben sich verleiten lassen, solche Wirkungen einer wilden Eyfersucht, oder einer rohen Rachbegierde, als Bey-

(*) S. P. Venegas Geschichte von Californien. 1. Th. 6. Abschnitt S. 80 So straft der Otaheitier die Untreue seines Weibes mit dem Tode, obwohl er sonst in diesem Stücke ein sehr schwaches Gefühl von Sittlichkeit zu haben scheinet. Hawkesworth Hptst. 19. S. 243.

spiele einer reinen und erhabenen Tugend anzupreisen. (*)

Nur für sein eigenes Vergnügen fühlbar; kaum fähig, eine wohlthätige Empfindung über die Schranken seiner Person auszubreiten, empfindet der Barbar sehr schwach die süssen Triebe, womit der besser geartete Vater den Wohlstand seiner Kinder als seinen eigenen umfasset. Sein Kind ist wie dessen Mutter, sein Eigenthum, sein Sclave. Er verkaufet es nach Gutbefinden, er gebrauchet es zu welchem Dienste es ihm gefällt. Es muß nach seinem Wohlgefallen leben, oder sterben. (**) Es wird erst etwas, es wird erst eine Person, wenn sein Vater stirbt, wenn er es verläßt, oder wenn, schwach, alt, abgelebt,

(*) Tacitus de moribus Germanorum. C. 19.

(**) Abscheuliche Sitten einiger Otaheitier, welche sich in wohllüstige Gesellschaften vereinigen und sich dabey zum Kindermorde verbinden, beschreibet nach Cook Hawkesworth Hptst. 17. S. 206.

er seine Uebermacht über dasselbe nicht mehr ausüben kann.

Wenn sodenn der Vater nicht mehr furchtbar, wenn er nicht mehr der stärkere ist; wenn Krankheit oder Alter ihn mit dem nahen Tode, oder mit der Unvermögenheit bedrohen; so kömmt die Reihe der Unterdrückung an ihn (*); so werfen ihn seine Kinder weg (**), oder sie verkaufen ihn; (***)

(*) Hr. Forster erzählt in seiner Reise Hptst. 5. S. 121., er hätte die vermuthliche Tochter des Mannes auf der Indianerinsel in Dusky-Bay gesehn ihren Vater schlagen, wie dieser seine Weiber geschlagen hatte. Aber hieraus läßt sich eben so wenig folgern, als wenn ein Indianer in Europa eine solche Scene gesehn hätte. Uebrigens haben wir es oft angemerket, daß in den nidern und oft auch in den höhern Classen der policiertesten Völker noch gar zu viele Ueberbleibsel der Barbarey angetroffen werden.

(**) *Strabo* XI. S. 606. Hist. génerale des voyages L. X. ch. 7. §. 11. S. 291.

(***) Münsters Weltbeschreibung, B. 4. S. 1094.

oder sie machen sich selbst eine Mahlzeit aus ihm, (*) und dardurch üben sie eine Art von Menschlichkeit aus.

(*) S. von den Issedonern Herodotus B. 4. §. 24. und S. 595. wo er von den Albanern erzehlet, daß es bey ihnen für ein grosses Unglück gehalten wird, sein Leben anders zu enden; und daß sie die, welche von Krankheit sterben, wegwerfen. S. ferner den Herod. B. 1. §. 198. 201. B. 3. 38. S. auch Garcilasso della Vega von einigen Peruvianischen Völkern B. 7. Hauptst. 17. und von den Hiberniern S. Strabo B. 4. S. 220. Ælian. var. hist. L. 4. 1. S. auch Pelloutier Histoire des Celtes. L. 2. ch. 2. & 11. und insonderheit die Stelle, welche derselbe aus dem Procop. Goth. II. 14. p. 419. anführt. Herodotus B. 3 §. 49. schreibt von den Pädäern, einem Indianischen Volke folgendes: „Wenn „ein Bürger, oder eine Bürgerinn krank wird, „so schlagen den Mann diejenigen Männer todt, „welche am meisten mit ihm umgehen, und sa„gen, wenn er durch eine Krankheit ausgezehret „würde, so kämen sie um sein Fleisch. Er läug„net zwar, daß er krank sey, sie aber glauben „ihm nicht, schlagen ihn todt, und machen sich „eine gute Mahlzeit aus ihm. Ist aber eine Frau „krank, so gehen die Weiber, welche den meisten

In der That ist der kranke, der abgelebte thierische Mensch für sich und für andre von keinem Werthe mehr. So bald er nicht mehr fischen, jagen, rauben, morden, kämpfen kann: so muß ihm das Leben unerträglich werden. Nichts beschäftiget denn seine ruhelose Seele mehr. Von allen Seiten her siehet sie ihre Thätigkeit gehemmet. Nichts bleibt ihr mehr davon übrig, als die abscheuliche Empfindung eines durchgehenden Unvermögens, und des unseligen Zustandes, den wir bezeichnen, wenn wir sagen, daß ein Mensch lebendig todt sey. Für einen solchen Menschen ist der gänzliche Tod eine Wohlthat; so wie er es auch für denjenigen alten und ausgenutzten Sterb-

---

„ Umgang mit ihr haben, eben so mit ihr um.
„ Wird einer alt, so schlachten sie ihn auch und
„ verzehren ihn. Aber es gelangen aus der Ur-
„ sache wenige zu einem hohen Alter. Menschlicher, obwohl ungefähr von gleicher Art, ist der Gebrauch der Ceenser bey Ælian. var. hist. III. 37.

lichen ist, der sein ganzes Leben in sinnlichen Wohllüsten und in niedrigen Beschäftigungen zugebracht, der nie seine Seele zu edeln Thaten, und zu höhern Gesinnungen empor geschwungen; nie Schätze gesammelt hat, welche auch die düstern Tage des unvermögenden Alters durch tröstliche und frohe Unterhaltungen aufheitern.

Indessen erhebet auch der Barbar allmählich mit der Erweiterung seiner Fähigkeiten, seine Empfindungen zu der vorzüglichen Liebe seiner Ehefrau, seiner Kinder, seiner Eltern, seiner Brüder. Es ist sehr möglich denjenigen zu lieben, den man unter dem strengsten Joche hält, oder denjenigen, von dem man durch die härteste Dienstbarkeit abhängt.

Fünftes Hauptstück.

Eingeschränktheit der geselligen Empfindungen des Barbarn. Ihre Heftigkeit.

Wenn der rohe Mensch also geselliger und mensch-

licher Empfindungen fähig wird: so ist er es dennoch lange nur gegen sein Geschlecht, oder höchstens gegen wenige Menschen, mit welchen ihn zufällige Ereignisse in eine nähere Verbindung setzen; und so werden diese Gefühle, wie alle seine übrigen Triebe, sehr leicht zu unbändigen Leidenschaften. Er macht sodenn diejenigen, die er liebet, gleichsam zu Theilen von sich selbst; er unterscheidet sich nicht mehr von ihnen; er wird für alle ihre Angelegenheiten, für alle Begebenheiten, welche sie betreffen, so fühlbar als für seine eignen. Er treibet da seine Großmuth auf einen Grad, der unglaublich scheinet.

Wir finden daher unter wilden Völkern, und in barbarischen Zeiten, die rührendsten Beyspiele von Freundschaft und von Treue. (*)

(*) Man lese Lucians Toxaris; die barbarischen Beyspiele von Freundschaft, sind da immer stärker als die Griechischen. Strabo Buch 3. S. 175. mer-

Die einfältigen, die barbarischen Sitten machen den Menschen, den eine Neigung oder eine Phantasie beherrschen, gegen alles andre unempfindlich. Da er so weniger Begriffe, so weniger Gefühle fähig ist; da er so wenige Menschen findet, mit denen die Empfindungen seiner Seele übereinstimmen; so wenige, derer Vortheil den seinigen erhöhet; da er nur wenige, da er nur einen einzigen seiner Freundschaft und seiner Liebe würdig achtet: so ist dieser einzige, so sind diese wenigen für ihn unschätzbare

---

ket von den Cantabriern und von andern Wilden an, daß sie für ihre Freunde den Tod nicht scheuen. Herr Hume macht in seinen Betrachtungen über die Angelsächsische Regierungsform die Anmerkung, daß in den abscheulichsten Zeiten sich Freundschaft und Treue am meisten hervorthun. Die Zeiten der Proscriptionen sind Beweise hievon. Busbek merket in dem ersten Briefe seiner Constantinopolitanischen Reise an, daß die Türken gegen Freunde in der Liebe, und gegen Feinde in der Grausamkeit gleich übertrieben seyn.

Güter; so verliert dagegen alles was sonst in seinen Augen vortrefflich scheinen, was sonst seinem Herzen schätzbar seyn möchte; so verliert sein Leben selbst für ihn seinen Werth.

In den Augen des Wilden, wie in des Weisen seinen, ist der Tod kein Uebel. Er wird für den einen wie für den andern ein Gut, so bald Pflicht, Neigung (*) oder Leidenschaft sie auffordern, ihr Leben in Gefahr zu setzen. Nur dieses ist der Unterschied, der Wilde wird auch die Unschuld eines dritten nicht achten, so bald sie dem Vortheile dessen, das er liebet, so bald sie seiner Leidenschaft im Wege stehen wird; er ken-

(*) Die Anzikos, ein africanisches Volk, boten sich selbst und ihre Sclaven ihren Fürsten zur Nahrung an, wenn ihnen ihr Leben verleidet war, oder wenn sie zeigen wollten, wie wenig sie dasselbe achteten. Hist. des voyages L. XIII. ch. 18. §. 6. aus Pigafetta.

net nur seinen Freund; er empfindet nur seine Leidenschaft. Der Weise hingegen kennet nur die Tugend; er ist nur für das allgemeine Beste, nur für das gröste mögliche Gute, das er thun kann, fühlbar.

Die Heftigkeit solcher Triebe artet oft gar in abscheuliche Sitten, oder besser zu reden, Gewohnheiten aus. Morden wird ihnen zur Belustigung und zum Zeitvertreibe. (*) Bey vielen Völkern, auch bey solchen, welche sich bereits aus der tiefen Barbarey herausgeschwungen haben, wird mit dem verstorbenen Ehemanne eine seiner Frauen verbrannt, und diejenige, welche dieses Vorzugs gewürdigt wird, hält sich für die geehrteste. (**) Andre schlachten bey den Begräbnissen

(*) Odrysae, ein skythisches Volk, ita humanum fundere sanguinem adsueti, ut cum hostium copia non daretur, ipsi inter epulas, post cibi satietatem & potus, suis velut alienis corporibus imprimerent ferrum. Ammianus Marcellinus. XXVII. 4.

(**) Strabo B. 15. S. 803. 815. giebt von diesem

der Vornehmen, Sclaven, (*) damit sie die Ehre haben können, ihre Herren in der andern Welt wieder zu bedienen.

Sechstes Hauptstück.

Ungerechtigkeit und Empfindlichkeit des Barbaren.

Wir haben es schon angemerkt, der Unverstand

---

abscheulichen Gebrauche bey den Catheern den Grund an, daß man hiedurch die Weiber habe abhalten wollen, die Männer zu vergiften. Herrliche Gesetzgebung, s. auch Herodotus 4. §. 68. Bey den Mexicanern und bey den Peruvianern traf man den gleichen Gebrauch an. Solis conquête du Mexique L. III. ch. 17. Aug. de Zarate conquêt du Perou. L. I. ch. 12.

(*) Die Römer machten in aufgeklärtern Zeiten fast eben so barbarische Gesetze gegen die Sclaven, die in der Zeit da ihre Herren ermordet wurden, mit denselben unter einem Dache gewesen waren. Die Art wie die Skythen ihre Könige und mit denselben viele ihrer Bedienten begruben, beschreibt Herodotus 4. §. 68. S. auch Hist. gen. des voyages T. XXV. p. 91. L. IIII. ch. 7. p. 84. und Lock

trägt niemals einige Achtung für das Leiden, welches er durch die Erfüllung seiner Begierden und seiner Leidenschaften bey andern verursachen muß. Meistens gleichgiltig über das Gute das man ihm erweiset, (*) schränkt er alle seine Fühlbarkeit auf sich selbst, oder auf sehr wenige Gegenstände seiner eigensinnigen Neigungen ein.

Aus dem gleichen Grunde sind die Wilden unendlich fühlbar über alles was zu ihrem Nachtheile geschiehet; (**) daher kennet ihre Rachgier

---

1714. L. X. ch. 6. p. 55. ch. 9. p. 206. L. XI. ch. 1. p. 267. und an vielen andern Orten, L. IX. ch. 7. p. 436. L. IX. ch. 2. §. 4. p. 364.

(*) Sie sind gleichgiltig gegen jede Gefälligkeit die man ihnen erweiset, und man muß bey ihnen nicht einmal das Andenken davon suchen; sagt von den Californiern der P. Michael Venegas History of California P. I. Sect. 6. p. 67.

(**) Ohne Zweifel kömmt es auch daher, daß sogar was blos Ceremonie bey ihnen ist, wie die Trauer über die Todten, sehr heftig und oft mit Blutvergiessen begleitet ist. In Otaheiti verwunden sich die Trauernden mit Seehundszähnen; und in

keine Schranken, als die Vergessenheit und den Widerstand; (*) daher herrschen unter ihnen beständige Feindseligkeiten und Fehden. Eine erfüllte Rache fordert immer die andre auf: und ein Verbrechen erzeuget immer ein anders. (**)

So wenig als das Leben, so wenig ist das Eigenthum bey ihnen sicher. Und wenn ihre Armuth ihrer Raubbegierde wenig Nahrung darbeut;

Neuseeland mit Muscheln. Hawkesworth B. 2. Hptst. 3. S. 335. Hptst. 6. S. 387. 396. Hptst. 10. S. 63. So auch in Neuholland B. 3. Hptst. 6. S. 235.

(*) Die schlechtesten Ursachen erregen ihren Haß und ihre Rache; doch legen sich solche leicht wieder, auch ohne Befriedigung, insonderheit wenn sie Widerstand antreffen: Sagt von den Californiern der P. Venegas P. I. Sect. 6. p. 67. S. auch von den Negern; Büffon Hist. nat. VI. S. 248. und die Hist. génerale des voyages L. IX. Hptst. 7. §. 8. p. 81. Edit. in 8vo. S. auch die Geschichte des jungen Neuseeländers Taywaherua in Hrn. Forsters Reise Hptst. 6. S. 158.

(**) Chaque homme est ennemi juré de ceux d'alentour. Chardin voyage en Perse T. I. p. 120.

oder wenn sie die Ungerechtigkeit davon unter sich zu fühlen anfangen; so üben sie solche desto ungescheuter gegen Fremde aus. (*)

(*) Wie die Grönländer; die alten Einwohner Spaniens nach der Erzählung des Plutarchus im Marius, und die alten Griechen, zu den Zeiten des Herkules und des Theseus; S. Plutarch im Theseus und Thucydides im ersten Buche. Auch die Otaheitier, die, wie die Grönländer noch dem Stande der Einfalt näher sind als der Barbarey. Hawkesworth Hptst. 10. S. 12. Forster Hptst. 9. S. 260. wo die Gründe mit welchen Herr Forster die guten Leute entschuldigt, sehr verdienen erwogen zu werden. Doch ist ihnen das Eigenthum ihrer Mitbürger eben auch nicht immer heilig. Hawkesworth Hptst. 15. S. 168. f. Der P. Venegas merket von den Californiern, 1. Th. 6. Abschn. S. 68. daß das wenige, so sie besitzen, vor dem Diebstale gesichert sey; daß wenige Streitigkeiten unter ihnen entstehen; daß die von einem Stamme friedfertig unter einander leben; daß sie alle ihre Wuth für ihre Feinde sparen, und daß sie gegen einander gar nicht bösartig seyn. Solche Völker sind also noch dem Stande der Natur näher, vielleicht hauptsächlich, weil ihnen unter einander die Nahrung wilderer Leidenschaften fehlet.

Siebendes Hauptstück.

Barbarisches Völkerrecht.

So schränket lange die ganze Geselligkeit der Barbaren sich in sehr enge Grenzen ein; und wenn sie allmählich sich etwas mehr ausbreitet; wenn sie nun mehrere Geschlechter umfasset, so geschiehet dieses doch nur um desto besser Gewaltthätigkeiten auszuüben oder abzutreiben; so werden doch die bösartigen Leidenschaften dadurch eher verstärket als gelindert.

Ein Volk macht alsdenn ein kleines Häufgen aus, welches Furcht oder Raubbegierde, oder ein unbestimmter Trieb, und oft nur für eine kurze Zeit, zusammendrängen. Ueber die engen Schranken einer solchen Vereinigung dähnen sich die geselligen Gefühle des Wilden nicht leicht aus. Wer nicht von diesem Häufgen ist, dem ist er nichts schuldig. Er erkennet bey diesem kein Recht und kein Eigenthum. Er darf ihm alles rauben.

Die Wörter Fremdling und Feind (*) haben bey ihm die gleiche Bedeutung.

Zwischen

(*) *Hostis.* Chaque province & chaque nation & même en plusieurs endroits chaque ville, avoit son langage particulier, qui differoit de celui de ses voisins, ainsi ceux qui entendirent la langue l'un de l'autre, se disoient parens & bons amis ou alliés. Au contraire ceux qui ne s'entendirent pas à cause de la différence de leur langage, se régardoient comme ennemis & se faisoient une cruelle guerre, jusques à s'entremanger comme des bêtes sauvages & de différentes espéces. Garcilasso della Vega. L. I. ch. 14. So sehen auch die verschiednen kleinen Neuseeländischen Völkerschaften einander an. Hawkesworth B. 2. Hptst. 3. S. 342. Hptst. 6. S. 388. und insonderheit Hptst. 9. S. 37. 40. wie sie auch die ihnen fremden Engelländer als natürliche Feinde ansahen. Hawkesworth B. 2. Hptst. 2. an vielen Orten insonderheit S. 301. Hptst. 3. S. 320. 322. ff. 326. 332. 337. Hptst. 4. S. 345. 358. Hptst. 6. S. 383. So thaten auch die Neuholländer. Hawkesworth B. 3. S. 84. ff. Der Gebrauch und die Wirkung der europäischen Feuergewehre mußte die Engelländer auch nicht für gar wohlthätige

tige

zwischen kleinen benachbarten Gemeinden, welche aus Unmenschen von dieser Gemüthsart bestehen, müssen beständige Fehden herrschen.

Wenn keine der andern nichts rauben könnte, so würden sie doch immer einander in ihrer Jagd

---

tige Leute ansehn machen; Hawkesworth eben daselbst S. 90. ff., insonderheit wenn, wie Hawkesworth B. 2. Hptst. 4. S. 361. sich ausdrückt, „ sie sich eben so eyfrig aufs Todschiessen erwiesen, als ein Jäger nur auf sein Wildprät seyn kann. “ Wer waren da die Barbaren? Auch die Bewohner der Küste von Neuguinea waren sehr unleutseelig. Hawkesworth B. 3. Hptst. 7. S. 262. Villeicht möchte die Schüchternheit ein grosser Grund dieser Entfernung gewesen seyn. Indessen traf Hr. Cook auch Neuseeländer an, die es nicht so sehr waren. Hptst. 4. S. 170. auch ziemlich freundliche; S. 171. f. 175. f 182. doch verwandelte sich ihre Leutseeligkeit bald in Wuth, wenn man ihnen etwas versagte. S. 167. — Alles dieses finden wir indessen bey unsern rohen Europäern auch und es zeiget, daß die Menschheit, wo sie nicht gemildert und gebessert ist, sich allerorten gleichet.

hinterlich seyn; (*) so würde doch diese ihnen unerschöpfliche Anlässe zu immer neuen Zwistigkeiten darbieten.

(*) Die Absicht ihrer Fehden ist weder Erhöhung ihres Ruhms noch Erweiterung ihrer Grenzen, sondern gewöhnlich Rache über einige Beschimpfungen oder Beleidigungen, die besondern Personen zugefügt werden. Bisweilen entspringen dieselben aus wesentlichern Ursachen, wenn ein Stamm oder ein Volk sich der Fischerey, der Jagd, oder der Einsammlung der Früchte in den Gegenden anmasset, wo eine andere durch die Verjährung sich eine Art von Recht erworben hat. Die Weise sich zu rächen war, einige Feindseligkeit zu begehen, oder der Person um die es hauptsächlich zu thun war, einigen Schaden zuzufügen. Konnte man dieser nicht beykommen, so that man es gegen ihre Verwandtschaft oder gegen ihren Stamm. Hierauf machten alle ihre eigne Sache daraus; und wenn sie sich gegen ihre Feinde nicht stark genug glaubten; so wandten sie sich um Hilfe an benachbarte, und mit ihnen befreundete Stämme, P. Miguel Venegas Hist. of California, P. I. Sect. 6. p. 84. Ist dieses nicht ein getreues Gemälde der mittlern Zeiten?

Wenn auch, durch einen glücklichen Fleiß eines von solchen Völkern anfangen wird, sich aus der Barbarey herauszuschwingen, so werden alsobald andre bereit seyn ihm die Früchte seiner Emsigkeit und seiner Milderung zu entziehen, oder zu verderben.

So sind nebst der Jagd (*) und der Fischerey, der Raub zu See und zu Lande, und der gleich ungerechte Krieg, das offenbare Handwerk unzählicher Völker (**) geworden.

(*) Vita omnis in venationibus & studiis rei militaris consistit, sagt Cäsar 6. n. 21. von den Germaniern und ungefähr so redt von den Sachsen Ammianus Marcellinus. B. 28. c. 2. Die Gallier waren schon zu Polibius Zeiten in den Sitten weiter gekommen; er sagt von denselben im 2ten Buch: Gallis nil aliud curæ nisi res bellicæ & agrorum cultus. Diese oder wenigstens ein Theil davon hatten schon einen grossen Schritt zu Milderung der Sitten gethan.

(**) Strabo im dritten Buche von den Lusitaniern, im fünften von den Tyrrheniern, und an hundert andern Orten von andern Völkern. Die Antiaten

Wenn wir die ältesten Geschichten und Erdbeschreibungen lesen, so werden wir finden, daß zwischen allen Nationen in ihren ersten Anfängen

---

trieben noch Seeräuberey, da sie schon unter den Römern stuhnden, welche nichts anders als grössre Räuber und grössre Barbaren waren. Es kann niemand unbekannt seyn, daß noch in unsern Tagen fast die ganze Küste von Africa, aus derselben ihren Beruf machet. Von den Arabern s. Auszug aus Schaws Reisen, in der Berlin. Sammlung B. 1. Hauptst. 7. S. 161. u. 9 S. 174. u. Hist. géner. des voyages, L. I. p. 197. ad a. 1541. aus Don Juan de Castro. Alles zeiget, daß die Barbaren die Räuberey für einen rechtmässigen Beruf gehalten haben, und noch halten; und daß es Zeit brauchte, bis ein Volk überzeuget war, daß es einem andern Volke Gerechtigkeit schuldig sey, und daß es das Eigenthum desselben nicht stöhren soll, wie es auch bey vielen Völkern lange gieng, bis sie sich bereden konnten, daß ein Mitbürger dieses einem andern schuldig sey. Von den Germaniern sagt Cäsar B. 6. §. 23. ausdrücklich, sie halten den Raub; den sie ausser den Grenzen von eines jeden Landschaft verüben, für nichts schändliches, sondern für eine nützliche Uebung der Jugend.

ein allgemeiner Krieg geherrschet hat. Die wenigen unschuldigen Stämme wurden unterdrückt, das Recht des Stärksten (*) wurde ein allgemeiner Grundsatz des barbarischen Völkerrechts; und wir finden noch die gleiche Denkungsart bey allen Wilden, welche unsre neuen Reisenden in den verschiedenen Welttheilen antreffen.

Daher der Nationalhaß zwischen solchen benachbarten Völkern; daher die abscheulichen Grausamkeiten, welche dieselben gegen einander ausüben. Unfähig aus seinem Gefangenen einen andern Nutzen zu ziehen, machet der Wilde sich eine Nah-

(*) Die Tapferkeit ist das wahre Gut des Menschen. Die Götter halten es mit den Stärkern, sagt Civilis beym Tacitus, Hist. IV. 17. Es ist das Recht des Krieges, daß die Ueberwinder den Ueberwundenen befehlen, wie sie es gut finden, Cäsar I 36 Die Gallier sagten den Römern ganz deutlich, ihr Recht bestehe in ihren Waffen, und alles sey des Starken Eigenthum; beym Livius 5, 35.

rung daraus. (*) Es ist ihm so gar nicht genug ihn zu schlachten, zu braten, und zu verzehren; die ausgesuchteste Peinigung des unglücklichen

(*) Garcilasso della Vega erzehlet von einigen alten peruvianischen Völkern, daß sie das Blut noch lebender Verwundeter getrunken, öffentliche Mezgen von Menschenfleische gehabt, und so gar mit gefangenen Weibspersonen Kinder gezeuget, dieselben köstlich genähret und nachher nebst den Müttern verzehret haben, B. 1. im 12ten Hauptstücke. S. auch eben denselben, B. 7. Hptst. 17. „Wir „wunderten uns nicht wenig, als sie unter an„dern Beweggründen von uns wegzukommen, „die Leute in den Kähnen versicherten, daß wir „keine Menschen äßen. Wir fiengen nun an in „Ernste zu glauben, daß diese abscheuliche Ge„wohnheit unter ihnen herrschte.“ Hawkesworth in Cooks Reise B. 2. Hptst. 2. S. 295. von den Einwohnern an der Armuths Bay. S. ihn eben daselbst ferner, von andern Neuseeländern. 315. von denen auf Cap Maria von Diemen sehr umständlich Hptst. 6. S. 386. f. 388. 392. und von allen Hptst. 9. S. 37. wo er den Grund von diesem abscheulichen Gebrauch in dem Mangel von Nahrung suchet, darinn sie sich oft befinden. S. auch Hptst. 10. S. 59.

Feindes muß die Niedlichkeit einer solchen Mahlzeit erhöhen. Die Köpfe und die Knochen seiner ermordeten Feinde müssen die Zierden seiner Wohnungen und seiner Altäre (*) abgeben.

Erst wenn er seine Fähigkeiten weiter erhebet; wenn sich seine Begierden weiter ausdähnen; wenn er verständig genug wird zu begreifen, daß ein lebendiger Mensch ihm nützlicher seyn kann, als ein ermordeter oder als ein gebratener; so verän=

(*) Wenn die Neger auf der Küste von Guinea Gefangene machen, so erwürgen sie solche, und setzen ihre Köpfe zur Schau aus. Gazette litteraire de l'Europe 1764. p. 359. aus Römers Nachrichten. So machen es auch die sonst so milden Otaheitier mit den Kinnbacken ihrer erschlagenen Feinde. Hawkesworth Hptst 15. S. 167., die Einwohner der Insel Ulietea; Ebendas. Hptst. 20. S. 253. f. und die Neuseeländer Hptst. 6. S. 396. Man sehe auch die abscheuliche Abschilderung des grossen Tempels von Mexico in der allgemeinen Geschichte der Reisen.

dert er seine Grausamkeit in eine eigennützige Wohlthat. Er machet den zu einem Sclaven, den er hätte tödten können, und er thut dadurch einen sehr wichtigen Schritt gegen der Milderung der Sitten.

Achtes Hauptstück.

Nachtheilige Folgen dieses barbarischen Völkerrechts.

Diese abscheulichen Begegnungen erwecken unversöhnliche Feindschaften, pflanzen sie auf Kinder und Kindeskinder fort, und verursachen oft die Zernichtung ganzer Nationen, und die Entvölkerung ganzer Länder.

Strabo (*) merket daher sehr wohl an, daß Spanien nicht habe können so angebauet und so bewohnet seyn, als es einige vorgegeben hatten; indem da noch immer viele Menschen in den

(*) Buch 3. S. 72.

Wäldern gewohnet, von dar die Einwohner der Städte beunruhiget, und also den Fortgang der mildern Sitten, und der Bevölkerung gehintert hätten. Er führet an vielen andern Stellen solche Völker an, welche durch rohe Nachbaren gezwungen, oder doch verleitet worden sind, ihre mildern Sitten wieder zu verlassen. (*) Von den (**) **Epidamniern** erzählet **Thucydides** ungefehr das gleiche, und **Chardin** (***) von den **Circassiern**, welche ehemals Christen gewesen waren.

Im eilften Buche seines wichtigen Werkes beschreibet **Strabo** viele in dem nördlichen Asien unter einander wohnende Völker, derer einige sehr wild, andre milder, und noch andre schon ziemlich gesittet gewesen sind. Es ist sehr natürlich, daß die erstern den Fortgang der Sitten, des

---

(*) Strabo Buch 3. 4. 6. 16. 17.

(**) Buch 1.

(***) Reisen, B. 1. S. 123.

Wohlstandes und der Künste, bey den leztern ungemein gehemmet haben.

Die beständigen Kriege unter solchen kleinen Nationen sind unstreitig die grösten Hinternisse ihrer Anbauung. Die Ausbreitung menschlicher Empfindungen, die Erweiterung der Geselligkeit, die Verbesserung des Umgangs (*), die Mittheilung der Entdeckungen, werden dadurch gehemmet und erschweret; und die zur Reifung der Erkenntnisse und der Erfindungen nöthige Ruhe wird dadurch zerrüttet. Daher sind Deutschland und ganz Europa in den mittlern Zeiten so lang in der Unwissenheit und in der Barbarey geblieben.

Menschen, welche einander hassen, wollen nichts von einander lernen. Seelen, die mit bittern Leidenschaften angefüllet sind, stehen der Wahrheit nicht offen; und die beständige Bewegung

(*) Strabo B. 3. 162. 166. 4. S. 212. 5. S. 243.

des Gemüthes erlaubet dem Geiste nicht, die wahre Gestalt der Dinge in ihren so mannigfaltigen Veränderungen zu fassen.

Neuntes Hauptstück.

Tugend des Barbaren.

Der Gedanke des Sieges allein, bald über Thiere, bald über Menschen, beherrschet solche Gemüther. Ihre ganze Thätigkeit ergießt sich auf diese Seite.

Sie sehen nichts als Beyspiele von Grausamkeit und von Standhaftigkeit. Sie lernen sonst nichts schönes, nichts grosses, nichts ruhmliches kennen. Ihre einzige gegenwärtige Glückseligkeit bestehet hierinn, und sie erwarten die zukünftige von nichts anders. (*)

Alle Ehre des Bürgers, wenn man ein Wesen also heissen darf, welches den Namen eines Men-

(*) Pelloutier. hist. des Celtes. II. 11. 53.

schen kaum verdienet, hängt davon ab, und er erhält nur daher alle Vorzüge des geselligen Lebens. (*)

(*) La Hontan. Band 2. S. 201. Der Gothe wurd mehrjährig so bald er fähig wurd die Waffen zu führen. Cassiod. Var. I. 38. Bey den Carmaniern durfte sich keiner verheurathen, der nicht dem König einen Kopf von einem ermordeten Feinde gebracht hatte Strabo, B. 15. S. 837. Bey den Skythen füllte jährlich jedes Haupt eines gewissen Bezirkes einen grossen Becher mit Weine, aus welchem alle diejenigen tranken, welche Feinde erlegt hatten; die aber dergleichen nicht gethan hatten, kosteten diesen Wein nicht, und sassen schimpflich abgesondert. Dieses war bey ihnen die gröste Schande. Wer sehr viele Feinde erlegt hatte, hatte zween Becher, Herodotus 4. 62. Feri sunt illic habitatores pagorum omnium atque pugnaces eosque ita certamina juvant & bella, ut judicetur inter alios omnes beatus, qui in prælio profuderit animam. Also ist diese Lehre schon älter als Mahomet, und als Odin. Excedentes enim e vita morte fortuita conviciis insectantur ut degeneres & ignavos, sagt von einigen parthischen Völkern Ammianus Mar-

Man kann sich leicht vorstellen, wie hartnäckig der Muth solcher Unmenschen seyn muß.

Der spanische Sclave, welcher um seinen Herrn zu rächen, den Asdrubal umgebracht hat, (*) hat hievon eine Probe gegeben, über welche wir billig erstaunen. Der gefangene Cantabrier sang an dem Creuze Triumphlieder. (**) So bald der

cellinus. 23. 6. und ungefähr das gleiche von den Alanen. 31. 2.

(*) Ein Barbar hat ihn öffentlich ermordet, um den Tod seines Herrn an ihm zu rächen. Als dieser von den Umstehenden ergriffen wurde, zeigte er keine andre Mine, als wenn er entrunnen wäre, und als er durch peinliche Werkzeuge gemartert wurde, ließ er eine Freude von sich blicken, die alle Schmerzen zu überwiegen schien, und ihm das Ansehn eines lächelnden Menschen gab. Livius 22. 2.

(**) Strabo B. 3. S. 104. Ein ähnliches Beyspiel finden wir beym Ammianus Marcellinus 22. 16. in fine. Nulla tormentorum vis inveniri adhuc potuit, quæ obdurato illius tractus, er redt von einer Gegend in Egypten, latroni invito elicere potuit, ut nomen proprium dicat.

Canadier in der Gewalt seines Feindes ist, stimmt er sein Todeslied mit eben dem freudigen Muthe an, mit welchem sein Ueberwinder das Siegeslied anhebet. In den abscheulichsten Martern, alldieweil er bey einem kleinen Feuer gebraten, indem er durch die ausgesuchtesten Qualen gepeiniget wird, singt er von seiner Tapferkeit und von seinen Thaten, und stirbt er oft ohne geseufzet zu haben. (*)

(*) La Hontan im 23sten Briefe des ersten Bandes. Die Völker an dem Orinoque fordern diese Tugend von ihren Führern in dem höchsten Grade. Die Proben, welche sie dieselben um ihre Standhaftigkeit zu bewähren ausstehen machen, sind äusserst ausschweifend, und erfordern beynahe eine grössre Hartnäckigkeit, als die von dem spanischen Sclaven, welcher den Asdrubal ermordet hat. Journal de Trevoux, Dec. 1747. p. 2807. ff. Wenn dasienige kein Mährgen ist, was das Londnische Magazin Herbstm. 1763. von der rasenden Standhaftigkeit eines von den Huronen gefangenen und verbrannten oneiryoutischen Hauptmanns erzählet, so übertrift es noch alle diese Beyspiele.

So ist die kriegerische Tapferkeit die einzige Tugend oder, besser zu sagen, die einzige grosse Eigenschaft des Barbaren; dann Raserey kann nicht Tugend seyn, und die Begierde Böses zu thun auch nicht. Sie verdienet also nicht einmal den Namen der Tapferkeit; sie ist sehr oft mit wahrer Feigheit begleitet, und dieses insonderheit bey denjenigen, welche noch tief in der Barbarey versunken sind. (*)

Da indessen alle policierten Völker durch den Stand der Barbarey gegangen sind, und da also diese kriegerische Tapferkeit immer die erste Tu-

---

(*) „Obgleich die Tapferkeit das einzige Ding scheinet, „welches sie hoch schätzen, so kann man doch mit „Recht sagen, daß sie von der wahren Art derselben nicht den geringsten Begriff haben. Ihr „Haß und ihre Wuth dauern nicht länger, als „bis sie Widerstand antreffen. Die geringste „Kleinigkeit hemmet sie, und wenn sie einmal „anfangen nachzugeben, so verleitet sie ihre Furcht „zu den grösten Unwürdigkeiten; wie sie im Gegentheile wenn sie einigen Vortheil erhalten, „oder wenn ihr Feind Muth verliert, in den

gend seyn, oder scheinen mußte, die ihnen bekannt wurde; so hat sie auch immer als die älteste ihren Rang behauptet, und so ist sie auch bey den gesittetsten Völkern immer in dem Besitze der ersten Stelle geblieben.

Wie sie das erste Werkzeug der Unterdrückung war, so ward sie es indessen auch von der Freyheit, und also von der grösten Wohlthat, die der Gesellschaft gewähret werden konnte.

Zehntes Hauptstück.

Leichtsinn, Unbeständigkeit, Falschheit, Untreue der Barbaren.

So hartnäckig der Barbar in gewissen Fällen ist, so leichtsinnig und so veränderlich ist er in an-

---

„ äussersten Uebermuth ausschweifen, sagt von „ den Californiern Venegas L. I. Sect. 6. p. „ 67. “

andern. (*) Unwissend, ohne Erfahrung, ohne Achtsamkeit vergißt er bald wieder, was ihm nicht ein besonders Ansehn des Wunderbaren und des Ausserordentlichen merkwürdig, oder eine eingewurzelte Gewohnheit eigen gemachet haben.

Wie er die Begebenheiten flüchtig und übel beobachtet, wie er sich um ihre Umstände wenig bekümmert; (**) so sind auch seine Erwartungen

---

(*) „ Der erste Gegenstand, den ihnen ihre Einbildung „ oder fremde Beredung darbieten, bemächtigt sich „ ihrer, und sie ändern ihre Entschlüsse mit glei„ cher Leichtigkeit, “ sagt von den Californiern der P. Venegas, P. I. Sect. 6. p. 67, Barbaris mos quamlibet levibus momentis aut causis impelli. Herodianus I. 3. S. auch was Ammianus Marcellinus 31. 2. von den Hunnen sagt.

(**) La Hontan sagt, B. 2. S 107. daß wenn man einem Wilden eine noch so wichtige freudige oder traurige Zeitung ankündet, er niemals fragt, wie es zugegangen sey, sondern kurz sagt, das ist gut, oder das ist schlimm Indessen ist es schwer mit diesem Zuge ihre grosse Gesprächigkeit in besondern

wie die von den Kindern, übereilt, verworren und ausschweifend. Wie diese sich selbst leicht betriegen, und betriegen lassen; so ist auch er in

---

Unterredungen zu vergleichen, die er ihnen nachher zuschreibt, und den Geist, den er bey ihnen gefunden haben will. Es kömmt mir immer vor, La Hontan habe bey den Canadiern viele gute Eigenschaften aus dem gleichen Grunde gefunden, aus welchem Tacitus die Germanier so sehr erhoben hat, um seinen Zeitgenossen desto bequemer gewisse Wahrheiten zu sagen. So schreibt er ihnen auch S. 113. ein vortreffliches Gedächtnis zu, da er an einem andern Orte ihre Geschichte der grösten Verwirrung anklagt. Doch läßt sich dieses vereinigen. Wie weniger ein Mensch mit mannigfaltigen Gedanken beschäftigt ist, desto leichter behält er die kleine Anzahl von Begriffen und von Begebenheiten, die ihn sehr gerühret haben, oder die für seinen Vortheil, und für seine Neigungen sehr wichtig sind; wie er aber nicht gewöhnt ist denselben lang nachzudenken, so verwirret sein ungeübtes Gedächtnis solche gar bald, und seine partheyische Einbildungskraft stellt ihm dieselben leicht vor, wie sie für ihn, und für seine Neigungen vortheilhaft sind.

seinen Versprechungen geschwind, und nicht weniger vergeßlich.

Die herrlichen Sachen, welche man von der Treue und von der Wahrhaftigkeit der Wilden erzählet, sind meistens sehr ungegründet. Die stärksten Beyspiele davon sind nicht Folgen einer wahren Einsicht in die Schönheit und in die Würde dieser Tugenden; sie sind, wie wir es bereits beobachtet haben, natürliche Wirkungen eines durch die Uebermacht der Gewohnheit herrschenden Triebes; einer unüberlegten Leidenschaft, und andrer überwiegenden Gefühle, welche ohne Unterschied zur Ungerechtigkeit wie zur Gerechtigkeit führen.

Es würde auch schwer zu begreifen seyn, wie bey einer solchen Dunkelheit in den Seelen die wahren Begriffe von Treue und von Ehrlichkeit entwickelt seyn, oder wie sie einen Einfluß auf Gemüther haben könnten, welche allein durch Triebe und durch Einfälle beherrschet werden.

Strabo (*) merket es als ein besonders Kennzeichen der Nomaden oder der Wilden an, daß sie abwechslungsweise bald ihre Nachbarn angreifen, bald wieder mit ihnen Frieden machen. So haben die germanischen Völker (**) jeden An-

---

(*) Die Lebensart der Nomaden ist so beschaffen, bald greifen sie ihre Nachbaren an, bald machen sie Friede mit denselben, sagt er B. 11. S. 594. Bey uns ist immer Krieg, entweder greifen wir andre, oder sie uns an, oder wir kämpfen zufälliger Weise um unsre Waiden, sagt Toxaris der Skythe beym Lucian. Causas bellorum ex libidine accersunt, sagt Pomponius Mela von den Germaniern III. 3. Tous les divers peuples qui habitent le Mont Caucase sont toujours en Guerre ensemble, & on ne vient à bout, de faire la paix ou des traités avec eux, parceque ce sont des peuples sauvages, qui n'ont ni religion, ni police, ni loix. Chardin, voyages T. II. p. 125.

(**) Strabo sagt im 7. Buche S. 331. Man habe sich mit den germanischen Völkern niemals besser befunden, als wenn man ihnen nicht getrauet habe. Beym Tacitus Ann. XIII. 54. geben sich die Germanier zwar selbst das Zeugnis, daß an Treue und an Tapferkeit ihnen kein Volk vorgehe. Allein

laß ergriffen, ihr den Römern gegebenes Wort zu brechen.

Die Geschichte der mittlern Zeiten, wo der Mensch gewiß so barbarisch war, als in keinem Weltalter, ist nichts als eine ununterbrochene Erzählung von verletzter Treue (*) der Völker gegen die Völker, der Vasallen gegen die Herren, der Herren gegen die Vasallen, der Unterthanen ge-

Herr Pelloutier hat im 17. Hauptstücke des 2ten Buches seiner Geschichte der Celten, S. 550. sehr wohl angemerket, daß diese Treue, derer sich die Celtischen Völker rühmten, bey einer genauen Prüfung den Namen einer Tugend kaum verdiene. Gleich darauf erzählt er eine Menge von Beyspielen, die zusammen genommen, ein starkes Beweisthum ihrer Unbeständigkeit und ihrer Treulosigkeit ausmachen.

(*) Hümes Englische Geschichte giebt unter andern zahlreiche Beweise hievon an die Hand. Die Geschichte des Brittischen Volkes ist im 12. und in den folgenden Jahrhunderten nichts als eine Sammlung von Eydbrüchen. S. besonders auch ch. 19. p. 303. und ch. 20. p. 358.

gen die Beherrscher, und der Beherrscher gegen die Unterthanen.

Daher waren auch die Gesetze bey diesen Nationen immer so unmächtig. Daher verlohr jede Verordnung bey ihnen ihre Kraft, wenn sie nicht oft erneuert und bestätiget wurde. (*) Das Andenken davon wurde gar zu leicht durch die Gewohnheit der Eigenmacht und der Ausgelassenheit unterdrücket. Ein einziges Beyspiel zernichtet in barbarischen Gemüthern allen Eindruck eines Gesetzes, das ihre rohen Neigungen einschränket.

Mit so unaufgeheiterten Begriffen, mit einer so gänzlichen Unempfindlichkeit gegen die Rechte der Menschheit, kann die Liebe zur Wahrheit sich nicht vereinigen; und kann der eingenommene Mensch nicht anders als sich von allen Ereignissen solche Andenken einprägen, welche seine Begierden und seine Vortheile unterstützen.

(*) Hume hist. of Engl. ch. 12. p. 9.

Daher herrschet eine so mächtige Neigung zur Lüge und zur Falschheit bey dem wilden Menschen. Daher ist seine Rachbegierde insgemein mit einer so grossen Verschlagenheit begleitet. (*) Wenn er nicht unterdrücken kann, so trachtet er zu hintergehen.

Eilftes Hauptstück.

Leichtgläubigkeit, Verwegenheit und Feigheit des Barbaren.

Da der Wilde so wenig im Stande ist zu prüfen: so ist er im höchsten Grade leichtgläubig und unbedachtsam.

(*) Smith Theory of moral Sentiment. P. IV. ch. 2. p. 312. Garcilasso della Vega hist. des Yncas. L. I. ch. 12. Ils n'ont de l'esprit que pour la Vengeance; dissimulés à l'excès sous un air tranquile ils couvent les plus noirs complots, sagen von den Wilden an dem Flusse Orinoque die Journalisten von Trevoux im Christmonacht 1747. S. 2329. aus des Pater Gumilla Beschreibung dieses Flusses.

Was seinen unordentlichen Neigungen schmeichelt, was seinen groben Fähigkeiten eine angenehme Nahrung für die Gegenwart, und seiner rohen Einbildung eine liebliche Aussicht für die Zukunft verspricht: dazu ist er leicht zu überreden; dabey sieht er keine Schwierigkeiten, da kennet er keine Hinternisse. Was hingegen seine Leidenschaften einschränkt; was über seine niedern Einsichten erhoben ist; was ihn plötzlich und unerwartet rühret: das hemmet so gleich seine ganze Thätigkeit, das schlägt so gleich seinen Muth gänzlich darnieder. So machen Unwissenheit und Mangel der Erfahrung ihn zugleich feig und verwegen. (*) Daher die kindische Furcht vor Finsternissen und vor andern nicht allemal sehr auf-

---

(*) So fand der Herr de la Condamine die südamericanischen Völker pusillanimes & poltrons à l'excés, si l'yvresse ne les transporte pas. p. 52. S. oben S. 243. was Venegas von den Californiern sagt.

serordentlichen Naturbegebenheiten; (*) daher der fast unbegreifliche Hang sich durch Wunder (**) in Schrecken und in Freuden dahinreissen zulassen, von welchen wir in der römischen Geschichte die ungereimtesten Beyspiele finden.

Aus derselbigen Quelle fliesset die schnelle Entschliessung der barbarischen Völker zu grossen Unternehmungen; daher ihr Uebermuth bey glücklichen Erfolgen; daher ihre Erschlagenheit bey dem geringsten Unfalle.

Hieraus läßt es sich erklären, warum solche Völker so oft ihre Sitze änderten? Ein jeder überredete sich gern, an einem andern Orte bessere Waide zu finden. Sie kannten das Eigenthum des Bodens noch nicht, und sie konnten also keine Ungerechtigkeit darinn finden, andere zu zwingen,

(*) Plutarch, im Aemilius Paulus S. 152.
(**) Livius auf allen Seiten.

ihr Land zu verlassen, da es ihnen so wenig Mühe machte, dem ihrigen zu entsagen. Ein ganzes Volk zog mit wenigern Umständen in einen andern Welttheil als bey uns ein Bauer in ein anders Dorf. (*)

(*) Sie ändern alle ohne Mühe ihre Sitze, da sie sich schlecht nähren, und weder Früchte bauen, noch aufheben; da sie in Hütten wohnen, die für einen Tag gemacht sind; da sie sich von ihrem Viehe ernähren, wie die Nomaden; nach welcher Beyspiele sie auch ihre Habschaft auf Wägen haben, und leicht hinziehen, wo es sie gelüstet; sagt Strabo 7. 331. von den Sueven. Viele solche Völkerschaften haben keine andern Wohnungen, als ihre Wagen, auf denen sie herumfahren. Scythæ hæmaxobii, wagenbewohnende, auf Wagen lebende Skythen. Ammianus Marcellinus XXII. 8. s. auch von den Alanen und Hunnen. Ebendens. XXXI. 2. Virgeas habitant casas, communia tecta cum pecore, silvæque illis sæpe sunt domus, sagt von den Brittanniern Jornandes de rebus Geticis p. 355. Solche Leute konnten ohne Zweifel geschwinder ihre Sitze verändern als die Einwohner von London.

Zwölftes Hauptstück.

Trägheit der Barbaren. Betrachtungen über einige Vorzüge des Frauenzimmers.

Man sollte nicht glauben, daß Menschen, welche nur an der Jagd, und an dem Kriege ihr Vergnügen finden, von einem unüberwindlichen Hange zur Trägheit beherrschet werden sollten. (*) Wir haben es indessen bereits angemerket; und alle Beobachtungen bestätigen es als eine un-

(*) Mira diversitate naturæ cum iidem homines sic ament inertiam & oderint quietem. Tacitus, Germ. §. 15. So auch von den Californiern. P. Miguel Venegas history of California P. I. Sect. 6. p. 66. Das gleiche sagt Hr. de la Condamine von den americanischen Völkern. Daß die Wilden in den warmen Ländern alle sehr träg sind, über dieses ist sich eben nicht sehr zu verwundern. Doch scheinet diese Trägheit einen allgemeinen Grund in dem Mangel des Verstandes, und in der unterlassenen Uebung desselben zu haben.

streitige Wahrheit. (*) Dieser anscheinende Widerspruch wird aber so gleich verschwinden, wenn wir betrachten, daß sehr oft diese Trägheit nur zufälliger Weise ein Fehler des Leibes, daß sie hauptsächlich ein Mangel des Geistes ist. (**) und daß sie insonderheit von der Miskenntnis der Bedürfnisse herkomme, deren Verlangen die Thätigkeit des policierten Menschen in eine desto lebhaftere Bewegung setzet, wie weiter seine Aussichten sich erstrecken.

(*) Büffon Naturgeschichte. B. 6. S. 103. 128. 134. 141. 143.

(**) Der Ritter Chardin merket an, daß die Trägheit der Mingrelier und der Morgenländischen Völker überhaupt ein Fehler des Geistes wie des Leibes ist, und daß dieselben einander durch den Gesang zur Arbeit anfrischen, und sich solche dadurch erleichtern. Voyages en Perse. T. I. p. 126. Ich bin indessen geneigt zu glauben, daß die Trägheit der Nordischen Völker mehr ein Fehler des Geistes, und die von dem mittägigen und morgenländischen mehr ein Fehler des Leibes sey.

Wie weniger die Menschen denken: desto unfähiger sind sie auch, die schlechteste Fertigkeit und die geringste Einsicht ohne eine lange Uebung zu erwerben; desto schwerer ist es ihnen eine gewöhnte Bahn zu verlassen, und ihre Seele mit neuen Vorstellungen; oder ihren Leib mit neuen Arbeiten zu befreunden, desto unfähiger sind sie zu Geschäften, welche Ueberlegung oder Zusammendenkung verschiedener Begriffe erfordern.

Der Ackerbau (*) ist daher für die Wilden eine so beschwerliche und so verdrüßliche Arbeit.

Wenn sie von der Jagd oder von dem Kriege heimkommen, so sind die Pfeife oder der Becher

---

(*) Nec arare terram aut exspectare annum tam facile persuaseris quam vocare hostes, & vulnera mereri. Pigrum nimirum & iners videtur sudore acquirere, quod possis sanguine parare. Tacitus de Moribus Germ. §. 14. Man braucht nicht so weit zu denken, um hundert Menschen zu ermorden, als um ein einziges Kräutgen zu pflanzen.

ihr Labsal, (*) und weiters bekümmern sie sich um nichts. Ihr Verstand erhebt sich nicht zu Beschäftigungen, die Nachdenken und Ueberlegung erheischen. (**)

(*) Tacitus Germ. §. 15. merket von den Germaniern so gar an, daß nicht einmal die Jagd sie sonderlich belustigt habe, sondern entweder der Krieg oder die Ruhe. Quoties bella non ineunt, non multum venatibus, plus per otium transigunt dediti somno ciboque, fortissimus quisque ac bellicosissimus nihil agens. Les sauvages sont des gens sans souci, qui ne font que boire, manger, dormir & courir la nuit dans le tems qu'ils sont à leurs villages. La Hontan, B. 2. S 114. Auch die Canadier überlassen die mühsamsten Jagden ihren Sclaven; doch helfen sie ihnen oft. La Hontan, S. 115. Von den Vettonen erzählt Strabo B. 3. S. 173, daß sie, als sie einige Römische Centurionen hin und her spazieren sahen, geglaubt haben, dieselben wären Narren worden, denn, sagt er, sie meinten es sey nichts anders möglich als in den Zelten stille zu sitzen oder zu kämpfen.

(**) Es kömmt vielleicht daher, daß die Arbeit bey den nordischen Völker entadelte, und daß bey denselben der Adel so spät zu vernünftigen und der Menschen würdigen Beschäftigungen sich herunter gelassen

Alle häuslichen Sorgen sind bey ihnen der Antheil der Weiber. (*)

---

hat. Er konnte nichts als sich schlagen, und ließ deshalben auch keinem andern Talente einige Achtung angedeyen.

(*) Die Weiber, sagt Strabo B. 3. S. 174. von den Spaniern bauen das Feld, und wenn sie niederkommen, so legen sich die Mäñer ins Bette. Von den Californiern erzählet der Pater Venegas P. I. Sect. 6. S. 82. das gleiche. Id Gallis cum compluribus aliis Barbaris commune est, quod contraria nostris moribus ratione mulieres virorum officia habent distributa. Strabo L. IIII. p. 210. Bey den Germaniern bestellten die Weiber das Haus und das Feld. Tac. de Mor. Germ. §. 15. Bey den Canadischen Wilden wurde das Feld von Sclavinnen gebauet, La Hontan. B. 2. S. 115. Nach Kolbens Berichte descript. du Cap de bonne esperance. T. I. ch. 15. §. 2. liegt der Hottentot in einer ganz tiefen Ruhe, indem seine Ehegattin sich alle Mühe giebt, Wurzeln anzuschaffen, das Vieh zu besorgen, und den Kindern abzuwarten. Wir können in diesem Stücke Kolben desto eher Glauben beymessen, weil der Herr Abbt La Caille, der sonst dessen Werk für einen plumpen Roman ausgiebt, ungefähr das gleiche erzählet. Auch bey

Die Männer sind da immer der Theil des Hauses, der sich bedienen läßt, (*) und die Weiber sind derjenige, der gleichsam von der Natur zur Dienst-

---

den Circassiern bauen die Weiber das Feld. Chardin voyages T. I. p. 120. und bey den Arabern C.---Reisen, Hptst. 9 so auch bey den Negern von SierraLionna, Hist. gen. des voyages, L. III. p. 49. aus Keeling und von den Anwohnern am Orinoqueflusse wird das gleiche erzählet, im 1sten Theile des Christm. des Journal de Trevoux 1747. aus des Paters Gumilla Orinoco illustrado.

(*) Les travaux pénibles du Menage sont le partage des femmes. Non seulement elles préparent les alimens & les liqueurs, mais elles sont chargées de la Culture des grains & du tabac, de broier le millet, de filer & de sécher le cotton, de fabriquer les étoffes, de fournir la maison d'eau & de bois, de prendre des bestiaux; enfin de tout ce qui appartient à l'autre sexe, dans des regions mieux policées. Elle ne mangent jamais avec leurs maris. Tandis que les hommes passent le tems dans une conversation oisive, ce sont leurs femmes qui veillent à les garantir des mouches, & qui leur servent la pipe & le tabac. Hist. générale des voyages, L. VII. p. 28.

Dienstbarkeit verurtheilet ist. (*) Bey Menschen, wo das Recht des Stärksten das höchste Gesetz ist, ist es ganz natürlich, daß der Schwächere den Stärkern bediene. (**)

Indessen ist es auch richtig, (***) daß bey allen

(*) Noch heute zu Tage wird in Corsica der Sohn von der Mutter bedienet. Villeicht könnte man es als ein Zeichen von dem Fortschritte in der Policierung ansehn, wenn bey einem Volke dem weiblichen Geschlechte Vorzüge eingeräumet werden, welche die rohen Sitten ihm versagen.

(**) In Otaheiti und in Neuseeland scheinet es sich nicht durchaus so zu verhalten, Hawkesworth Buch 2. Hptst. 10. S. 61. Doch schickte der Mann auf der Indianerinsel in Dusky-Bay auch seine Weiber aufs Fischen aus, indem er mit seinem Mädchen den Engelländern einen Besuch machte. Forsters Reise Hptst. 5. S. 121.

(***) Die Reisenden haben besonders angemerket, daß die Weibspersonen bey den Negern mehr Verstand haben, als die Männer. Hist. gén. des voyages. L. VII. p. 32. Und sollte wohl eine Nation seyn, wo nicht die Sache sich auf die gleiche Weise verhielte? Sehr selten wird eine Familie gefun-

Völkern die Weibspersonen eher zu vernünftigen Beschäftigungen reif werden, als die Männer. Die Anlage ihrer Leiber ist immer zärter, und die Empfindlichkeit ihrer Seelen grösser. Jeder Gegenstand machet in sie einen schnellen und lebhaften Eindruck. Sie sind daher nicht nur zur Nachahmung unendlich besser aufgelegt; sie beobachten auch die Beschaffenheit und die Verhältnisse der Dinge viel leichter und viel begieriger; ihr Gedächtnis behält sie viel besser auf; sie vergleichen sie viel geschwinder, und sie ziehen mit einer weit grössern Fertigkeit allgemeine Begriffe und Sätze aus ihren Wahrnehmungen. Sie sind viel geschickter, von einer Beschäftigung zu einer andern überzugehen; einen Gebrauch mit einem andern zu verwechseln; und jede wahre oder anscheinende Verbesserung, die sich ihrem Geiste dar-

---

den werden, in deren nicht dem weiblichen Theile der Vorzug vor dem männlichen gehöre.

heut, zu umfassen. Die Männer, insonderheit unter rohen und ungesitteten Nationen, besitzen diese Vortheile höchstens nur in der Jugend; und wie näher ein Volk der Barbarey ist, desto früher verlieret sich bey seinen einzelnen Gliedern die Fähigkeit zur Nachahmung; und die glückliche Gabe, ein ungewöhntes Gut schmackhaft zu finden.

Hieraus läßt sich leicht erklären, warum alle Neuerungen, im Guten wie in dem Schlimmen, ihre grösten Erfolge dem schönen Geschlechte und den jungen Leuten zu verdanken haben; und wie auch die vernünftigsten Leute, welche in den Geschäften alt geworden sind, die gescheidesten Vorschläge zu Verbesserungen verwerfen.

Nicht umsonst hat das dankbare Griechenland für die Weisheit und für den Feldbau weibliche Gottheiten ausersehen. (*)

(*) Was im Orient Allegorie war, konnte in Griechenland Geschichte seyn, und auch im Oriente hat das

Gesetzgeber und Philosophen, welche für die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes arbeiten, sollen also insonderheit für das schöne Geschlecht, und für die Jugend, eine zärtliche Sorge tragen. (*)

Dreyzehntes Hauptstück.

Neigung zum Trinken; eine Eigenschaft der Barbaren.

Wie grösser bey dem Wilden der Mangel an Begriffen, wie kleiner bey ihm die Fertigkeit zu denken ist; wie schwärer es ihm fällt, die Trägheit seiner Seele zu überwinden; desto angenehmer ist ihm alles, was den Lauf seines Geblütes und seiner Säfte, und dadurch die Thätigkeit seines Geistes auf eine leichte Weise in Bewe-

---

können zur Allegorie werden, was vorher Geschichte war

(*) Ohne nun davon zu reden, daß die Weiber bey jeder policierten Nation die Männer bilden.

gung bringen kann. Wir haben diese Beobachtung schon in dem kindischen Zeitpunct der Menschheit weitläufig ausgeführet.

Daher sind der Wein und die starken Getränke für die Begierden der Barbaren so verführerische Gegenstände. Daher sind sie die liebsten Waaren, welche man ihnen bringen kann. Es ist kaum ein Kennzeichen der Barbarey so allgemein als dieses. Alle ungesitteten Völker, die **Celten**, (*) die **Skythen**, (**) die **Allemannier**, (***) die **africanischen Wilden**, (†) wie die america-

(*) S. Pelloutiers Geschichte, Buch 2. im 18. Hauptstücke. Von den ältesten Griechen, die größtentheils ursprünglich auch Celten waren beweiset dieses, wäre er auch mehr Allegorie als Geschichte, der Kampf des Herkules mit dem Lepreas, wer am besten trinken könne. Ælian. var. hist. I. 24.

(**) Herodotus 6. 78. Ælian. var. hist. II. 41.

(***) Ammianus Marcellinus XVIII. 2.

(†) Büffon Naturgeschichte, B. 6. S. 231. Die

nischen (*) wurden dem Weine und den starken Getränken in dem höchsten Grade ergeben, so bald sie mit denselben bekannt wurden. (**)

Gazette Litteraire de l'Europe 1764. No. 16. S. 352. erzählet dieses von Einwohnern der Küste von Guinea aus Herrn Römers Nachrichten. Dieser sagt, sie seyn sehr schwer zu bekehren; sie hören den Missionarien nur zu, in Hofnung eines Trunkes von Brandtenwein. Ein Dänischer Prediger hatte dieses Mittel, als überflüssig, weggelassen. Er sah aber gleich alle seine Zuhörer verschwinden. Sie sagten dem Dollmetsch: Wenn der Priester uns kein Gebranntes zu geben hat, so lasse er es uns vorher wissen, damit wir nicht die Zeit verlieren, im Zuhören durstig zu werden.

(*) La Hontan B. 2. S. 154. und im 8ten Briefe des 1sten Bandes. Die Trunkenheit entschuldigt da alle Verbrechen, s. den 13. Brief.

(**) Merkwürdig ist es, daß die Bewohner der neuentdeckten Südländer, die einigermassen mehr in dem Stande der Einfalt als der Wildheit leben, nichts als Wasser trinken, und daß, als ihnen andre Getränke von den Engelländern angeboten wurden, sie solche ausschlugen. Dieses bezeugen Byron und Wallis insonderheit von den Patogoniern und Cook bey Hawkesworth B. 1. Hptst. 17. S. 197.

Von den Mingreliern (*) hat Chardin das nemliche beobachtet, und die Georgier, (**) obgleich sie Christen sind, haben nach ihm, neben allen barbarischen Neigungen, auch diese beybehalten.

---

von den Otaheitiern; auch, jedoch mit einigen Einschränkungen, von den Neuseeländern, die man indessen schon zu den Barbaren zählen kann. Von den Otaheitiern s. auch Forsters Reise Hptst. 6. S. 154. 158.

(*) B. 1. S. 143. seiner Reisen. Er sagt, sie übertreffen im Trinken die Deutschen und alle nordischen Völker. Dieses ist natürlich, da sie der Barbarey noch näher waren als diese Nationen.

(**) B. 2. S. 129. Er füget bey, der Catholikos, oder oberste Bischof derselben habe gesagt, derjenige sey kein wahrer Christ, welcher an einem hohen Festtage sich nicht recht berausche, und ein solcher verdiene excommuniciert zu werden. Die griechische Kirche an einigen andern Orten feyert ihre Ostern auf eine nicht erbaulichere Weise. S. Hasselquists Reise um Smyrna und Magnesia. S. 63. f.

Der plumpe Germanier (*) konnte zu keinem Entschlusse bewogen werden, wenn nicht der Wein seine Einbildungskraft erhöhete. Die alten Perser (**) bedienten sich des gleichen Mittels bey ihren Berathschlagungen, ohne Zweifel zu dem gleichen Endzwecke.

Um rohe und unbeugsame Menschen zu Entschlüssen fähig zu machen, mußte allerdings ihre Phantasie in Bewegung gesetzet; mußte der Lauf ihrer Lebensgeister schneller gemacht werden. Ohne diese Fürsorge würde der Zugang zu ihren mit Finsternissen umhüllten Seelen jedem neuen Gedanken verschlossen geblieben seyn.

So wurden durch den Wein und die starken Getränke, dumme und rohe Menschen unruhig, unternehmend und ausschweifend.

Die Gesetzgeber der Türken (***) und der Mos-

(*) Tacitus de Morib. Germ. §. 22.

(**) Herodotus 1. §. 123. Strabo 15. S. 848.

(***) Bußbek beschreibet in dem 1sten Briefe seiner Con-

coviten (*) trachteten deshalben den schlimmen Folgen des so schädlichen Hanges zum Trinken durch die schärfesten Gesetze vorzubiegen.

Die Wilden, welchen der Wein noch nicht bekannt war, gebrauchten, um Freude in ihre finstern Seelen zu giessen, den Rauch gewisser Kräuter. (**)

Die grösten Feyerlichkeiten der **Canadier** wurden durch die Pfeife geheiliget, (***) und die skytischen Völker pflegten sich bey ihren gesellschaftlichen Freuden, und insonderheit bey ihren Leichemä-

stantinopolitanischen Reise den Hang der Türken zur Trunkenheit.

(*) S. Münsters Erdbeschreibung Buch 4. S. 911.

(**) Pelloutier zu Ende des 18. Hauptstückes des 2ten Buches führet verschiedene Beweisthümer hievon an. Von den Canadiern, s. La Hontan B. 2. S. 165.

(***) S. La Hontan. B. 2. S. 104. Plato de Legibus 3. 516. 520.

lern, durch angenehme Rauchwerke in eine süsse Trunkenheit zu versetzen. (*)

Wenn in **Persien** (**) ein Grosser den **König** bewirthet, so setzet er bey dessen Ankunft dergleichen vor, und er thut sie erst weg, nachdem die vornehmsten Gäste dadurch in einen angenehmen Schwindel gerathen sind. (***) Das **Opium**

(*) Herodotus 4. §. 69. 70. 71. Es wächst in diesem Lande Hanf, welcher die Dicke und die Grösse ausgenommen, dem Flachse ganz ähnlich ist. Von diesem Hanfe nehmen die Skythen den Saamen, kriechen unter Tücher, und werfen den Saamen auf die im Feuer durchglüheten Steine. Davon entstehet ein Rauch, und solcher Dampf, daß ihn kein griechisches Rauchwerk übertrift. Die Skythen werden von diesem Dampfe so betäubet, daß sie ein Geheul machen. Ein gleiches erzählet ungefehr Maximus von Tyr §. 6. der 13. Rede.

(**) Chardin Reisen B. 3. S. 105. 210. Das gleiche ist nach dem Berichte der Mylady Montley Montagů und in der Türkey üblich.

(***) Villeicht ist daher das Räuchern zu einer gottesdienstlichen Ceremonie geworden.

leistet den Orientalern, welchen der Wein durch ihre Religion untersaget ist, den gleichen Dienst. (*)

(*) Chardin Reisen B. 3. Hauptst. 16. S. 203. wo er die zauberischen Wirkungen des Opiums beschreibet. Hasselquist merket in seiner Reise nach Cypern S. 203. an, daß unter den Türken, welche ehemals dem Opium ebenfalls ergeben waren, dessen Gebrauch nicht mehr so allgemein sey, seitdem sie die schädlichen Folgen desselben empfänden, und daß sich daher derselbe nun fast nicht weiter erstrecke als auf diejenige, welche sich mit dem Gottesdienste beschäftigen, oder welche sonst in strenger Beobachtung des Gesetzes eine Ehre suchen. Die Janitscharen, sagt er, haben ein Mittel erfunden, dieses Gebot zu erklären, und den Brandtenwein davon auszuschliessen. Sie sagen, der Prophet habe ihn ausgenommen, weil er durch das Feuer bereitet wäre; und weil alles, was durch das Feuer gehe, rein sey. Zufolge dieser vortreflichen Erklärung, haben fast alle türkischen Soldaten das Opium aufgegeben, und den Brandtenwein erwählet, der sie rasend und wassersüchtig machet.

Vierzehntes Hauptstück.

Die Musik, der Tanz, der Putz, die Schauspiele, das Spiel, vorzügliche Gegenstände der Leidenschaften der Barbaren.

Wir haben auch schon in der Beschreibung des kindischen Zeitpuncts der Menschheit angemerket, wie der rohe Mensch neben dem Weine, dem Tanze und der Musik ergeben ist. Den übertriebenen Hang zum Putze haben wir bey ihm ebenfalls beobachtet.

Bey dem Wilden befinden sich alle diese Neigungen in einem noch höhern Grade. Da die erhöheten Vermögen seiner Seele zu ihrer Uebung wenig andre Gegenstände finden, so muß ihr Anwachs auf dieser Seite viel stärker seyn.

Der barbarische Putz (*) ist eine allgemein

(*) Barbaricæ formæ est etiam ornatus mulierum quarumdam, quem Artemidorus retulit. Alicubi

bekannte Sache. Er erfreuet ein kindisches Auge, und er ist für den einfältigen Stolz das erste,

---

enim collo appensa gestare monilia ferrea, quæ corvos habeant supra verticem procul reflexos & prominentes longe ante frontem; super quibus corvis quoties lubet velum demittant, quod pansum faciem obumbret, atque hoc illas ornatus loco usurpare. Alicubi tympanulum eas gestare, quod ad occiput sit rotundum, caputque usque ad auriculas constringat, indeque deorsum paulatim in altitudinem & latitudinem producatur. Alias frontis partes quæ ad comam pertinent ita perglabrare, ut magis ipsa fronte niteant, alias columellam pedis longitudine capiti adhibere, eique crines circumplectere, tum nigro velo circumdare. Multa quæ horum veritatem commendant, visa sunt ac tradita cum de omnibus in universum hispanicis populis, tum præcipue de septentrionalibus. Strabo. L. III. p. 173. Bey allen Wilden ist diese Neigung zum Putze bemerket worden. Von denen am Orinoquestrome s. Journal de Trevoux Christm. 1747. S. 2331. Ein Reisender, der noch in unsern Tagen die meisten Sädte von Europa mit dem Beobachtungsgeiste einer Modehändlerin durchreisen würde, würde eine schöne Sammlung von solchen mannigfaltigen Auszierungen machen,

das leichteste und das scheinbarste Mittel, sich hervorzuthun. (*)

Aus demselbigen Grunde machen auch der

---

und aus derselben die hier angeführte Stelle des Strabo sehr gelehrt erklären können. Die übrigen celtischen Völker waren dem Putze nicht weniger ergeben als die Spanier. Wir haben im 2ten Buche unsern Gewährsmann angeführet. So waren es auch die alten Indianer. Strabo 15. S. 803. 812.

(*) Der König Wilhelm auf dem Cap de Monte in Guinea, führte mit einem benachbarten Fürsten, der sich herausnahm sich König Martin zu nennen, zwey Jahre lang Krieg. Der eine verlohr in allem fünf, und der andre drey Mann. Von den drey Artickeln des Friedensschlusses war der erste, daß Martin sich nicht mehr König, sondern nur Hauptmann nennen; und der andre, daß ihm verboten seyn sollte, Schuhe und Strümpfe anzuziehen, wenn er auf ein europäisches Schif gehen würde, indem diese Ehre allein dem König Wilhelm gebührete. Gazette litteraire 1764. S. 355. aus Römers Nachrichten.

Tanz (*) und die Musik (**) die grösten Freuden der Wilden, die Zierde aller ihrer Feyerlichkeiten, und selbst den Glanz ihrer gottesdienstlichen und politischen Gebräuche aus, welche insgemein sehr eng mit einander verbunden sind. (***)

(*) Von den Canadiern, bestätigt solches La Hontan B. 1. im 16. Briefe S. 137. f. 152. f. Von den Africanern s. Büffon Hist. nat. B. VI. p. 227. Hist. gén. des voyages, L. IX, ch. I. §. 3. p. 459. T. XII. Von den Hottentotten erzählen Kolbe und Hr. Abt la Caille das gleiche. Von den Otaheitiern Cook bey Hawkesworth Hptst. 17. S. 204 und von den Einwohnern von Ulietea. Ebenderselbe Hptst 20. S. 260. f. Viele Reisende haben angemerket, daß die Wilden ganze Nächte durch beym Mondschein und bey Fackeln tanzen. Die Wilden an dem Orinoque sind durch nichts so sehr zu gewinnen, als durch die Musik. J. de Trevoux Dec. 1747. aus dem P. Gumilla.

(**) Die musicalischen Instrumente der Neuseeländer beschreibet Forster Hptst. 6. S. 172 und der Otaheitier ihre. Ebenderselbe Hptst 8. S. 221.

(***) Die Canadier empfangen die Botschafter, die zu ihnen kommen, Frieden zu schliessen, mit feyerlichen Tänzen. Der Tanz des Calumet, oder der

So wie die Einbildung dasjenige Seelenvermögen ist, welches den Wilden hauptsächlich beherrschet: so sind Gesänge und Gedichte die ersten und bey nahe die einzigen Vergnügen des Geistes, die er kennet, (*) und so ist die Dichtkunst die einzige

---

Pfeife, ist bey ihnen der vornehmste. La Hontan B. 2. S. 104. Die alten Römer und Griechen hatten auch in ihren aufgeklärten Zeiten dergleichen heilige und kriegerische Tänze, welche gewiß in der Kindheit der Menschheit ihren Ursprung genommen haben. Die Neuseeländer bedienen sich in Gelegenheiten wo es um Krieg oder um Frieden zu thun ist auch solcher Ceremonien die mit Tänzen begleitet sind. Hawkesworth B. 2. Hptst. 2. S. 297. 300. 316. Hptst. 3. S. 322. 326. 332. 341. Hptst. 4. S. 360. Hptst. 6. S. 384. B. 2. Hptst. 10. S. 57. ob. wo diese Tänze und Gesänge beschrieben sind. S. auch Forsters Reise Hptst. 6. S. 166. Von den Einwohnern von O—heterea. S. Hawkesworth B. 1. Hptst. 20. S. 271.

(*) Die Barden der Celten und die Sänger der Griechen sind bekannt und wir finden bey allen wil-

einzige Kunst, die er auf einen hohen Grad der Vollkommenheit bringet. Daher ist es einigermassen begreiflich, daß diese Kunst bey nahe in der Kindheit der Nationen auf den Gipfel des, dem Menschen erreichbaren, Erhabenen gestiegen ist. (*)

So haben auch die Schauspiele natürlicher Weise immer eine besondere Macht, selbst über die rohesten Seelen. Sie befriedigen auf eine leichte Weise die Neugier, welche eine Hauptleidenschaft des Barbaren (**) wie des policierten Menschen ist; und sie erhalten, durch einen wilden und plumpen Witz, für den rohen Menschen

---

den Völkern ähnliche Personen. Auch bey den Otaheitiern. Hawkesworth B. 1. Hptst. 14. S. 146. Hptst. 17. S. 202. f.

(*) Ossian und Homer, wie weit stehen nicht alle Dichter hinter ihnen, welche in policierten Zeiten gesungen haben.

(**) Cæsar de bello Gallico, III. 5. VI. 20.

noch ganz besondere Reize. Die Schaubühnen von Athen, (*) von Rom, (**) und von den nordischen Völkern, (***) scheinen in den ältesten Zeiten von nichts als von Fratzen erthönt zu haben. (†) Das grobe Lächerliche allein kann ne-

---

(*) Die alte Comödie zu Athen scheinet eben nicht von dem feinsten Scherze erthönt zu haben. Selbst die Tragödie des Thespis war noch mehr eine Fratze als etwas bessers.

Ignotum tragicæ genus invenisse Camœnæ
Dicitur, & plaustris vexisse poëmata Thespis,
Quæ canerent agerentque peruncti fæcibus ora.
Horat. de art. poët. v. 275.

(**) Livius VII. 2. Die Triumphe und die Leichbegängnisse der Römer waren mit Fratzen begleitet. Suet. in Caes. und in Vesp.

(***) Die Vorstellungen der Geheimnisse der christlichen Religion, welche in den mittlern Zeiten so gemein waren, waren alle mit Fratzen angefüllet.

(†) Die Narrenfeste, wo die heiligsten Gebräuche der Religion auf die gröbste Weise nachgeäffet wurden, sind Beweise davon. Der Eyfer, mit welchem sich selbst Concilien dagegen gesetzet haben, konnte sie nicht ausrotten. Die Erleuchtung der Zeiten, und die Milderung der Sitten mußten dieses Wun-

ben dem Wunderbaren unangebaute Seelen rühren. Daher haben fast alle Völker ihre lächerlichen Aufzüge, und ihre Narrenfeste gehabt. (*)

Daher wurden in den westlichen und in den nordischen Gegenden von Europa selbst, die heiligsten Feyerlichkeiten des Christenthums dadurch entheiliget.

derwerk thun. Man sehe des Herrn du Tilliet Abhandlung von diesen Narrenfesten. Die Saturnalien der Alten sind bekannter massen auch eine Art solcher Feste und Aufzüge gewesen. Sie waren bey den Griechen, wie bey den Römern üblich. Macrob. Saturnal. I. 7. und hatten ohne Zweifel ihren Grund in den ersten Anfängen der rohesten Geselligkeit. Wir finden so gar eine Art von Saturnalien bey den Californiern, P. Miguel Venegas hist. of California, P. I. Sect. 6. p. 83.

(*) Auch die Einwohner von Ulietea haben eine Art von Schauspielen, die nicht vom gereinigtetsten Geschmacke sind. Hawkesworth Hptst. 20. S. 261. 262. 265. und die von Otaheiti. Forster Hptst. 9. S. 261.

Die Narren, welche sich die Grossen und die Reichen in den alten Zeiten zu ihrer Belustigung hielten, (*) sind eine solche Art von Schauspiele. Sie sind mit der groben Barbarey entflohen, und haben, wo nicht bessern, doch minder ungereimten Lustbarkeiten Platz gemacht.

Auch hat man wilde oder in der Barbarey noch sehr tief versunkene Nationen gefunden, für welche das Spiel ungemein grosse Reize hatte. (**) Es gewähret der Phantasie durch seine mancherley Abwechslungen eine leichte und bey der größten Einfalt sehr mannigfaltige Beschäftigung und

---

(*) Montezuma, der lezte Mexicanische Kaiser, hatte auch seine Hofnarren. Solis Eroberung von Mexico, B. 3. Hauptst. 15. Der Kaiser in Monomotopa gehet, wenn die Erzählung des allg. Geschichtschreibers der Reisen, B. 1. S. 262. 1508. richtig ist, niemals aus, ohne von fünfhundert Hofnarren begleitet zu seyn.

(**) Tacitus de moribus Germanorum c. 24.

den Leidenschaften eine schmeichelhafte und anzügliche Nahrung.

Fünfzehntes Hauptstück.

Unfühlbarkeit der Wilden gegen das wahre Schöne.

Gegen solche Freuden, welche das geringste Nachdenken erfordern, sind die Wilden hingegen vollkommen unfühlbar.

An den unzählichen Schönheiten, welche die Natur dem denkenden Beobachter auf allen Seiten darbeut, sich zu ergötzen, fehlt ihnen fast alle Fähigkeit. Ihre ungeübten Sinne, und ihr noch ungeübterer Verstand, sind nicht geschickt die Vollkommenheit zu bemerken, welche aus der Harmonie vieler wohlgeordneter Theile entspringet. Ihr Geist ist noch mit zu viel Nebeln umhüllt, um von den sanften Strahlen der schönen Natur gerührt zu werden. Die Sonne ist nur für ihre

körperlichen Augen da, und der schönste Himmel läßt ihre Seele von Bewunderung und von Empfindung leer. Die Schönheit der reizendsten Gegend ist für sie verlohren, und ein Garten gefällt ihnen nicht besser als eine Wüste.

Die Negern von Sierra Lionna halten sich in wilden und unfruchtbaren Oertern auf, da es doch nur bey ihnen stehet, die schönsten Gegenden zu ihren Sitzen auszulesen. Da sie fast über alles durchaus gleichgiltig sind, so sind sie wenig bekümmert ein Vergnügen zu erhöhen, oder eine Unbequemlichkeit auszuweichen. Die Wege, welche sie von einem Orte zum andern gebrauchen, sind insgemein zweymal länger als es nöthig ist. (*) Es ist ihnen nichts daran gelegen, sie zu verkürzen; und wenn man ihnen schon zeigt, wie sie es machen sollen, so ist ihnen ein solcher Rath ganz gleichgiltig. Sie gehen machinalisch die noch so

---

(*) Hist. gén. des Voyages L. IX. ch. 7. p. 308. aus Barbot.

schlecht gebähnte Strasse, und sie bekümmern sich so wenig ihre Zeit zu gebrauchen, oder zu verlieren, daß sie sie niemals (*) messen.

Sechszehntes Hauptstück.

Neigung der Wilden zum Wunderbaren. Ihre fabelhafte Geschichte.

Unfähig das wahre Grosse, und das wahre Schöne zu schätzen, wird der träge Geist des Wilden nur durch das Ungeheure, durch das Wunderbare und durch das Seltsame gerühret.

Wir haben schon angemerket, wie leicht die Einbildung unwissender und unerfahrner Men-

(*) Buffon hist nat. T. VI. p. 233. u. f. O wie sehr gleichen im moralischen die meisten Europäer den Wilden von Sierra Lionna. Les Négres ne connoissent leur âge & ne tiennent aucun compte de la mesure du tems. Hist. gén. des voyages, L. VIII. p. 183. aus Philips 1694.

schen in Bewegung gebracht werde. Die angenehmste Nahrung für solche, sind sonderbare Erscheinungen und ausserordentliche Ereignisse. Alles Ungewöhnliche hat für sie doppelte Reize, und ihrer Unerfahrenheit sind oft die gemeinsten Sachen ungewöhnlich.

Sie vermehren selbst ihren Betrug mit Vergnügen, und es ist für sie eine besondre Freude zu den Begebenheiten übernatürliche Ursachen ausfündig zu machen. Es braucht gar zu viel Ueberlegung, den wahren Zusammenhang der Ursachen und der Wirkungen zu entdecken. Nichts ist hingegen leichter, als sich solche Verhältnisse vorzustellen, welche die Einbildung befriedigen.

Ein Kind und ein Wilder begnügen sich mit jeder Antwort auf eine Frage, insonderheit wenn diese Antwort ihrem Geiste ein Bild darbeut, das ihre Phantasie beschäftigt. Die gröbste körperliche Vorstellung findet bey ihnen mehr Eingang, als der feinste Gedanke bey einem Philosophen.

Das Wunderbare und das Fabelhafte machen daher den schimmerndsten und den für sie kostbarsten Theil ihrer Geschichte aus. Ihr Gedächtnis bewahret nicht leicht andre Ereignisse auf, als solche, welche ihre Sinne durch besondre Eindrücke rühren, und welche ihre Phantasie in eine schmeichelnde Bewegung setzen. Es ist nichts so ungereimt, von dem sie nicht sich mit Freuden auf mannigfaltige Weisen in den Irrthum und in die Verwirrung hinreissen lassen. Jedes Blendwerk ist ihnen willkommen, figürliche Redensarten, welche unvollkommnen Sprachen so natürlich sind; die Vermischung der Zeiten, der Oerter, der Namen, die bey der Unwissenheit der Kunst zu schreiben, sich so leicht ereignen muß; und tausend andre Ursachen, vereiniget mit der Unwissenheit, und der Unachtsamkeit, füllen die Geschichten der entstehenden Völker mit einer Menge von Anachronismen und von Mährgen an.

Daher vermischen die Türken (*) und die Mohren alle Geschichten. Daher wäre es nicht unmöglich, daß cimbrische Fabeln sich in die helvetische Geschichte eingeschlichen hätten. Die Chronikschreiber dieser Nation haben sich ja der römischen nicht enthalten, und jederman weiß daß die Geschichte der mittlern Zeiten überhaupt mit ungereimten und kindischen Fabeln angefüllet ist.

Siebenzehendes Hauptstück.

Liebe der Wilden zur Zauberey. Geist der Zerstörung.

Aus derselbigen Quelle fleußt das unumschränkte Ansehn derjenigen, welche durch sonderbare Künste, durch Vorschwätzung seltsamer Dinge, und durch chimärische Versprechungen, sich in solche unerfahrne Seelen einzuschleichen wissen.

(*) Das gleiche thun auch die Araber und die Mohren in Africa, Hist. des voyages, L. VI. p. 433. aus Br. 1715.

Daher hat die Zauberey (*) eine solche Uebermacht über diese Völker, derer Trägheit sie eben

---

(*) Es ist hier nicht um eine philosophische Prüfung der Geschichte von Gespenstern, von Erscheinungen und von Zauberey zu thun. Es ist gleich geschwind viel ungereimtes angenommen, und auch etwas wahres verworfen. Baco, eines der grösten Lichter in der Philosophie, weiß sich hierinn selbst nicht recht zu finden. Man lese nur das 5. und 6te Hauptst. seines 3. Buches von der Würde und von der Erweiterung der Wissenschaften und das letzte hundert von seinen gesammelten Erfahrungen. Auch der weise Plutarch verwirft nicht alle Erzählungen dieser Art, im Dion S. 279. und die meisten alten Philosophen, insonderheit die Stoiker dachten darüber auf die gleiche Weise. Man findet über dieses oft, daß so viele schätzbare und verständige Leute in diesem Stücke Zeugnisse ablegen, welche den vestesten Unglauben erschüttern; und man muß gestehen, daß noch so vieles in der Natur verborgen ist, daß es verwegen scheinen sollte, alles für unmöglich und für erdichtet auszugeben, was man in dieser Art erzählet. Indessen sind doch solche Ereignisse jeweilen nur bey solchen Völkern gemein gewesen, die noch in der Barbarey lebten, derer Geist, wie der von Kindern, sehr roh, derer Ur-

so sehr schmeichelt, als sie ihre Liebe zum Wunderbaren befriediget, und als sie ihre Furchtsamkeit, in eine dem unwissenden und rohen Menschen, so wie dem Kinde oft angenehme Bewegung versetzet.

Da sie nach und nach allerhand Güter kennen lernen, so entstehet natürlicher Weise in ihren Seelen der Gelust nach dem Genusse davon. Aber darfür sollten sie arbeiten, und was noch ärger ist, denken, und sie möchten nur wünschen. Diejenigen also, welche ihnen ohne Mühe den Besitz

---

theil sehr schwach, und derer Einbildung sehr stark und sehr unordentlich war. Wie mehr hingegen die Vernunft eines Volkes und eines einzelnen Menschen anwächst, desto wenigern Glauben finden solche Erzählungen bey ihnen. Wie mehr der Kopf eines Menschen von wirklichen Begriffen leer ist; desto leichter beherrschen ihn erdichtete und falsche. Wie mehr Licht und Wahrheit sich darinn ausbreiten; wie mehr die Uebermacht der Einbildung geschwächet wird: desto mehr verschwinden Gespenster und Erscheinungen.

der geträumten Glückseligkeit versprechen, der Zauberer und der Wahrsager, sind ihnen höchst willkommen. In ihren Augen sind sie göttliche Personen. Wenn sie ihnen nichts verschafften, als die schmeichelhaften Bilder, mit welchen sie ihre Hofnung unterhalten, so würden sie schon grosse Wolthäter für sie seyn. Allein sie gewähren ihnen mehr. Durch die unbegreifliche Macht der Phantasie wirken sie oft nach ihrem Belieben glückliche Erfolge, oft unglückliche, oft Gesundheit (*) und oft Krankheit; sie thun gleichsam Wunder; sie machen Dinge möglich, die unmöglich scheinen sollten; und so fesseln sie die Einbildungskraft von Menschen, die aller Prüfung unfähig sind, auf eine unwiderstehliche Weise. Sie pflanzen in die

---

(*) Man sehe darüber des vortrefflichen Arztes Friedr. Hofmanns Untersuchung von der Seele, daß sie eine Ursache vieler Krankheiten sey. §. 21. bis 25. Wer weiß wie dermals (1778.) Gaßner, Meßmer und Micheli wirken?

Gemüther die Lüge, den Aberglauben und die Furchtsamkeit so sehr, daß nichts in der Welt fähig ist, ihren allmächtigen Wirkungen Widerstand zu thun. Sie füllen die Seelen nach und nach mit lauter abentheurlichen Gedanken an. Sie legen den Grund zu einer Denkungsart, wo immer eine Ungereimtheit eine grössere erzeuget, und wo immer neue Irrthümer die alten so sehr verstärken, daß es Jahrhunderte brauchet, um ein System nur verdächtig zu machen, welches die Barbarey und die Unwissenheit als die reichste Quelle ihrer Glückseligkeit ansehen. (*)

Wir haben diesen Hang zum Wunderbaren und zur Zauberey schon bey dem Menschen in seiner

---

(*) Andere Kunstgriffe tragen dazu auch nicht wenig bey. S. von den Taschenspielern, psyllis und Schlangenbeschwörern der alten und neuen Egyptier. Hasselquists Reise nach Alexandrien, S. 76. 80. und Nordens Reisen B. 2. S. 466 der Berlinischen Sammlung. S. auch Hist. gen. des voyages L. VI. p. 432.

ersten Einfalt beobachtet. Es ist aber ins besondre zu bemerken, daß er bey dem Wilden nicht nur stärker wird, sondern daß er bey ihm den Character der Wildheit vorzüglich dadurch annimmt, weil dieser ihn mehr zu einem Werkzeuge machet, andern zu schaden, (*) als sich selbst zu nützen. Es ist ein besonders und abscheuliches Merkmal der Barbarey, daß, selbst der Glückseligkeit unfähig, sie eine Befriedigung darinn suchet, andre unglückselig zu machen. Daher zeiget sich der Geist der Zerstöhrung bey allen Barbaren so mächtig; und daher ist für sie die Erdichtung der Furien und andrer höllischer Geister so wahrscheinlich; solcher höherer Wesen die ihre Freude darinn finden, die Menschen zu quälen; wahrer Barbaren in dem Reich der Geister.

(*) S. insonderheit das 14. Hauptstück des 1sten Buchs des Garcilasso della Vega Geschichte der Ynkas.

Achtzehntes Hauptstück.

Von den Dämonen.

Sehr gewagte Muthmassungen.

Sollte es wahrscheinlich seyn, daß in der Schöpfung einer allweisen und allgütigen Gottheit, sich Wesen befänden, deren ursprüngliche Bestimmung wäre Böses zu thun; oder Wesen, denen es wegen verfehlter besserer Bestimmung zur unveränderlichen und ewigen Nothwendigkeit geworden wäre Uebels zu thun, oder zu leiden; in dem Uebel thun ewig ihre Freude zu suchen, oder ihre Strafe zu finden? Dieses kann ich mir nicht vorstellen, und mir scheint eine solche Muthmassung laufe gerade allen Grundsätzen der sich selbst überlassenen Vernunft zuwider.

Daß aber in der Schöpfung des besten Gottes Wesen von höhern oder geringern Fähigkeiten vorhanden seyn können, welche den Willen und

das

das Vermögen Uebels zu thun besitzen, und eine Zeitlang ausüben; auch darfür eine Zeitlang leiden; dieses muß möglich seyn, weil wir die Wirklichkeit davon an dem Menschen sehen.

Daß es Intelligenzen geben könne, welche mit feinern, oder wenigstens andern Körpern versehen als die Menschen, allerhand Wirkungen in der Körperwelt, wie in der Geisterwelt hervorbringen können, die dem Menschen unmöglich sind; dieses ist eine Sache, deren Möglichkeit kein vernünftiger Mensch in Zweifel ziehen wird. Welcher Vernünftige wird so verwegen seyn, zu behaupten, daß er wisse, wie weit das Vermögen der Natur und ihres Schöpfers gehe?

Sollte es als etwas unmögliches angesehen werden müssen, daß gewisse Intelligenzen von höhern oder niderern Fähigkeiten, den Menschen sichtbar oder unsichtbar, oder zu gewissen Zeiten sichtbar und zu andern unsichtbar auf unsrer Erde

die Macht Gutes oder Böses auszuüben, während einem gewissen Zeitpunct gehabt haben möchten, oder in gewissen Gegenden noch hätten?

Sollte es unmöglich seyn, daß in der Kindheit des menschlichen Geschlechtes solche Geister mit den Menschen einen fühlbaren Umgang gehabt, und ihnen Gutes oder Böses zugefüget hätten? Sollten solche Intelligenzen nicht auch für jede einzelne unter ihnen, und für ihre ganze Art ihre Zeiträume zur Erhöhung ihrer Vollkommenheit haben, ihre Kindheit und ihr reifes Alter? Sollten sie nicht auch ihre verschiedenen Wohnplätze haben, und also, gleich uns Menschen, die Erde mit einem bessern oder schlimmern Aufenthalte verwechseln können?

Sollte es also so ungereimt seyn zu denken, daß eben nicht alles dasjenige, was die Alten uns von dem Umgange der Menschen mit Dämonen, mit Engeln, mit Göttern, von Orakeln, von Eingebungen, von Zaubereyen, von Wahrsagun-

gen, von bedeutenden Träumen erzählen, blosse Betrügereyen von Menschen seyn? zu zweifeln, ob nicht andre Wesen daran Antheil gehabt haben können. Sollte es so abgeschmackt seyn zu behaupten, die entscheidenden Urtheile, welche seit von Dalen und Fontenellen hierüber gefällt worden seyn, verdienen eine Revision?

Man kann über dieses lachen; aber was verlacht wird, ist noch nicht widerlegt.

So sollen wir wieder uns unter das Joch des alten Aberglaubens begeben; so sollen wir wieder Gespenster fürchten, zur Zauberey unsere Zuflucht nehmen, und den Wahrsager um Rath fragen? Davor bewahre uns der Himmel! Diese Muthmassungen mögen gegründet seyn oder nicht; es bleibet immer gewiß, daß wie mehr die Vernunft unter den Menschen sich ausgebreitet, wie mehr die Uebermacht der Einbildung sich bey ihnen vermindert hat; auch der Glaube an diese

Geister, und die wahre oder vermeynte Macht derselben aufgehöret habe. Wenn sie nicht wirklich gewesen sind, wenn sie nie gewirket haben, so ist es ganz begreiflich, warum sie nun nicht sind und nicht wirken. Sind sie aber jemals wirklich gewesen, so kann ihre Anzahl auf unsrer Erde abgenommen, sie können sich, wie die abgeschiedenen Menschenseelen, in andre und bessre Sphären erhoben haben. Villeicht aber ist auch ihre Macht, die nie gar groß gewesen seyn muß, aus einer natürlichen Ursache geringer. Wäre es nicht möglich, daß sie auf eine uns verborgene Weise, vermittelst der Einbildungskraft auf die Menschen wirketen, und daß sobald die erleuchtetere Vernunft die Herrschaft der Einbildung bey den Menschen schwächet oder gar aufhebt, auch die Macht dieser Geister über die Menschen aufhören oder abnehmen muß. Sie verlassen uns also, oder sie verliehren ihre Macht über Seelen und über Völker, bey denen das Licht der Ver-

nunft aufgehet. Mit diesen stimmet überein, daß sie in der heiligen Schrift Geister der Finsterniß genennet werden.

Villeicht haben sie sich nun alle in Länder geflüchtet, wo der Aberglauben und die Unwissenheit herrschen. Villeicht wohnen noch einige bey uns, unter dem Pöbel, oder unter den Grossen, die noch Pöbel sind, weil die Unwissenheit noch ihre Seelen verfinstert und weil die Einbildung darinn noch allmächtig ist.

Sollen wir also der Wohlthat entsagen, die Thomasen, ein grosser nicht mehr genug geschätzter Namen, unsern Vätern gewähret hat? Sollen wir die Hexenprocesse, wenigstens wider diese Abergläubischen aus dem Pöbel, wieder einführen? Dieses noch weniger. So lang man weise genug seyn wird, diese Processe, wie sie es sind, als Barbareyen anzusehen, und die, welche sich für Zauberer ansehen werden, als Narren oder

als Kranke zu behandeln; so lang wird alle Zauberey unmöglich seyn, wenn sie auch jemals möglich gewesen wäre. Es wird wohl unmöglich seyn, in der Geschichte ein Beyspiel ausfündig zu machen, daß Zauberey einem Menschen geschadet habe, der nicht an Zauberey geglaubet hat; wie auch nicht, daß einer ein Gespenst gesehen habe, dessen Einbildung nicht von der Furcht vor Gespenstern eingenommen gewesen ist.

Neunzehntes Hauptstück.

Von dem Aberglauben der Barbaren. Falsche Frömmigkeit, die zweyte Tugend derselben.

Der höchste Grad der Barbarey schliesset ganz natürlicher Weise alle gesunden Begriffe von der Gottheit und von dem Gottesdienste aus. (*)

(*) Nullius religionis vel superstitionis reverentia aliquando districti sagt Ammianus Marcellinus XXXI. von den Hunnen.

Indessen haben sich auch fast alle die wildesten Völker zu dem grossen Gedanken erhoben, daß sie von einem mächtigern und grössern Wesen abhangen. Ihre verworrenen und dunkeln Begriffe aber erlauben ihnen nicht, von diesem Wesen sich solche Vorstellungen zu machen, welche seiner Würde und seiner Hoheit angemessen sind. Alles was einem rohen Verstande und einer ausschweifenden Einbildungskraft groß, vortrefflich, schön vorkommen kann, kann für sie ein Gegenstand der Verehrung werden. (*) Da sie selbst grau-

(*) Die Römer hatten Tempel der Furcht, dem Fieber und d. g. geheiliget und die Spartaner der Furcht und d. g. Die Lacedämonier, welche nicht allein der Furcht, sondern auch dem Tode, dem Lachen und andern solchen Dingen, Tempel geweihet haben, pflegen die Furcht zu verehren, und sie nicht wie Geister, vor denen man sich scheuet, für schädlich, sondern für das Band einer guten Policey zu halten. Eben deswegen lassen, wie Aristoteles sagt, die Ephoren bey Antretung

sam, rachbegierig, bösartig sind; da sie ihre Ehre in diesen Eigenschaften suchen, da sie keine andern Tugenden kennen, so können sie sich die Gottheit nicht wol anders vorstellen; da bessre Beweggründe sie nicht zu rühren vermögen, so müssen sie durch Drohungen der Rache einer böswilligen und stolzen Gottheit geschreckt werden. Das Fürchterliche hat über solche Seelen die gröste Macht; und das kleinste, das verworfenste Ding, kann ihrer unordentlichen Einbildung furchtbar werden. (*)

ihres Amts ausrufen, daß sich die Bürger die Bärte abscheren und den Gesetzen gehorchen und sich vor ihren Strafen fürchten sollen — Plutarch im Cleomenes S. 272.

(*) Die Kalmucktartaren verehren Bilder von kleinen Stücken Holz, auf welchen einige Aehnlichkeit einer Gesichtsbildung sehr ungeschickt ausgegraben ist. Diese kleiden sie, mit alten Lumpen, und liebkosen und verehren sie so lang das Wetter gut und glücklich ist; wenn aber das Gegentheil sich ereignet, gehen sie verächtlich und spöttisch mit ihnen um Hanweys Reisen Hauptst. 2. in der Berl. Sammlung B. 1. S. 464. Von den Ge=

Daher ist kaum etwas so abscheuliches und so

---

genständen der gottesdienstlichen Verehrung der africanischen Völker s Hist. gén. des voyages L. I. J. J. 1484 1498. p. 172. L. VI. p. 195. 239. 272. aus Brue. On a représenté la Religion de ces Négres (du païs d'Issini) avec de fausses couleurs. Villault par exemple, s'est fort trompé en rapportant, qu'ils adorent les fétiches comme leurs divinités. Ils desavouent eux mêmes la doctrine qu'il leur artribue. Suivant le P. Loyer ils reconnoissent un Dieu Createur de toutes choses, & particulierement des fétiches, qu'il envoïe sur la terre pour rendre service au genre humain. Cependant leurs notions sont fort confuses sur l'article des fétiches. Les plus vieux Négres paroissent embarassés, lors qu'on les interroge. Ils ont appris seulement par une ancienne tradition, qu'ils sont redevables aux fétiches de touts les biens de la vie, & que ces étres aussi rédoutables que bienfaisans ont aussi le pouvoir de leur causer beaucoup de maux. Hierauf folget ein Gebet, welches die Schwarzen täglich zu Gott thun; und nach allem diesem sollte man glauben, diese Leute hätten so reine Begriffe von der Gottheit als erleuchtete Christen. Allein die Folge selbst der Erzehlung von dem Pater Loyer zeiget, daß Villault sich nicht allzuweit verirret habe. Es ist möglich, daß der Pater ei-

niedriges in der Natur, dem nicht von irgend ei-

---

nige gefunden hat, die sich zu reinern Begriffen heraufgeschwungen hatten; allein daß dieses das ursprüngliche System des Feticismus sey, das ist nicht gläublich, und wird durch folgende des P. Loyer eigne Erzehlung widerlegt.

Ces fétiches ſont différens ſuivant les idées ou plutôt le caprice de chaque Négre. A peine trouveroit on deux Négres ſur toute la Côte de Guinée, qui s'accordent dans l'honneur qu'ils leur rendent. L'un choiſit pour ſon fétiche une piéce de bois jaune ou rouge; l'autre des dents d'un Chien, d'un Tigre, d'une Civette, d'un Eléphant. Ceux-ci un œuf, ou un os de quelque oiſeau, la tête d'une poule, un Bœuf, une Chevre; ceux la une arrête de poiſſon, la pointe d'une corne de Bélier remplie d'éxcréments, une branche d'épines, un paquet de cordes compoſées d'écorces d'arbre, ou d'autre objets de la même nature. Leur reſpect pour les fétiches eſt pouſſé ſi loin, qu'ils obſervent religieuſement tout ce qu'ils promettent en leur nom. Les uns s'abſtiennent de vin, pour honorer leur fétiche. Les autres d'eau de vie. Quelques uns ſe retranchent l'uſage de certains mets & de certaines eſpéces de poiſſon, d'autres celui du ris, du maïz, des fruits &c. Mais tous les Négres ſans exception ſe privent de quelque plaiſir à l'hon-

nem barbarischen Volke göttliche Ehre erwiesen

neur des fétiches, & perdroient plûtôt la vie que de violer leur engagement.

Ils ont dans le cours de l'année plusieurs jours consacrés aux fétiches. Le principal est le jour de leur naissance, qu'ils célébrent en blanchissant leur fétiche & son autel, en se peignant le corps de la même couleur, & en portant un bagne blanc. D'autres observent le vendredi de chaque semaine comme nous observons le dimanche, l'emploient à parer leur fétiche, & à lui faire quelque offrande, ou quelque sacrifice.

Outre les fétiches particuliers il y a de communs au royaume, qui sont ordinairement, quelque grosse montagne ou quelque arbre rémarquable. Si quelqu'un étoit asses impie pour les couper ou les defigurer, il seroit puni d'une mort certaine. Chaque village est aussi sous la protection de son propre fétiche, qui est orné aux fraix du public, & qu'on invoque pour les biens communs. Ce Gardien de l'habitation a son autel de roseaux dans les places publiques, élevé sur quatre piliers & couvert de feuilleres de palmier. Les particuliers ont dans leurs enclos ou à leur porte un lieu réservé pour leur fétiche, qu'ils parent suivant les mouvemens de leur propre dévotion, & qu'il peignent une fois de la semaine de différentes couleurs. On trouve quantité de ces autels dans les bois & les bruyéres. Ils sont chargés de

worden wäre, oder noch erwiesen würde. Daher

---

toutes ſortes de fétiches, avec des plats & des pots de terre, remplis de maïs, de ris & de fruits. Si les Négres ont beſoin de pluie, ils mettent devant l'autel des cruches vuides. S'ils ſont en guerre, ils y placent des ſabres & des poignards pour demander la Victoire. S'ils ont beſoin de poiſſon, ils ofrent des os & des arrêtes. Pour obtenir du vin de palmier, ils laiſſent au pied de l'autel le petit ciſeau, qui ſert aux inciſions de l'arbre. Avec ces marques de reſpect & de confiance ils ſe croient ſurs, d'obtenir tout ce qu'ils demandent. Mais s'il leur arrive quelque diſgrace, ils l'attribuent à quelque juſte reſſentiment de leur fétiche, & tous leurs ſoins ſe tournent, à chercher les moiens de l'appaiſer. Dans cette vüe ils ont recours à leurs Devins pour faire le Tokké, qui ne demande pas peu de miſtéres & de cérémonies. Le Devin prend dans ſes mains neuf courroies de cuir, chacune de la largeur d'un doigt, & parſemée de petits fétiches. Il treſſe enſemble ces courroies & prononçant quelque choſe d'obſcur, il les jette deux ou trois fois comme au hazard. La manière dont elles tombent à terre, devient un ordre du Ciel, qu'il interpréte. S'il dit, que le fétiche demande un Mouton ou quelque pièce de volaille, il eſt obeï ſur le champ. L'animal eſt ſacrifié, & le fétiche arroſé du ſang de ſa victime. Lorsque les

ist es auch kaum möglich, Ausschweifungen und

Devins sont consultés par les Brembis, sur quelque projet de guerre, ou sur d'autres expeditions d'importance, ils demandent quelquefois le Sacrifice d'un ou de deux esclaves. Hist. generale des voyages, L. VIII. ch. 3. p. 312. suiv. aus des Paters Loyer Reise nach Issini auf der Goldküste 1701. und 1703. Ich habe mit Fleiß diese weitläufige Stelle ausgeschrieben, weil sie den Aberglauben in der Wiege zeiget, der wahrscheinlicher Weise in den ältesten Zeiten bey den Egyptern, den Griechen und den Römern nicht eine bessere Gestalt gehabt hat; und weil man da Ideen findet, welche dienen können, den Ursprüngen vieler gottesdienstlichen Gebräuche bey den alten Völkern nachzuspühren. Der Ursprung des Wortes fétiches verdienet auch bemerket zu werden. Aus der Geschichte der Reisen, B 8. S. 313. Barbot observe, que Fétisse est un mot Portugais qui signifie *charme* ou, *paroles enchantées*, & que les Négres en ont fait leur terme de fétiche. Pour exprimer Dieu ou un Idole, ils ont le mot de Bossum ou de Bosseso. Von diesen fétiches findet sich mehrere Nachricht in der hist. gén. des voyages L. VII. p. 249. aus Atkins 1721. B. 8. Hauptst. 2. aus Philips Reise 1694 Hauptst. 7. aus Enelgrave L. IX. zu Ende des 13. Bandes

Greuel zu erdenken, welche nicht an einem oder

---

1. Auflage in 8vo, auch B. 9. Hauptst. 2. wo insonderheit B. 6. die Beschreibung des Dienstes der Schlangen sehr merkwürdig ist. S. auch B. 10. Hauptst 8. und 9. die Beschreibung des Fetissendienstes im Königreiche Ardra.

On peut ſe repoſer ſans defiance ſur le ſerment des Négres; lorsqu'ils ont juré par leur fétiche, & ſurtout lorsqu'ils l'ont avalé. Pour tirer la vérité de leur bouche, il ſuffit de meler quelque choſe dans de l'eau, d'y tremper un morceau de pain, & de leur faire boire ce fétiche en témoignage de la vérité; ſi ce qu'on leur demande eſt tel qu'ils le diſent, ils boiront ſans crainte. S'ils parlent contre le reproche de leur cœur, rien ne ſera capable de les faire toucher à la liqueur, parce qu'ils ſont perſuadés, que la mort eſt infaillible pour ceux qui jurent fauſſement. Leur uſage eſt, de raper un peu de leur fétiche, qu'ils mettent dans de l'eau, ou qu'ils mélent avec quelque aliment. Un Négre, qui s'engage par cette eſpèce de lien, trouve plus de credit parmi ſes compatriotes, qu'un Chrétien n'en trouve parmi nous, en offrant de jurer ſur les ſaints Evangiles.

Les Négres d'Iſſini n'ont point de temples ni de prêtres, ni d'autres lieux deſtinés aux exercices de religion, que les autels publics & particuliérs de leurs fétiches. Ils ne laiſſent pas, d'avoir une

an dem andern Orte der Erde, einen Theil

sorte de Pontife qu'ils nomment Osnon & dont l'election apartient aux Brembis & aux Bahumets. Lors que l'Osnon meurt, le Roi convoque l'Assemblée de ses l'Abaschirs, qui sont entretenûs aux frais publics, pendant le cours de cette Ceremonie. Leur choix est libre, & tombe ordinairement sur un homme de bon caractère, mais versé sur tout dans l'art de composer des fétiches. Ils l'investissent des marques de sa dignitè, qui consistent dans une multitude de fétiches joints ensemble, qui le couvrent depuis la téte jusqu'aux pieds. Dans cet équipage ils le conduisent en procession par toutes les rües, après avoir commencé néanmoins par lui donner huit ou dix bendes d'or, c'est environ cent pistoles de france, levées sur le public. Un Négre le précéde dans cette marche solemnelle, & déclare à haute voix, que tous les habitans doivent apporter quelque offrande au nouvel Osnon, s'ils veulent participer à ses prières. On attache à l'extremité de chaque Village un plat d'étain, pour reçevoir ces aumones. L'Osnon est le seul prêtre du païs; son office consiste à faire les grands fétiches publics, & à donner ses Conseils au Roi, qui n'entreprend rien sans son avis & son consentement. S'il tombe malade, on lui envoye communiquer les délibérations. Dans un froid excessif, ou dans les tems d'orages & de pluïes violentes, le peuple s'écrie, qu'il manque

des Gottesdienstes ausgemachet hätten. Unsitt-
liche,

quelque chose à l'Osnon, & sur le champ on fait pour lui une quête, à laquelle tout le monde contribüe suivant ses forces. Hist. générale des voyages L. VIII. Hptst. 3. S. 319 - 321.

Les Négres avoient avec eux leur fétiche, qui étoit un pacquet de petits bâtons noirs de la forme d'une botte d'asperges, enveloppé dans une bourse ou un sac, & porté sur l'épaule d'un nageur. *Atkins* voulut le voir & le manier. Mais les Négres parurent effrayés de la hardiesse & lui dirent pour l'arrêter: *You didi*, *You Ki Kat a Vou*, ce qui signifie dans leur langue, si vous y touchés, vous mourrés aussitot. Hist. génér. des voyages, L. VIII. ch. 4. aus Atkins 1721.

Das gleiche ungefehr geschahe dem Villuret. s. Hist. gén. des voyages L. IX. p. 472. ff. B. 5. Hptst. S. 108.

Ich denke, man könne, ohne den Alten Unrecht zu thun, muthmassen, viele ihrer Gottheiten, ihre Lares, ihre Dii compitales und d. g. seyen ursprünglich eine Art von Fetissen gewesen; und die Götter Terminus, Priapus und andre, können wohl nichts anders gewesen seyn. Saxa, fontes profluentes; ignes, arbores &c. waren solche

Götter

liche, blutschänderische und widernatürliche Ver-

Götter. Brucker hist. critic. philos. II. 9. 10. 12. Der Fetisse des Quaden war sein Schwerdt. Eductisque mucronibus, quos pro numinibus colunt, juravere se permansuros in fide. Ammianus Marcellinus XVI. 12. von den Quaden und so auch von den Alanen 31. 2. Auf der Insel Sabu wählt jeder sich seinen eignen Gott, und dient jeder demselben auch auf die Art und Weise, die ihn am schicklichsten oder am bequemsten dünkt. Hawkesworth B. 3. Hptst. 10. S. 394. Lapides qui divi dicuntur ex proprio templo Dianæ Laodiceæ adyto suo, in quo id Orestes posuerat, auferre voluit. Lampridius in Heliogabalo §. 7. wo die Anmerkungen des Casaubonus und des Salmasius nachzusehen sind. So war auch das Bild der Sonne, Heläogabolos, welches der Kaiser dieses Namens, der dessen Priester gewesen und auch als Kaiser geblieben war, nach Rom hatte bringen lassen, nur ein kegelförmiger schwarzer Stein. Herodianus hist. V. 3. Solche Steine die aber Denkmäler sind findet man auch in der Insel Sabu. Hawkesworth B. 3. Hptst. 10. S. 302. Villeicht sind Steine dieser Art in vielen Ländern zu Fetissen geworden. Nun läßt sich fragen, was der von den Sünden der Menschen

mischungen, (*) Menschenopfer, (**) Verfluchun-

---

geschwärzte Stein vor dem Tempel zu Mecca in uralten Zeiten vorgestellet haben mag. S. auch Baile in den Artikeln Adam, Abraham und Agar; woraus wahrscheinlich wird, daß die Götzen die Thara verfertigte, auch die bona Dea der Römer rc. Steine und andre Arten von Fetissen gewesen sind. Die Dohrheiten der Menschen sind einander oft gar zu gleich. Wenn sie schon nicht von den einen auf die andern gekommen sind, so haben sie doch eine gemeinsamere Quelle. Ich habe nur ein wenig hier zur Probe ohne Ordnung gesammelt. Andre mögen mehr sammeln, und in Ordnung bringen und alsdenn Schlüsse aus dem gesammelten ziehen. Sie werden villeicht finden, daß es mit Herleitung der Gebräuche beschaffen ist, wie mit der Herleitung der Wörter, der Etymologie, daß sie am richtigsten ist, wenn alle Kennzeichen der Aehnlichkeit der zwey letzten Ende verschwunden ist; dies, jour; ein Fetissenstein zu Sabu, der schwarze Stein zu Mecca und Deus terminus zu Rom.

Ein geschickter Mann hat in einer eigenen Abhandlung du Culte des Dieux fétiches eine Menge solcher Gebräuche gesammelt, und daraus die Abgötterey der Alten vortreflich erläutert.

(*) Garcilasso della Vega Geschichte der Ynkas B. 1. Hauptst 14. Herodotus 1. 187. Strabo 12. p. 654. XI. p. 622. XVII. p. 943.

(**) Von den Gallischen Völkern ist dieses bekannt, wie von den Carthaginensern. Wer kennt den schönen Fridensartikel des Gelo nicht, den Montesquieu anführt. Auch noch in späthern Zeiten verübten die Griechen und die Römer solche Greuel Plutarchus im Themistokles. S. 40. im Marcellus S.

gen; (*) alles, was die feurigste Einbildungskraft schreckliches und greuliches erfinden kann, haben entnatürte Völker, mit dem Scheine der

332. in Pelopidas S. 276. Livius 22. 53. Agesilaus, dem eine ähnliche Zumuthung gemacht wurde, wollte weislich sich nicht dazu verstehen; Plutarch im Agesilaus S. 14. Wer weiß was die Ermordung der feindlichen Könige und Generale nachdem sie zu Rom im Triumphe waren aufgeführet worden für einen Ursprung gehabt haben mag. Heliogabalus opferte noch Menschen, bey einem ganz besondern Gottesdienste. Lampridius in Heliogabalo §. 8., so auch Commodus Lampridius in Commodo §. 9. & ibi Casaubonus & Salmasius. S. auch Bodin de la republique L. I. ch. 5. p. 51. Von den Scordiscis s. Ammian Marcellinus 27. 4. Wie die Gothen ihre Kriegsgefangenen geopfert haben erzählt Jornandes de rebus gothicis p. 457. Von den Germaniern S. Tacitus de moribus Germ. §. 9.

(*) Die Eumolpiden zu Athen hatten noch eine solche Obliegenheit, die gewiß ihren Ursprung aus der Barbarey herleitet. Druidæque circum preces diras sublatis ad Cœlum manibus fundentes. Tac. Annal. XIV. 30. Bileam der zum Fluchen berufen wird.

eyfrigsten und der reinsten Andacht, der Gottheit zu Ehren verübet. (*)

Die Zauberey war sehr oft das wirksamste Mittel, wodurch der Priester sich Glaube und Ansehn verschafte. (**) Er wurde dadurch desto

---

(*) Hingegen haben Völker, die dem Stande der Einfalt näher sind, menschlichere Gebräuche, und mildere Opfer. S. von den Otaheitiern Hawkesworth B. 1. Hptst. 14. und von den Neuseeländern die man doch schon unter die Wilden zählen kann. B. 2. Hptst. 10. S. 63. Er erzählt B. 2. Hptst. 2. S. 303. daß ein junger Indianer seinem Gotte für seine Rettung einen Fisch zu einem Dankopfer gewidmet und ihn ins Meer geworfen habe. Den einfältigen Gottesdienst der Otaheitier beschreibet Forster Hptst. 8. S. 207. Nach ihm haben sie sehr richtige Begriffe von Gott. S. 234. wenigstens die Weisern unter ihnen.

(**) Die Neger an dem Flusse Sanage oder Senegal sehen ihre Priester und ihre Könige für Zauberer von dem ersten Range an. Hist. génér. des voyages, L. VII. p. 426. und andre afrikanische Völker mehr. Ebend. L. IX. Hauptst. 1. 3. S. 482. B. 13. Hauptst. 1. S. 325. 335. Dieses muß den Despotismus der Priester und der Könige un-

furchtbarer und desto geehrter, je grösser die Unwissenheit und die Einfalt seines Volkes war.

Da er die Wahrsagerey, die Zeichendeutung, die Augurien und die Auspicien, (*) welche ebenfalls Theile des barbarischen Gottesdienstes aus-

---

zerstörbar und unendlich machen. Bey den Californiern traf man keine Spuhr eines obrigkeitlichen, ja nicht einmal eines väterlichen Ansehns an. Indessen hatten doch die Zauberer zur Zeit der Krankheit, der Bedrängnis und der Feyerlichkeiten einige Uebermacht über ihre Gemüther. P. Venegas 1. Th. 6. Abschn. S. 69. u. 7. Abschn. S. 97. 106. Da lag schon der Grund zur Einführung des Ansehens.

(*) Alle barbarischen Völker hatten solche Vaticinationes, auguria, sortes. Von den Germaniern S. Tacitus de M. G. c. 9. S. auch Ammian. Marcell. XXI. 1. sq. Das Wiehern der Pferde worauf die sieben persischen Grossen es ankommen liessen, wer von ihnen den Thron des Cyrus besteigen sollte, war nichts anders als eine sors; so wie Romulus und Remus eine ähnliche Frage durch das Auspicium entscheiden liessen.

machen, in seiner Gewalt hatte, so war er auch durch sie bey nahe allmächtig. Man weiß wie sehr den römischen Patriciern angelegen war, diesen Theil der Religionsgebräuche in ihren Händen zu behalten.

So ist eine ausgeartete Religion bey so vielen Nationen ein unseliges Werkzeug geworden, die natürlichsten Empfindungen aus den Seelen zu vertilgen, und an derselben Stelle, die abscheulichsten Misbräuche hinzupflanzen.

Wenn sie auf einer Seite die roheste Unbändigkeit gezähmet hat; so hat sie dagegen auch den Wunsch der Freyheit, selbst den Gedanken davon, erstickect, ehe er noch in den Seelen hervorkeimen konnte. Sie setzte den Priester in den Stand, ohne Scheu die Macht zu misbrauchen, welche ihm sein grosser Beruf gab. Sie setzte ihn bald auf den Thron, bald neben, bald über denselben; und sie legte in seine ungerechte

Waage das Schicksal der Völker und der Könige. (*)

Diese Ehrfurcht, welche so wohl die Celtischen

(*) Sehr sonderbar ist es, daß wir in den isländischen Ueberlieferungen Beyspiele von einem erblichen und so gar verkäuflichen Priesterthume finden. „Auf der 92. Seite findet man eine Bemerkung, welche der Recensent sich nicht errinnert vorhin gelesen zu haben, daß nemlich in „einem jeden isländischen Syssel zu der Zeit „des Heidenthums neun erbliche Priester (Gode) „vorhanden gewesen, welche eine obrigkeitliche „Gewalt ausgeübet, und zuweilen ihre Würde „verkauft haben. Isleif der erste christliche „Bischof war selbst ein solcher erblicher Priester, „S. 138.“ S. göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen 1774. 9. Stück S. 67. aus der *Kristni-Saga*, sive historia religionis christianæ in Islandiam introductæ &c. Auch bey den Otaheitiern ist ein erbliches Priesterthum gefunden worden. Hawkesworth in Cooks Reise Hptst. 19. S. 237. und der höchste Priester ist die erste Person nach dem Könige, S. auch Platon des Loix L. VI. p. 330.

Völker (*) überhaupt, als auch ein grosser Theil der asiatischen, (**) und der africanischen (***) gegen ihre Priester, ihre Priesterinnen, ihre Propheten und ihre Prophetinnen, hegeten, hatte beynahe keine Schranken; und es ist eine allgemein bekannte Sache, daß das abscheuliche Joch, welches die Hierarchie in gleich dunkeln Zeiten ganz Europa aufgelegt hat, (†) nichts anders

(*) Die Ehrfurcht der nordischen Völker gegen ihre Priester war ausserordentlich. Strabo IV. p. 213. Cæſ. de bello gallico VI. 13. ſeq. Tacit. de Moribus Germ. 8. 11. Dryades oder Druiades, die Wahrsagerinnen der Gallier und Germanier; die Stammütter der Feyen gehören auch hieher. S. den Lampridius in Severus §. 60. und den Vopiscus im Aurelianus §. 44. und bey boden Stellen den Salmasius.

(**) Strabo XII. p. 630. ſeq. 654. 662. 669.

(***) Hiſt. génér. des voyages, L. X. ch. 9. S. 215.

(†) Man lese die pathetische Beschreibung der schrecklichen Wirkungen eines päbstlichen Interdicts in Herrn Hümes englischer Geschichte im 10. Hptst. S. 372. Man vergleiche mit derselben die Stelle des Cäsars, B. 6. Hauptst. 13. 14. Man wird

als eine Fortsetzung einer alten priesterlichen Tyrannie gewesen ist.

So wurde eine falsche Frömmigkeit die zweyte Tugend der Barbaren.

Zwanzigstes Hauptstück.

Unbändigkeit der Barbaren.

Ich habe nur noch einen beträchtlichen Zug von dem Character der Wilden zu berühren. Dieser ist die Liebe zur Freyheit.

Fast alle Schriftsteller legen ihnen diese edle Neigung als einen angebohrnen Vorzug bey. Es ist dieses der schönste Lobspruch, mit dem ein Volk beehret werden kann. Sollten ihn Barbaren und Wilde, vor allen Nationen der Erde verdie-

---

leicht begreifen können, wie Völker, welche so sehr an das Joch der Druiden gewöhnt waren, sich durch die schreckliche Waffenrüstung der Päbste und der Bischöfe haben müssen darniederschlagen lassen.

net haben? Wenig Vorurtheile sind ungegründeter, wenn schon vielleicht keines so scheinbar ist.

Die Freyheit ist eine reife und späte Frucht der tiefsten Einsicht in die Natur des Menschen, und in die Grundsätze der bürgerlichen Verfassung. Diese war gewiß niemals der Antheil der Wildheit. Noch itzt verkennen sie die meisten Nationen.

Die **Unbändigkeit**, die **Unfähigkeit**, Befehlen und Verordnungen nachzuleben, (*) sollte diese einen so verehrungswürdigen Namen verdienen? Sollten diese der Bewunderung und der Hochachtung der Vernünftigen würdig seyn? Soll-

(*) So scheinet die Unbändigkeit der Caraiben mehr aus dem Mangel der Fähigkeit als aus einem andern Grunde geflossen zu seyn. Büffon Naturgeschichte B. 6. S. 285. So konnten auch die alten Corsicaner aus Dummheit und aus wahrer Wildheit zu keinen Diensten gebraucht werden. Strabo 5. 247. f.

ten sie die Wildheit dem letzten Sclaven beneidungswürdig machen?

Die Unabhänglichkeit verdienet in der That eine höhere Achtung. Für denjenigen aber, der sie weder zu gebrauchen noch zu schätzen weiß, ist sie wieder von keinem Werthe. Diejenigen Wilden, welche ihre Seelenkräfte soweit erhoben haben, daß sie der Dienstbarkeit fähig sind, sind die leuchtendsten Beweise hievon. Sie sind im Stande, ihre Freyheit, oder besser zu reden, ihre Unabhängigkeit, dem nichtswürdigsten Dinge aufzuopfern. Der Germanier, (*) dieser Held der

(*) Aleam (quod mirere) sobrii inter seria exercent tanta lucrandi perdendive temeritate, ut cum omnia defecerunt, extremo ac novissimo jactu de libertate & de corpore contendant. Victus voluntariam servitutem adit. Quamvis junior, quamvis robustior alligari se ac venire patitur: ea est in re prava pervicacia, ipsi fidem vocant. Servos conditionis hujus per commercia tradunt, ut se quoque pudore victoriæ absolvant. Tac. de Mor. Germ. C. 24.

Freyheit, setzte sie auf das Spiel, wenn sein ganzes Vermögen verlohren war, und er begab sich mit einer sclavischen Gelassenheit in die Knechtschaft, zu welcher ihn der Fall eines Würfels verdammte. Auf der Küste von Gorea (*) giebt der Wilde, nachdem er Weib und Kinder um Brandtenwein vertauschet hat, noch sich selbst um einen Trunk dahin. Die Sclaverey ist ihm minder furchtbar, als die Enthaltung von einem Schlucke Gebrandtes. Der Litthauer (**) verkaufte sich und seine Kinder, damit er mit Erbsen und mit groben Speisen genähret werde. Der von seinem verstorbenen Herrn befreyte Mos-

---

(*) Buffon hist. nat. Tom. VI. p. 230. ff.

(**) Est etiam in *Lithuania* & *Moscovia* atque in *Tartaria* consuetudo venditionis hominum. Servi natura venduntur à dominis suis tamquam pecora, puerique eorum & uxores. Quin & pauperes homines libero ventre nati victu carentes vendunt filios & filias interdum & semetipsos, ut apud patronos siliquis & grossis cibis saturentur. Munster Cosmogr. L. IV. p. 909.

covite (*) weiß mit seiner Person nichts bessers anzufangen, als sich wieder in eines andern Dienstbarkeit zu werfen.

Diese gepriesene Freyheit des unpolicierten Menschen ist also eine wahre Chimäre. Der Barbar ist in dem natürlichen Verstande wie im moralischen, ehe ihn die Vernunft der Freyheit fähig machet, von Natur ein Sclave. (**)

Unterdrücken und unterdrückt werden, dieses ist die ganze Geschichte des Standes der Wildheit.

Fast alle barbarischen Völker hatten eine Art von Feudalverfassung, (†) und in dieser sind die Anar-

---

(*) Descriptio Moscoviæ L. III. p. 65. ex Guagnino.

(**) Servus natura.

(†) So gar die Otaheitier; Die Gemeinen sind bey ihnen gehalten, wie es die Sklaven bey den Germaniern und Galliern waren. Hawkesworth B. 1. Hptst. 19. S. 240. Ihre Verfassung kann einen Begriff von dem Ursprunge der Lehnsverfassung geben.

chie und die Tyranney gleich groß, gleich abscheulich. Die Grossen leben nur in einer Art von Conföderation mit ihren Obern und die ganze Last der Unterdrückung fällt auf den gemeinen Mann.

Die Sclaverey ist auch bey den **nordischen Völkern** immer am gemeinsten und am stärksten gewesen; (*) und diejenigen sind noch nicht recht mit der bürgerlichen Freyheit befreundet, welche die persönlichen Rechte der andern nicht zu verehren wissen.

Die Fesseln der mittägigen Völker sind von den

(*) *Plebs pene servorum* habetur *loco*, quæ per se nihil audet, & nulli adhibetur Consilio. Plerique cum aut ære alieno, aut multitudine tributorum, aut injuria potentiorum premuntur, sese in servitutem dicant nobilibus, in hos eadem omnia sunt jura, quæ dominis in servos. Cæsar de bello gallico VI. 13. Verberare servum ac vinculis & opere coercére rarum. Occidere solent non disciplina & severitate, sed impetu & ira, ut inimicum nisi quod impune. Tacitus de Moribus Germ. §. 25.

nordischen zerschmettert worden, sagt man: Den Franken, den Gothen, den Longobarden, den Normännern hat Europa seine Freyheit zu verdanken. Sie haben Fesseln zerschmettert; es ist wahr: Aber sie haben dieselben nur umgeschmiedet, und sie haben sie dreymahl schwerer und enger gemachet. Man durchgehe die Geschichten aller Reiche, welche diese Barbaren gestiftet haben. Was bieten sie uns anders dar, als die ungeheuersten Denkmäler der abscheulichsten Dienstbarkeit.

Ein und zwanzigstes Hauptstück.

Allgemeine Betrachtungen über den Stand der Wildheit.

Welch ein abscheuliches Ganzes machet also nicht der Stand der Wildheit aus! Für denjenigen, welcher darinn gebohren ist, ist er indessen lange so fürchterlich nicht, als er es einem jeden unter uns scheinen muß. Ich gehe weiter; die Bey-

spiele der meisten Völker zeigen, daß man darinnen vergnügt seyn, daß man, darauf stolz, sich in demselbigen einer vorzüglichen Lieblingschaft der Gottheit schmeicheln (*) könne.

Der ungehemmte, der zügellose Lauf der Begierden und der Neigungen giebt dem Wilden eine hohe Zufriedenheit mit sich selbst, und einen übermässigen Begriff von seinem eigenen Werthe.

Ge-

(*) La mauvaise chere, qu'ils font; es ist von den Negern von Gorea die Rede; & la pauvreté dans laquelle ils vivent, ne les empêchent pas, d'être contents & très gais. Ils croient, que leur païs est le meilleur & le plus beau climat de la terre; qu'ils sont eux mêmes les plus beaux hommes de l'univers, parcequ'ils sont les plus noirs; & si leurs femmes ne marquoient du gout pour les blancs, ils en feroient fort peu de cas, à cause de leur couleur. Buffon hist. nat. VI. p. 231. f. Die Samojeden sind, so elend ihre Lebensart auch seyn mag, immer vergnügt. Journal encyclopédique Novembre 1762. aus den Memoires sur les Samojedes & les Lappons.

Gefühle die im höhestn Grade angenehm und schmeichelhaft sind.

Wenn wir also alles genau erwegen, so wird es sich wohl ergeben, daß auch in diesem verwirrten Zustande, in den Theilen so wohl als in dem Ganzen, die Mänge der angenehmen Empfindungen die von den unangenehmen übertreffe; und vielleicht eben so sehr, als in den niedrigsten Graden der bürgerlichen Gesellschaft. Es ist indessen höchstens der angenehme Zustand eines Betrunkenen, wo die ganze Summe der Empfindungen sehr klein, jeder Theil davon sehr unrichtig und sehr mangelbar, und alles an sich selbst von sehr geringem Werthe ist. In den Augen der aufgeklärten Vernunft ist deshalben dieser Stand immer so häßlich, als nur etwas ersonnen werden kann; und jeder denkender Mensch wird sich glücklich schätzen, in mildern Zeiten, und bey gesittetern Menschen gebohren zu seyn.

Zwey und zwanzigstes Hauptstück.

Unausweichliche Erweiterung der menschlichen Fähigkeiten und Begierden. Nothwendiger Durchgang durch die Barbarey.

Allein dieser so belobte Stand der mildern Sitten führet nicht minder viele und grosse Uebel mit sich. Der Mensch würde noch weit glücklicher seyn, wenn er sich in den reizvollen Stand einer unschuldigen Einfalt einschränken könnte. Möchten wir wieder darein zurücktreten können. Dieser Wunsch scheinet einer edeln Seele würdig! Aber jeder Wunsch, der auf das Unmögliche gehet, entehret immer die Weisheit.

Wir haben es schon angemerket; es ist der Menschheit unmöglich in Schranken zu bleiben, (*)

(*) Der Trieb zur Vollkommenheit ist in dem Menschen so thätig, daß solche Menschen, welche keine

welche ihr die Natur nicht vorgeschrieben hat, und welche nur eine philosophische Erdichtung sind. Der grosse Urheber der Natur hat in die menschlichen Seelen Saamen von Fähigkeiten gelegt, welche früh oder späth hervorkeimen müssen, und welche vielleicht zu einer Grösse bestimmet sind, von deren wir dermals uns keine Begriffe machen können.

Der Mensch mußte sich einmal über das thierische emporschwingen; und da war es ihm unmöglich, sich nicht immer mehr der Vollkommenheit zu nähern, ohne das verächtlichste aller Wesen zu werden. Ohne eine beträchtliche Anbauung des Verstandes hätte er immer tiefer in die abscheulichste Wildheit verfallen müssen.

Anlässe haben ihre Seelenvermögen zu erhöhen, doch die cörperlichen Fertigkeiten oft auf eine unbegreifliche Vollkommenheit bringen. S. Hawkesworth B. 1. Hptst. 12. S. 134.

Alles was uns die Erfahrung von der Natur der Seele lehret, überzeuget uns von der Richtigkeit dieser Beobachtung. Ehe der Mensch ein Mensch wird, muß er durch den Stand der Kindheit hindurch gehen. Dieses Alter kann billig die Wildheit des einzelnen Menschen genennt werden. Durch sehr natürliche Ursachen schränket es die Begierden desselben lediglich auf ihn selbst ein. Das Eigenthum und die Sicherheit andrer sind Begriffe, die es nicht kennet. Es weiß von keinem Rechte als von dem Rechte des Stärkern; sonst ist nichts im Stande, seine feurigen Triebe zu mässigen.

Alles was ihm im Wege stehet, das suchet es ohne weitere Ueberlegung daraus zu schaffen. Es wiegt die Mittel hierzu nicht ab. Keines kömmt ihm zu hart vor. Es kann vielleicht nachher eine aus Unbedachtsamkeit geflossne Uebereilung bereuen. Aber bey dem ersten Anlasse wird es wieder in den gleichen Fehler verfallen. Wenn also nicht

eine vernünftige Leitung seinen ungestümen Trieben Innhalt thut; so erstarket nothwendig mit den Jahren die Rohigkeit des Gemüthes, und Jüngling und Mann sich selbst überlassen, versinken immer tiefer in die abscheulichsten Unordnungen.

Es scheinet also gleichsam ein Gesetz der Natur zu seyn, daß der Mensch, den nicht eine höhere Vorsicht unmittelbar in den Stand der Vernunft versetzt hat, oder den nicht besonders glückliche Umstände begünstigen, für eine gewisse Zeit in die Wildheit gerathen müsse. Es scheinet unausweichlich, daß die meisten Völker diese öden und düstern Stellen durchwandern, um zu der Vollkommenheit zu gelangen, zu welcher das menschliche Geschlecht bestimmt ist. Sie müssen durch das stürmische Meer der Einbildung zur Vernunft hinübergehen.

Drey und zwanzigstes Hauptstück.

Beantwortung eines Einwurfes.

Sind aber diese Bestimmung, dieser Fortgang zu einem vortrefflichern Stande auch in der Natur gegründet? Sind sie mehr als Träume gutherziger Philosophen, welche den Stand des gesitteten Menschen so herrlich finden, weil sie darinn gebohren sind? Haben nicht Wilde, welche man an die europäische Lebensart hat gewöhnen wollen, sich wieder mit Gewalt losgerissen und zu ihren Mitbürgern geflüchtet? Und ist diese Vollkommenheit daher nicht billig als eine Sache anzusehen, welche der Natur des unverdorbenen Menschen gänzlich zuwiderläuft?

Ich gebe diesen Widerwillen des Wilden gegen einen bessern Zustaud gar gerne zu. Ich halte darfür, er sey in der Natur gegründet. Allein er beweiset gar nicht, daß der Mensch nicht zu diesem bessern Zustande bestimmt ist.

Der Mensch, welcher auf einmal in einen Stand versetzt wird, da ihm gar alles fremd und ungewohnt vorkömmt, kann anders nicht als unfähig seyn, einen Geschmack daran zu finden. Wilde können also sich unmittelbar durch einen Sprung (*) nicht mit einer milden Lebensart befreunden. Es braucht eine gewisse Uebung, bis man zu dem Gefühle der Vollkommenheit und der Schönheit reif wird. Auch der Geschmack an sinnlichen Sachen, an einer bessern Nahrung, selbst an einer mildern Luft und an andern physischen Vortheilen, ist dem nemlichen Gesetze unterworfen. Es ist bekannt, daß das Heimweh die Schweizer in den besten Gegenden, und in den glücklichsten Umständen befällt. Vielleicht ist es auch richtig, daß es sie ehemals da sie noch

(*) Per Saltum.

halbe Barbaren waren, öfter befiel als in unsern Zeiten.

Mit der ganzen Summe der Empfindungen eines Menschen hat es noch viel eher diese Bewandtnis.

Wenn man solchen Wilden anfänglich einen kleinen Grad eines höhern Wohlstandes angeboten hätte, als derjenige war, den sie bisher genossen hatten; sie würden ihn gewiß nicht ausgeschlagen, sie würden ohne Anstand sich stufenweise an das Bessre gewöhnet haben.

Die Verfassung ihrer Nahrungssäfte, ihrer Nerven, ihres ganzen Leibes, das ganze System ihrer gewöhnten Empfindungen hätten hingegen müssen auf einmal umgekehret; ihre ganze Organisation hätte auf einmal müssen umgegossen werden: wenn sie so geschwind hätten fähig werden sollen, eine andere Lebensart anzunehmen.

Es braucht vielleicht hierzu nicht nur viele Jahre, sondern so gar mehrere auf einander

folgende Geschlechter. Die erste Anlage der Natur muß nach und nach verbessert werden. Ein Kind roher Eltern, wird, wenn ihr es auch ganz jung einer milden Pflege anvertrauet, meistens etwas von seiner Rohigkeit beybehalten; noch vielmehr also ein solches, das von ganzen Wilden abstammet.

Es ist also auch nichts sonderbares, daß der Samojede seine Hütte einem Pallast in Petersburg, und seine rohe Lebensart der Niedlichkeit dieser prächtigen Stadt vorziehet.

Vier und zwanzigstes Hauptstück.

Beschluß des dritten Buches.

Wir haben die lächelnde Kindheit des menschlichen Geschlechtes nicht ohne ein süsses Vergnügen betrachtet. Mit einem lebhaften Schmerzen haben wir diesen lieblichen Frühling bald verwelken gesehen. Eine stürmische, eine feurige Ju-

gend folgte darauf; eine Schaubühne abscheulicher Auftritte, in welchen wir den Menschen fast gänzlich verluhren, und wo wir nur ein wildes, ein unbändiges Thier erblickten. Lasset uns unsre Augen davon abwenden. Es bieten sich uns tröstliche Abwechslungen dar. Die Stürme legen sich; ein wohlthätiges Licht fängt an, die Finsternisse zu zerstreuen; und ein heitrer Himmel lachet uns segnend entgegen.

Ueber die
Geschichte
der
Menschheit.
Viertes Buch.

Viertes Buch.

Von den Anfängen des gesitteten Standes bis zur Vestsetzung der häuslichen Gesellschaft.

Erstes Hauptstück.

Einleitung.

Mangel an Begriffen und an menschenfreundlichen Empfindungen, Dunkelheit, Verwirrung, Unordnung in dem Geiste, Rohigkeit und Bösartigkeit in dem Gemüthe, sind die Kennzeichen der Wildheit: Licht, Ordnung, und eine ausgebreitete Liebe sind die von dem gesitteten Leben.

Wir haben in unserm zweyten Buche den Menschen bis auf die Grenzen dieser beyden Stände begleitet. Wir haben da zu sehen geglaubet, wie

sich das menschliche Geschlecht in zwo ganz verschiedene Classen theilete. Wir haben von damit der einen derselben rohe und unwegsame Gegenden durchirret. Wir kehren nun zurück, um mit der andern eine lieblichere Bahn zu betreten. Aber wir schmeicheln uns vergebens mit einer so süssen Hofnung. Wir finden die Unschuld nirgendwo von der wir so viel Vergnügen erwartet hatten. Auch diejenigen Menschen, derer Kindheit uns mit den schönsten Hofnungen schmeichelte, sind wild und roh geworden.

Die Denkmäler des Alterthumes zeigen uns das menschliche Geschlecht in dem Anfange der uns bekannten Zeiten nirgendwo anders, als in der Verwirrung, in der Unordnung, und in der Zerrüttung. Wo sie uns nicht mehr eine vollkommene Barbarey sehen lassen, da lassen sie uns doch so viele Ueberbleibsel davon entdecken, daß wir muthmassen müssen, sie habe auch da geherrschet, sie habe auch da die glückliche Milderung

schwer und langsam gemachet, durch welche allein Liebe, Friede, Ordnung und Wohlstand erzeuget, und über ganze Nationen ausgebreitet werden konnten.

Es ist ein grosses, es ist ein schönes Schauspiel um die Sitten und um das Licht, welche viele Jahrhunderte hindurch mit der Barbarey und mit den Finsternissen ringen. Diese an mannigfaltigen und rührenden Abwechslungen so reichen Scenen wollen wir mit philosophischen Blicken übersehen, um uns vorzustellen, wie allmählich von der Einfalt und von der Wildheit die Menschen zu Sitten, zu Gesetzen, zu Künsten und zu Wissenschaften sich erhoben haben.

Zweytes Hauptstück.

Allgemeine Beobachtungen.

Eine wahre Geselligkeit, eine wahre Milderung, wahre Sitten, erfordern eine vortheilhafte Anlage der Leiber und der Geister, eine glück-

liche Mischung, eine wohlgeordnete Vereinigung mannigfaltiger Gaben und Geschicke. Ohne diese Vorzüge können weder einzelne Menschen zu dem Gefühle der Schönheit, der Grösse, und der Ordnung erhoben, noch ganze Gesellschaften zu dem Genusse ihrer kostbaren Früchte fähig gemachet werden. Durch sie allein wird der Vernunft die Ausübung der Rechte erleichtert, welche sie behaupten muß, um die Menschen glücklich, und die Völker blühend zu machen. Durch sie allein werden die langsamen Fortgänge befördert, durch welche die Menschen von dem zerstreuten Leben zu einer geselligen Vereinigung, von der Sclaverey zu einer bürgerlichen Verfassung, von der niedrigsten Unterwürfigkeit zu der erhabensten Freyheit gelangen.

Es sind aber diese glückliche Organisation, diese

Harmonische Mischung der Talente und der Gefühle, *nicht allen* Ländern gleich eigen.

In einigen sind sie unmittelbare und frühe Früchte der Natur.

In andern sind sie es zugleich von der Natur, die von mächtigen und mannigfaltigen Hindernissen bekämpfet, langsamer zu ihrer Reife gelanget, und von der Kunst, welche ihrer verehrungswürdigen Mutter die Hand beut; und welche diese kostbaren Vortheile erhöhet, indem sie ihnen lebhaftere Reize und einen feinern Geschmack ertheilet. So sind gezweigte Früchte meistens schmackhafter als die, welche ohne die hilfleistende Hand des Gärtners auf ihren eignen Stämmen wachsen.

Sollte es daher so ungereimt seyn zu denken, der Mensch wäre eine von Natur mehr oder minder rohe Pflanze, welche vielfältig versetzt, geäu-

gelt, bearbeitet werden müsse, um gute und schmackhafte Früchte zu bringen.

In einigen Ländern muß nicht nur die Natur verbessert; sie muß gleichsam umgegossen werden. Jede Empfindung des Schönen, des Guten, des Vollkommnen, ist da eine fremde Frucht, die in einem harten Clima erst nur in Treibhäusern erzogen werden muß, und die in der freyen Luft nicht gedeyhen kann, bis durch eine lange Anbauung der Boden selbst seine ursprüngliche Rohigkeit verlohren hat.

So wird uns die frühe Policierung des Orients, die langsamere von Griechenland und von Italien, und die späte der nordischen Länder begreiflich.

Wenn wir vermuthen sollten, daß es Völker gäbe, welche dieser kostbaren Vortheile unfähig wären, so müßten es solche seyn, bey denen eine äusserste Reizbarkeit der Sinne alle Ordnung der Neigungen ausschliessen; oder solche, bey welchen

eine gleich grosse Unempfindlichkeit alle Erhöhung der Fähigkeiten unmöglich machen würde. Den erstern dieser Mängel wollte ich unter dem Aequator, und den zweyten unter den beyden Polen suchen. Aber auch da würde es Verwegenheit seyn, die Menschenart für unverbesserlich zu halten.

Drittes Hauptstück.

Erste Anfänge des gesitteten Standes. Erhöhung der Gefühle, der Erfahrungen, der Sprache. Erstes Gesetz der Geselligkeit.

Ohne Zweifel sind in den lieblichsten und gesegnetsten Gegenden des Erdbodens die sanften Empfindungen der Geselligkeit, wie herrliche und wohlriechende Kräuter aus einem fruchtbaren Erdreiche, am ersten hervorgekeimet.

Alles stimmte da überein, die Gemüther milden und menschenfreundlichen Gesinnungen zu er-

öfnen; und diese glücklichen Länder zu den ersten Wohnungen der Menschlichkeit und der Sitten zu machen. Da konnte die Barbarey weder von der Heftigkeit noch von der Härtigkeit seyn, durch welche sie sich in Ländern auszeichnen mußte, derer natürliche Unart nur durch eine lange und mühsame Anbauung verbessert werden konnte.

Wenn noch in den Wäldern und in den Gebirgen dieser milden Gegenden, grausame und feurige Barbaren ohne menschliche Gefühle ein abscheuliches Leben führten; so wohnten in ihren fruchtbaren Ebenen schon lang besser organisierte, glücklicher geartete Menschen; sowie wir auch unter uns vortreffliche und wohlgeartete Naturelle finden, bey welchen die feurigen Neigungen der Jugend sich nur sanft regen; und bey welchen dieses den Leidenschaften und den Unordnungen so sehr ausgesetzte Alter, ohne Hitze, ohne Ungewitter, und ohne Ausschweifungen vorübergeht.

In solchen von dem Himmel vorzüglich begün-

stigten Ländern erzeuget eine zärtere und mildere Nahrung, ein süsseres Geblüt und bessere Säfte; und ohne Zweifel hat eine wärmere Luft auch in die Beschaffenheit des Nervengebäudes einen Einfluß, durch den sie die Geschwindigkeit und die Vollkommenheit der Empfindungen befördert, die Reizbarkeit des Geistes erhöhet, und den Leib so wohl als die Seele zur Nachahmung, dem ersten Werkzeuge der geselligen Talente, fähiger machet.

So entwickelten sich besonders in den gesegnetsten Gegenden Asiens die geselligen Triebe mit einer vorzüglichen Geschwindigkeit. Frühe erzeugeten da der Schmerz und der Verdruß eines Menschen, in dem andern eine lebhaftere Empfindung. Frühe setzte da die Freude des einen auch die sympathetische Seele des andern in eine freudige Verfassung. Frühe wurden da wohlgeartete Gemüther zu der glücklichen Harmonie vorbereitet, durch welche sie, gleich wohlgestimmten In-

strumenten, einer des andern Vollkommenheit erhöheten. Frühe lernete da der fühlbare Mensch eine Handlung verabscheuen, durch welche einem andern Schmerz oder Verdruß verursacht wurde. Frühe rührete ihn da die sanfte Wollust, von welcher edle Seelen überfliessen, wenn sie das Vergnügen und die Freude andrer befördern.

So wurde in glückseligen Regionen der Einfluß der Empfindungen eines Menschen in die Seele seines Mitmenschen frühe erzeuget und täglich verstärket. So wurden da mit einer glücklichen Leichtigkeit die mächtigen Triebräder in Bewegung gesetzt, durch welche die Einbildungskraft von einem Menschen, die von einem andern erschüttert; und durch welche der Mensch über den Menschen Ansehn erwirbet. So wurde da frühe der natürliche Trieb sich zu parteyen erhöhet und veredelt.

So wurde nach und nach mit der Erweiterung der Beobachtungen und der Begriffe die Sprache

bereichert. Bey dem vorhergehenden Grade der Menschheit, und auch in dem Anfange von diesem (*), mußte sie noch sehr arm gewesen seyn.

(*) Toutes les langues de l'Amerique méridionale, dont j'ai eu quelque notion, ſont fort pauvres; plusieurs ſont energiques & ſuſceptibles d'élégance, & ſingulierement l'ancienne langue du Perou. Mais toutes manquent de termes pour exprimer les idées abſtraites & univerſelles; preuve evidente du peu de progrés, qu'ont fait les eſprits de ces peuples. *Tems*, *durée*, *espace*, *être*, *ſubſtance*, *matiere*, *corps*, tous ces mots & beaucoup d'autres n'ont point d'equivalents dans leurs langues. Non ſeulement les noms des êtres métaphyſiques mais ceux des êtres moraux ne peuvent ſe rendre chés eux qu'imparfaitement & par de longues periphraſes. Il ny a pas de mot propre, qui réponde exactement a ceux de *vertu*, *juſtice*, *liberté*, *reconnoiſſance*, *ingratitude*; tout cela paroit fort difficile à concilier avec ce que Garcilaſſo rapporte de la police, de l'induſtrie, des arts, du gouvernement & du génie des anciens Péruviens. Si l'amour de la patrie ne lui a pas fait illuſion, il faut convenir, que ces peuples ont bien dégénéré de leurs ancétres. Allein, wenn es wahr iſt, daß die Peruvianer eine ſo unvollkommene Sprache haben,

Mit jedem Anwachse der menschlichen Einsichten, wurden mehr Worte nöthig, um mehr Begriffe

---

die nicht einmal solche nothwendige Begriffe zu bezeichnen im Stande ist, worinn bestehet denn die Zierlichkeit und der Nachdruck, derer sie fähig ist? Quant aux autres nations de *l'Amerique australe*, on ignore qu'elles soient jamais sorties de la barbarie. *M. de la Condamine* rélation abrégée d'un voyage fait dans l'interieur de l'Amérique méridionale, p. 58. Die Sprache der Canadier war nach la Hontans Berichte sehr arm an Worten, und Kolbe sagt das gleiche, von der Hottentoten ihrer. Der letztere merkte an, daß diese Armuth allen Ursprachen gemein sey. Das nemliche sagt Hawkesworth B. 1. Hptst. 19. S. 226. von der Sprache der Otaheitier. Merkwürdig ist ihr Wohllaut. Sie sind an eine solche vortreffende Mänge von Vocalen gewöhnt, daß sie die englischen Namen nicht aussprechen können. Ebendaselbst Hptst. 11. 14. 17. S. auch Forsters Reise Hptst. 5. S. 106. und insonderheit Hptst 8. S. 195. S. Hawkesworth B. 2. Hptst. 10. von der Sprache der Neuseeländer, welche mit der Otaheitischen so viel gemein hat, daß man mit Wahrscheinlichkeit auf einen gemeinschaftlichen Ursprung der Bevölkerung beyder Länder schliessen kann. Man findet in den kleinen Verzeichnissen von Wörtern die Herr Cook

zu bezeichnen. Die mannigfaltigen Veränderungen, die vielerley Grade und die unzähligen Ver-

---

aufbehalten hat, ausser dem Worte **keno** schlecht keine, welche abgezogene Begriffe z. E. schön, häßlich, viel weniger solche, welche Hauptwörter oder Substantiven bezeichneten, die von solchen hergeleitet wären; keine die etwas geistiges bedeuteten, und höchstens fünf bis sechs Zeitwörter. Die Zahlen gehn nicht über zehn. Die Sprache der Neuholländer ist viel rauher als die Otaheitische und die Neuseeländische, Hawkesworth B. 3. Hptst. 4. S. 173. Wir haben oben schon aus Hawkesworth und Forster angemerkt, wie die Otaheitier die englischen Namen, weil sie sie nicht aussprechen konnten, in ganz andre verwandelt haben. Z. E. **Cook** in **Tutti**, König Georg in **Richiargo** &c. Ohne Zweifel hatten die Organen der Pelasger die gleichen Verhältnisse gegen die Sprache der Orientaler und der Egyptier. Dieses macht uns begreiflich, wie sehr die Geschichte durch solche Veränderung muß verstellt worden seyn. Und was wir für geänderte Namen finden würden, wenn wir indianische Geschichtsbücher von Babylon und von Assyrien fänden.

hältnisse der Dinge, welche sich der geschärften Aufmerksamkeit immer in einem neuen Lichte darboten, gaben den Beywörtern, den Zeitwörtern, und den Bestimmungswörtern den Ursprung. Die Zeichen des Grossen und des Kleinen, des Vergangenen, des Gegenwärtigen, und des Zukünftigen, wurden von Tage zu Tage nöthiger.

So sehr die Erhöhung der gesellschaftlichen Empfindungen, und die Erweiterung der Erkenntnisse die Sprache bereicherten; so viel trug die verbesserte Sprache zur Ausbreitung der Geselligkeit und der Einsichten bey.

In solchen glücklichen Gegenden, mußte die Sprache, das Werkzeug, durch welches mit glücklichen Gaben versehene Menschen dereinst die Stärke ihres Geistes über andere ausüben sollten, viel eher als in rohen Ländern, vervollkommnet werden; mußte viel geschwinder unter vielen Geschlechtern sich die gleiche Mundart ausbreiten,

und mußte dadurch die Vereinigung vieler Menschen viel geschwinder vor sich gehen. (*)

(*) Die Gemeinschaft der Sprache ist das mächtigste Mittel den Menschen Vertrauen und Liebe gegen einander einzuflössen. Die Holländer verhüten, wenn man Hr. Cook bey Hawkesworth B. 3. Hptst. 9. S. 309. glauben soll, die indianischen Nationen auf den Inseln eine gemeinsame Sprache anzunehmen, um ihre nähern Verbindungen zu hintern und um Meister von ihrer Handelschaft zu bleiben. Die Vereinignng und die Aehnlichwerdung der Sprachen muß die Vereinigung der Menschen befördern. Die Vervielfältigung derselben muß sie verhintern. Wenn wir die Geschichte von dem Thurne zu Babel nur als eine Allegorie betrachten; so erläntert sie schon die Trennung der Menschen auf das auffallendste. Ueberhaupt können wir es als einen allgemeinen Grundsatz ansehn; alles wodurch die Menschen einander ähnlich werden, vermehret Freundschaft und Liebe; alles wodurch sie sich von einander unterscheiden entfremdet sie von einander. Dieses ist auch von den unscheinbarsten Kleinigkeiten wahr. Und darum kann ich es nicht vertragen, daß die Schweden sich anders tättowieren, als wir andern Europäer. Nur wünschte ich, daß die Menschen

Den fühlbaren Menschen, welche unter einem milden Himmel wohneten, mußte also der Umgang mit ihres gleichen immer kostbarer werden, und die edeln Triebe von Liebe und von Freundschaft mußten bey ihnen allmählich eine grössere Stärke, und die menschliche Glückseligkeit eine beträchtlichere Erhöhung erhalten.

Menschen, welchen durch eine vorzügliche Begünstigung der Natur eine glückliche Anlage des Leibes zu Theile geworden ist, sind auch vor andern fähig, ächte Schönheiten wahrzunehmen und zu schätzen. Bey einer solchen vortheilhaften Organisation verlieren sich sehr bald die kindischen Neigungen, welche rohen Menschen eigen sind. Der Geschmack für das Klingende wird da zum Gefühle der Harmonie, und der für das Glänzende, zur Empfindung der Symmetrie veredelt.

---

sich eher durch die Vereinfältigung des Aeusserlichen ähnlich würden, als durch Vermannigfältigung desselben.

Eine verfeinerte Einbildung giebt jeder Vorstellung einen höhern Glanz, jeder Neigung einen lebhaftern Reiz, jedem Gedanken einen feinern Schwung, und jedem Ausdrucke einen höhern Wohlklang.

Daher äusserte sich in glücklichen Gegenden so frühe der Geschmack der wahren Musik und der feinern Poesie; und es ist deshalben nicht ohne Grund gemuthmasset worden, (*) daß die bukolische Dichtkunst sehr wohl ihren Ursprung den Arabern und den orientalischen Tartaren zu verdanken haben dürfte. Diese Völker lebten in reizenden Gegenden. Ihre Beschäftigungen waren leicht und angenehm. Ihre Sinne und ihre Gemüther waren durch die Einflüsse einer gemässigten Luft und eines günstigen Himmels zu sanften Empfindungen aufgelegt. Gleich fern von der Waichlichkeit der Indianer, und von der Rohig-

(*) *Chardin* voyage en Perse, T. V. ch. 14. p. 258. Man sehe auch die Briefe der Lady Worthley Montague.

keit der Hyberboreer, waren ihre Seelen dem Gefühle des Lieblichen und des Schönen, und der Empfindung des Guten und des Rechtschaffenen vorzüglich offen.

Durch diese glückliche Vorbereitungen lernete der Mensch den Menschen als das Werkzeug seiner Glückseligkeit ansehen. Durch sie entwickelte sich allmählich das erste Gesetz des geselligen Lebens, das edle Gefühl, die reizvolle Wollust, welche die Seele des Menschen erquickt, indem er eine Handlung ausübet, durch welche die Glückseligkeit eines andern Wesens seiner Art befördert wird; indem er sich zu einer solchen entschliesset, oder indem er sich einer solchen errinnert.

Viertes Hauptstück.

Eheliche Gesellschaft.

So wurden nach und nach die Empfindungen der Bessern edler, ihre Leidenschaften sanfter,

ihre Erfindsamkeit geschäftiger, ihr Verstand aufgeklärter.

Die erweiterte und erhöhete Empfindlichkeit verstärkete immer mehr das liebliche Gefühl der grössern Schönheit und der vorzüglichen Anmuth; und sie erzeugte die süsse Regung, welche ein Herz mit einem unwiderstehlichen Zuge zu einem gleichgestimmten Herzen neiget; und das ausserordentliche Vergnügen, das eine zärtliche Seele erfüllet, wenn sie sich versichert glaubet, in einem andern die gleiche Flamme entzündet zu haben, mit der sie gegen sie brennet.

Die Entwicklung dieser Gesinnungen veredelte Triebe, welche vorher nur körperliche Bedürfnisse gewesen waren; und machte zu einer schönen Leidenschaft, was ehmals nicht edler gewesen war als Durst oder Hunger.

So wurden dem glücklich organisierten Menschen die Vortheile und die Annehmlichkeiten einer dauerhaften Gesellschaft immer anmuthsrei-

cher und fühlbarer. So entstuhnd allem Ansehen nach unter den bessern Stämmen die feinere Liebe, eine bessere Art von Eyfersucht, der Gedanke von der Sittlichkeit und von der Ordnung in dem Umgange beyder Geschlechter, und die eheliche Gesellschaft. So wurd der Mensch der Ehemann seines Weibes, und der Vater seiner Kinder.

Fünftes Hauptstück.

Langsame Fortgänge der Sittlichkeit in dem Umgange beyder Geschlechter.

Sehr langsam konnten indessen die Sittlichkeit und die Ordnung in den Familien, die vornehmsten Grundvesten der öffentlichen Anständigkeit zu einiger Vollkommenheit gelangen.

Allem Ansehn nach blieben von verschiedenen Geschlechtern, welche unter einander wohneten, viele weit von der Milderung und von der Er-

leuchtung

leuchtung der Bessern entfernt, (*) und bey solchen blieben wahrscheinlicher Weise die Unordnungen nicht nur in ihrer natürlichen Stärke; sie mußten durch die Erhöhung der Einbildung noch unendlich vergrössert werden. Wie in den ersten Anfängen sich viele Völker in diesen Stücken wenig von den Thieren (**) unterschieden; wie viele

---

(*) So ausschweifend auch die gemeinen Otaheitierinnen in diesem Stücke seyn mögen; S. Hawkesworth B. 1. Hptst. 10. von Cooks Reise, insonderheit Hptst. 12. wo eine Cäremonie beschrieben wird, die im höchsten Grade cynisch ist; S. auch Forsters Reise Hptst. 8. S. 200. und Hptst. 9. S. 254.: so merket doch Hr. Forster S. 216. an, es wären während seinem Aufenthalte in Otaheiti wenig oder gar keine Beyspiele bekannt geworden, daß Frauenspersonen von angesehnen Geschlechtern, sich mit der Ausgelassenheit und dem Leichtsinne ihrer geringern Landsmänninnen der Lüsternheit der Engelländer überlassen hätten.

(**) Herodotus III. 94. IV. 97. 162. 166. Die Massageten hatten, wie viel andre wilde Völker, ihre Weiber gemein, Herodot. 1. 201. obgleich ein ie-

es den Weibspersonen zu einer wahren Ehre rechneten, recht ausschweifend gewesen zu seyn; (*)

der eine heurathete; und machten keinen Unterschied auch in Betrachtung ihrer Mütter, Töchtern und Schwestern. Das Volk bey Loreto in Californien, war in diesem Stücke etwas bescheidener, als die meisten übrigen Californier. Der vornehmere hatte allda nie mehr als zwey Weiber, und der gemeine Mann begnügte sich mit einem. Der Ehebruch wurde bey ihnen als ein Verbrechen angesehen, das billig Rache forderte, ausser bey zweyerley Anlässen, one at their festivals and routs an the other at their wrestling matches among the rancherias, als bey welchen Gelegenheiten derselbe das ärgerliche Vorrecht des Siegers war. *P. Miguel Venégas* hist. of *California* P. I. Sect. 6. p. 80. S. auch Hist. gén. des voyages L. XI. ch. I. auch Benjamini Tudelensis Itinerarium p. 36. Garcilasso della Vega, Hist. du Perou, I. 14. II. 10. VII. &c. Von den Mingreliern und von den Immiretiern, s. Chardin Voyage en Perse, T. I. p. 136. 144. & II. p. 12. f und von den Georgiern I. 130. T. II. obwohl dieselben Christen sind. S. auch das 2te Hauptstück des ersten Buches von den Versuchen des Montagne. S. oben B. 2. Hptst. 4.

(*) Garcilasso della Vega II. 19. Die Lappen schä-

so finden wir so gar nicht wenige, welche schon bey einer ziemlich guten bürgerlichen Verfassung die Anständigkeit nicht kannten, die den Umgang beyder Geschlechter beseelen und ordnen soll. Einige stellten sich nur bey Verheuratheten, (*) und

---

tzen die Weibspersonen desto mehr, je mehr sie Fremden Dienste geleistet haben. Buffon hist. nat. VI. 11. 107. 4. Auch die Negern auf der westlichen Küste von Africa, Hist. gén. des voyages, L. IX. ch. I. p. 311. ch. 7. §. 4. p. 357. L. X. ch. 4. p. 329. Von den Mingreliern s. eben denselben Naturgesch. 6. S. 196. u. S. 235. sagt dieser, daß in Guinea die Eltern den Kindern in diesem Stücke alsobald alles erlauben, und daß man da selten ein Mädgen finde, welches sich erinnern könne, Jungfer gewesen zu seyn.

(*) Ælianus var. hist. IIII. 1. „Ihre Begriffe von „weiblicher Keuschheit sind in diesem Betracht so „sehr von den unsrigen unterschieden, daß ein un„verheurathetes Mädgen, viele Liebhaber begün„stigen kann, ohne dadurch im mindesten an sei„ner Ehre zu leiden. Sobald sie aber heura„then, wird die unverbrüchlichste Beobachtung „ehlicher Treue von ihnen verlangt;“ sagt Hr.

andere, nur bey ledigen Weibspersonen eine solche Sittlichkeit vor. Diese letztern sahen meistens die Weiber für ihr Eigenthum an, und unterwarfen sie einem harten Joche, indem sie sich selbst von allen Pflichten gegen sie frey sprachen. In den Ländern, wo die Männer die Weiber kaufeten, war diese Denkungsart desto natürlicher. Bey vielen Völkern war es einem Manne erlaubt, mehrere Frauen zu haben. Bey einigen waren die Weiber berechtiget, sich mehr als einen Mann zu nehmen. In einigen Ländern (*) mußten sich die Mädgens durch den Dienst der Venus Geld erwerben, um sich Männer zu erkaufen. In einigen Staaten waren die ehelichen Bande enger

---

Forster von den Neuseeländerinnen Hptst. 6. S. 160. S. oben B. 3. Hptst. 4.

(*) Herodotus 1. 85. Strabo B. 11. S. 622. B. 15. S. 817. Der Herr von Voltäre machet diesen Zug verdächtig, ohne Zweifel nur deswegen, weil ihn vor ihm jedermann unangefochten gelassen hatte.

geknüpfet, in andern weiter. In einigen hatten die Herren oder die Fürsten ganz besondre und unsittliche Vorrechte. (*) Und es finden sich in den Gesetzen der mittlern Zeiten noch Merkmale, daß solche Mißbräuche lange in Europa (**) üblich gewesen sind. Hundert Verschiedenheiten dieser

(*) Ils ne prenoient une Vierge, qu'àprès avoir proposé à leur Seigneur, de passer la premiere nuit avec elle, & ceux qui obtenoient cette grace, s'en croioient fort honorés. Es ist die Rede von den Einwohnern der Insel Teneriffa. Hist. gén. des voyages. L. V. p. 336. aus Cadamosto b. J. 1455. In den Canarischen Inseln wurde der gleiche Gebrauch angetroffen, Hist. gén. des voyages L. I. ad a. 1447. Sonderbare Gastfreyheit des Erih oder Königs der Kleinotaheitier der den Engelländern die Töchter des Landes anbot, um ihnen den Mangel an Weibern zu ersetzen. Forster Hptst. 8. S. 233.

(**) S. unter andern Herrn Hommels jurisprudentiam arlequinizantem. Ein kleines Buch für eine so reiche Materie.

Art haben bey allen Völkern die Unordnungen unterhalten und vervielfältiget.

Alte und neue Schriftsteller rühmen zwar oft, und mit einem gewissen Enthusiasmus, die Keuschheit einfältiger oder barbarischer Völker. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß wo sich diese Eigenschaft bey solchen befindet, dieselbe eher die Wirkung eines physischen als aber eines sittlichen Grundes sey; und daß oft die Gewohnheit viel eher als ein edlerer Beweggrund, unter gar rohen Menschen eine Art einer dauerhaften Liebe erzeuge. (*)

(*) In diesem Falle scheinen die Samojeden zu seyn. S. Journal encyclopédique Novembre 1762. p. 70. seqq. Unter den nördlichen Cochimies war keine solche Ausschweifung bekannt und ein Missionarius meldet von denselben, daß, ungeachtet ihrer zügellosen Freyheit, man unter ihnen keiner Schwelgerey oder unrechtmässigen Liebe gewahr werde; welches er dem elenden Leben zuschreibet, so sie nur allzuoft in den Bergen, in Hunger, Kälte, Nacktheit und Bedürfniß aller angenehmen Dinge, zubringen. P. Miguel Venegas history of California. P. I. Sect. 6. p. 80.

Indessen würde es freylich ungerecht seyn, diesen Menschen ihre Unsittlichkeit als ein Verbrechen anzurechnen. Sie wußten noch nicht daß sie nackt wären, darum versteckten sie sich nicht.

Die Einflüsse der Luft und des Himmels, die Beschaffenheit der Länder, die Nahrung der Völker, ihre gewöhnlichen Beschäftigungen, und sehr viele andere natürliche und zufällige Ursachen sind es, welche in diesem Stücke die Ordnung bald hemmen, bald befördern.

Der Geistreiche, der Vernünftige, der Wohlgeartete, ist in der Liebe immer empfindsamer, als der Dumme und der Ungesittete. Eine sanfte und bequeme Lebensart macht die Menschen früher und länger ihrer süssen Empfindungen fähig. Alles was die Einbildung erwärmet, erhöhet immer die Lebhaftigkeit der Begierden, zerstöhret aber auch nur allzuoft die Ordnung derselben.

Es ist also leicht zu begreifen, daß die wahren

Begriffe von der Reinigkeit der Sitten, und von der ehlichen Treue, anders nicht als sehr langsam durch die Vernunft entwickelt und durch die Gesetze bekräftiget werden konnten.

Die grösten Gesetzgeber (*) haben hier gestrandet. Die grösten Philosophen sind hier irre gegangen; und es scheinet der Erhabenheit der christlichen Religion vorbehalten gewesen zu seyn, diesen wichtigen Gegenstand in sein wahres Licht zu setzen.

(*) Vielleicht verdienet hier Manco Capac eine Ausnahme: Pour les detourner de l'impureté, qui étoit le vice le plus commun parmi eux, il leur defendit, de violer déformais en aucune façon le respect qu'on doit à l'honnêteté des femmes & des filles. Il ordonna pour la même raison, que chacun d'eux n'aura qu'une femme, &c. Garcilasso della Vega hist. des Yncas L. I. ch. 21.

Sechstes Hauptstück.

Hausstand. Empfindungen der Eltern gegen die Kinder, dieser gegen die Eltern, und der Blutsverwandten gegen einander.

Aus der verstärkten und verfeinerten ehelichen Liebe mußten mächtiger die süssen Empfindungen hervorkeimen, welche zärtliche Eltern gegen ihre Kinder beseelen; und die erhöhte kindliche Liebe war eine nicht minder holde Frucht davon. So war es auch unmöglich, daß Brüder und Schwestern unter dem Schutze liebreicher Eltern leben konnten, ohne die Triebe einer freundschaftlichen Zuneigung gegen einander lebhaft zu fühlen. Die unschuldigen Freuden der einen mußten die Seelen der andern mit einem sanften Vergnügen erfüllen; und der Schmerz leidender Brüder mußte Gemüther, welche die Natur durch so mächtige

und so kostbare Bande vereiniget hatte, sehr empfindlich rühren.

So entwickelten sich in dem Schoosse des häuslichen Lebens die ersten Keime der Geselligkeit; und ohne Zweifel ist das erste und das älteste Ansehn unter den Menschen dasjenige gewesen, welches die Natur den Vätern über ihre Kinder ertheilet; und so begreifen wir sehr leicht, wie die ersten Gesellschaften, welche wir kennen, Geschlechter und Stämme gewesen seyn. (*)

(*) Die Geschichten der meisten alten Völker bezeugen dieses. Die Hebräer, die Perser, die Griechen, die Etrusker, die Türken, die Saracenen, Ammianus Marcellinus XXV. 2. die Römer waren in den ältesten Zeiten in Stämme eingetheilet; und viele Völkerschaften wurden als Nachkömmlinge eines gemeinsamen Stammvaters nur als ein Geschlecht angesehen, obgleich es ganz wahrscheinlich ist, daß viele Fremde sich ihnen zugesellet haben. Sonderbar ist es, daß so viele dieser Völkerschaften aus zwölf Stämmen bestuhnden.

Siebendes Hauptstück.

Ungleiche Fortgänge geselliger Empfindungen. Verderbniß derselben.

Wie in milden und von der Natur begünstigten Ländern, bey sanften und wohl organisierten Geschlechtern diese glücklichen Gefühle sich mit einer besondern Leichtigkeit entwickelten; so verhielt es sich ganz anders in wilden Gegenden, und bey rohen und übelgearteten Menschen. Da waren die Geister weder zu der Empfindung des Schönen und des Guten, noch zur Nachahmung des Gefälligen und des Anständigen aufgelegt. Da zeigten sich sehr langsam die kostbaren Saamen dieser Fähigkeiten; und wenn sie endlich nach tausend überstandnen Hinternissen einen harten und unfruchtbaren Boden durchbrachen, so nahmen sie die Rohigkeit und die Unart des Erdreichs an, auf dem sie hervorwuchsen; so sprosseten neben ihnen unzähliche andre harte und häß-

liche Neigungen hervor, welche die schwachen Keime der Geselligkeit in ihrer ersten Entwicklung zu ersticken droheten.

Indessen vergifteten auch selbst bey den wohlgeartetsten Geschlechtern unselige Regungen die Herzen; und die Saamen der Zwietracht und des Misvergnügens breiteten sich unter denselben nur allzusehr aus.

Wie die Nachbarschaft roher und ungesitteter Geschlechter die Ruhe der Bessern sehr oft stöhren mußte; so mußte auch die Vermischung der einen mit den andern, zu der Verderbnis der letztern und zu mannigfaltigen Verwirrungen Anlaß geben.. Und überhaupt mußten in diesem kindischen Stande der Menschheit die ungeübten Sinne, der unerfahrne Verstand, und die voreilige Einbildung unzählige irrige Begriffe und Meynungen, und mit diesen eben so vielfältige schädliche Neigungen und Leidenschaften erzeugen; und so kämpfeten da die Menschen, die am glücklichsten organisiert

waren, lange mit unzählichen Hinternissen, welche die besten Gefühle bey ihnen zu ersticken droheten.

Achtes Hauptstück.

Krieg. Herrschaft. Dienstbarkeit.

Diese Unordnungen selbst hatten indessen mehr vortheilhafte als nachtheilige Folgen; indem sie den Fortgang zu grössern und vollkommnern Vereinigungen zugleich leichter und nöthiger machten.

Die Habsucht, die Ungerechtigkeit und die Bosheit der Rohen und der Unartigen, führete beständige Kriege wider die Emsigkeit, den Wohlstand und die Freyheit ihrer bessern Nachbarn. Wir haben die Folgen dieser unseligen Verwirrungen bey dem Stande der Wildheit weitläufig ausgeführt. Um ihre Ruhe und ihre Freyheit zu beschützen hatten auch die Bessern kein anders Mittel als Stärke und Gewaltthätigkeit; und um den Mangel an Kräften zu ersetzen, vereinigten sich

ohne Zweifel oft schwache und furchtsame Geschlechter mit muthigern und zahlreichern.

Ein Haupt einer tapfern und zahlreichen Familien unterwarf sich ohne Mühe, eine beträchtliche Anzahl schwacher, einfältiger und ruheliebender Menschen. Die Wohlthätigkeit, die Weisheit, die Stärke, so gar die Bosheit eines Mannes konnten Beweggründe abgeben, seinen Schutz, seine Anführung oder seine Herrschaft vorzüglich zu suchen. Der natürliche Trieb sich zu parteyen, und sich zum Anhänger eines Mannes, den man bewundert, oder einer Meynung, die man umfasset, zu machen, mußte solche Vereinigungen mit einer ausnehmenden Schnelligkeit befördern, und ihnen das Ansehn von kleinen Staaten und von bürgerlichen Gesellschaften ertheilen.

Da fiengen schon die Triebräder der Handlungen an, zusammengesetzter und mannigfaltiger zu werden; Ihre Absichten breiteten sich schon weiter aus. Der Trieb nach Ansehn und nach Herr-

schaft wurd immer feuriger. Die Unterdrückung und die Sclaverey wurden auch bey den bessern Geschlechtern allmählich zu einem allgemeinen Rechte; zu einem Rechte, welches, so widernatürlich es auch dem erleuchteten, dem die Würde seiner Natur fühlenden Menschen vorkommen mag, dennoch für den schwachen und für den unwissenden so furchtbar nicht ist; welches für sie eine wahre Wohlthat, welches, gleich dem Kriege und andern Greueln der barbarischen Zeiten, nöthig gewesen zu seyn scheinet, um die Menschen zu einem glücklichen und vollkommenen Zustande vorzubereiten.

Jede Familie bestuhnd also aus dem Hausvater, aus den Kindern, und aus dem Gesinde. Dieses letztere war nur der leidende Theil des Hauses. Die Musse, welche durch diesen den glücklichern und selbstthätigen gewähret wurde, ertheilte diesen den Vortheil, sich zu einer höhern Denkungsart empor zu schwingen, und sich mit

edlern Begriffen zu beschäftigen; Vortheil, ohne welchen unzweifelbar die einen wie die andern in der Barbarey und in dem Elende würden verblieben seyn. Obgleich also meistens der Wohlstand des herrschenden Theiles der ausschliessende Zweck dieser Gesellschaften wurde; so verluhr dennoch der gehorchende dardurch sehr wenig, und die Unterdrückung verbesserte insgemein seinen Zustand.

Der erhöhte Wohlstand des Freygebohrnen erleichterte sehr oft das Schicksal seines Sclaven. Selten, niemals wird der Mensch für sich allein glücklich und erleuchtet. Er kann es nicht einmal seyn, wenn er nicht Ordnung und Wohlstand um sich herum verbreitet. Das Haupt so wenig als die Glieder einer Gesellschaft können eine wahre Glückseligkeit geniessen, wenn nicht ihr Vergnügen auch die Zufriedenheit und die Ruhe derer befördert, welche sie umgeben, und welche von ihnen ab-

hängen, (*) vielweniger noch, wenn es solche stöhret oder vermindert.

Neuntes Hauptstück.

Allgemeines Bestes. Oeffentlicher Geist. Zweytes Gesetz der Geselligkeit.

So erhub sich der Mensch zu einer neuen Stuffe von Sittlichkeit und von Gerechtigkeit. So vereinigte sich in ein Ganzes das Beste eines Hauses, einer Gesellschaft von Eltern, von Kindern, von Brüdern, von Vettern, von Knechten. So wurde das edle Vergnügen, welches die Natur mit jeder wohlthätigen Handlung verknüpfet hat, durch den Begriff der Ordnung, und durch das Gefühl der Gerechtigkeit, erleuchtet und geläutert. Der Mensch lernete nun erkennen, daß, was in

(*) Dieses ist einer der Grundsätze, welche bey der Erziehung und dem Unterrichte der Grossen am meisten sollten beherziget werden.

einem Falle gut ist, in allen ähnlichen Fällen gut seyn muß; daß was für einen recht ist für alle recht seyn soll. Ehmals nur gewohnt nach Trieben zu handeln, nach Einfällen zu befehlen und höchstens fähig Befehlen zu gehorchen, lernete er nun allmählich, daß es gut sey nach Grundsätzen zu handeln, Gesetze zu entwerfen, und allgemeine Vorschriften zu befolgen; erhob er sich von dem Willkührlichen, von dem der Tyrann, der Sclav und das Kind abhängen zu dem Vernünftigen, welches das Eigenthum des Gerechten, des Weisen und des Mannes ist.

So entwickelte sich allmählich die kostbare Wahrnehmung des ewigen Gesetzes, welches alle geselligen Gefühle adelt, welches allen Verhältnissen des einzelnen Menschen ihren Werth ertheilet; welches jedem seine Stelle bestimmet, und welches in der grösten Gesellschaft, wie in der kleinsten die Einheit der Absichten, wie die Ordnung und die Harmonie der Mittel vestsetzet;

des grossen Gesetzes, welches das Wohl jedes Gliedes eines Geschlechtes und eines Stammes mit dem Wohl jedes andern Gliedes davon; und das Wohl jedes Stammes und jedes Volkes mit dem Wohl jedes andern Stammes und jedes andern Volkes, mit dem Wohl des ganzen menschlichen Geschlechtes unauflöslich verknüpfet; nach welchem es ein Verbrechen, eine Unmöglichkeit wird sich selbst oder einem Theile einer Gesellschaft Gutes durch etwas zu thun, wordurch die übrigen Glieder oder das Ganze verletzet werden.

So fieng der öffentliche Geist, (*) der Trieb für ein gemeinsames Wohl an sich thätig zu zeigen. So ertheilete er jedem einzelnen Menschen einen höhern Werth, indem er die glücklichen Ausflüsse seiner Wohlthätigkeit über eine grosse Menge von seines gleichen ausbreitete. Die vervielfachte Empfindung dieses Vorzuges, die vermehrten An-

(*) Esprit public.

lässe Gutes zu thun, mußten immer mehr die Seelen erheben, die Einsichten und die Fähigkeiten erweitern, und vorzüglich die in diesem Zeitpunct noch vortreffende Einbildung verfeinern und veredeln. So fiengen wohlthätige Weise an, durch die Grösse ihres Geistes Ordnung und Ruhe unter ihren Brüdern einzuführen; und großmüthige Helden durch ihre Stärke und durch ihren Muth die Ungeheuer aller Arten zu bekriegen, welche die Freyheit und die Sicherheit der Menschen bekämpften. (*)

Diejenigen glücklichen Geister, welche in diesen

(*) Die Geschichte des ausserordentlichen Wolfes, der im J. 1765. sich im Gevaudan so furchtbar gemachet hatte, kann uns begreifen machen, wie in wenig bewohnten Ländern viele solche Thiere sich hin und wieder befinden konnten; und wie es für die gröste Heldenthat angesehen werden mußte, ein solches zu erlegen; und wie daher ganz natürlicher Weise die älteste Geschichte mit wahren und falschen Begebenheiten dieser Art angefüllet worden ist.

finstern Zeiten sich mit so erhabenen Pflichten beluden, konnten auch durch mittelmässige Fähigkeiten sich leicht über andere erheben, und sich einer besondern Uebermacht über sie anmassen. Ihre mächtigere Einbildungskraft, das in der Dunkelheit destomehr blendende Licht ihrer Beredtsamkeit, der Eindruck ihrer grossen Thaten, den sie durch den entlehnten Glanz des Wunderbaren zu vermehren wußten; alles gab ihnen eine beynahe unüberwindliche Stärke.

Zehntes Hauptstück.

Gottesdienst. Abgötterey.

Wie der Gedanke dem Menschen furchtbarer, über den Menschen erhobener Wesen, auch in den rohesten Gemüthern grosse und mächtige Gefühle erweckete, so mußte er in erleuchteten und wohlthätigen Seelen noch edlere und erhabnere Gesinnungen erzeugen; und die einen wie die andern

mußten die Erkenntnis und die Verehrung der Gottheit als das wirksamste Werkzeug ansehen die Menschen zu zähmen, und in der Ordnung zu erhalten. Wie grösser die Einsichten dieser Gutthäter des menschlichen Geschlechtes waren; desto mehr mußten sie es auch als ihre erhabenste Pflicht erkennen, die Menschen durch die Betrachtung ihrer Abhängigkeit von der Gottheit zur Tugend, zur Rechtschaffenheit, und zur Glückseligkeit vorzubereiten.

In dieser Absicht ordneten sie gottesdienstliche Gebräuche und Ceremonien; und da die meisten noch unfähig waren, (*) sich von dem allerhöch-

---

(*) Wie eingeschränkter die Fähigkeiten eines Menschen sind, desto weniger ist er für diesen grossen Gedanken aufgelegt. Die Grönländer wußten nichts zu antworten, als man sie fragte, woher Himmel und Erde ihren Ursprung hätten? als, daß selbige von sich selbst entstanden wären. Doch hatten sie eine Art von Gottesdienst, und ihren Gott Torngarseule, dem einige gar keine Gestalt,

sten Wesen reine und seiner Erhabenheit würdige Vorstellungen zu machen, so mußten sie auch lang unter ihren Hausgenossen und unter ihren Untergebenen die unrichtigen, unvollkommnen und oft ungereimten Begriffe von der Gottheit fortpflanzen, welche sie von ihren barbarischen und unwissenden Voreltern ererbet hatten.

Selbst die Weisesten mußten ihre Lehre von Gott und von göttlichen Dingen sehr oft nach den schwachen Fähigkeiten, und so gar nach den irrigen Begriffen der Ihrigen, einkleiden. (*)

andre aber die von einem Bären beylegten. Da hingegen andre sagten, daß er groß sey, und nur einen Arm habe; andre, er sey nicht grösser als ein Finger. Und da einige behaupteten, er könne nicht sterben; so glaubten hingegen andre, ein Hauch könne ihn umbringen. Sie erkennen auch einige Luftgeister und Beherrscher der Elemente.

(*) „Mir dünket, die alten Gesetzgeber haben derglei„chen Bilder erfunden als Zeichen der Vereh„rung, die sie der Gottheit schuldig sind, und

So behielt oder bildete sich jeder nach den feinern oder gröbern Ideen, die er von Güte und von Vollkommenheit hatte, sehr verschiedene Vorstellungen von der Gottheit. So bekam sie unendlich mannigfaltige Gestalten. Der Rohe und der Unbändige sah in ihr einen Meister, wie der mildere einen Vater. Fast ein jeder verehrte das Werk seiner oder fremder Einbildung, anstatt des grossen Urhebers der Natur. Der Herr dieses unermeßlichen Weltgebäudes, der Vater aller Geister und aller Menschen, war, so wie bey ihren Vätern, bey den meisten noch nicht ein allgemeiner Herr und Vater. Der Schöpfer dieses grossen Alls, der Beweger, der Regierer desselben, war von den meisten nicht als der Gott aller angesehen. Er war nur Ihr

„ als eine Handleitung und Anweisung zum er„ neuerten Andenken." Maximus von Tyr in der Rede, ob man den Göttern Denkbilder setzen müsse, in deren er viele solcher Bilder beschreibt.

Gott; der Gott eines Mannes, eines Geschlechtes, eines Stammes.

Das Haupt jedes Geschlechtes blieb ferner der Priester desselben; und wie jedes Geschlecht seinen eignen Priester hatte, der oft in seinen Augen seinen Gott vorstellete, (*) so bildete es sich auch ein, seinen eignen Gott zu haben. Ein besonderes Priesterthum schien eine besondere Gottheit zu erfordern.

Da bald jeder zu seinem Gotte machte, was er wollte, so konnte jeder sich wie es ihm beliebte, seinen Gott zueignen. Er konnte ihn besitzen. Ein solcher Gott nahm einen Platz ein. Er war im buchstäblichen Verstande ein Hausgott, der

(*) In dem Königreich Congo wurden die Priester als Götter angesehen. Hist. gén. des voyages, L. XIII. ch. 7. p. 11. Es war der oberste Priester, so der Erde die Furchtbarkeit verlieh. Auch war er unsterblich, wie der Lama der Tartaren.

Gott eines Geschlechtes, der Gott eines Menschen. Seine Gegenwart und seine Thätigkeit war auf den Ort seines Aufenthaltes eingeschränket.

Er war wie der Beschützer, also auch der Rathgeber dessen, der ihn gewählet hatte; und wie der für sich selbst eingenommene Mensch sich immer vorzüglich solche Rathgeber wählet, von denen er weiß, daß sie mit ihm gleich denken; so bildete auch ein jeder sich seinen Gott so gefällig, als er ihn wünschete.

Der Gott des Jägers und des Kriegsmanns, wurde so der Gott des Krieges, und that sich, wie sein Anbeter, durch kriegerische Tugenden hervor. Gleich dem Hirten, sorgte sein Gott für die Heerden; und der von dem Ackermanne, wurde der Freund des Feldbaues und der Geber fruchtbarer Zeiten. (*)

(*) Dans chaque temple il y a deux figures en relief, ou deux Statues de boucs noirs, devant lesquelles ils font toujours bruler des bois de certaines arbres

So wurd die Welt voll gefälliger Götter, welche alle Neigungen, alle Leidenschaften, und alle Zwistigkeiten ihrer Lieblinge übernahmen. Daher finden wir in den Denkmälern dieser dunkeln Zeiten, die Götter so oft mit einander im Kriege, als die Menschen.

Es ist auch leicht zu vermuthen, daß die Einbildungskraft einfältigen und für das Wunderbare so fühlbaren Geistern, ihre Götter oft gezeiget habe, wie sie neben ihnen kämpften, wie sie ihnen gute Botschaften ankündigten, oder wie sie sich sonst dienstfertig gegen sie erwiesen.

So mußten sich ihnen auch oft ihre verstorbenen Väter, Könige und Freunde, um ihre Wohl=

---

du païs, qui sent fort bon. Ils ont aussi dans leurs temples des figures de grands serpens, qu'ils adorent, & outre cela chaque particulier en a d'autres dans sa maison, par exemple des figures de tiburons & les Chasseurs d'autres figures conformes à la nature de leur chasse, & ainsi des autres. *Augustin de Zarates* Conquête du Pérou. L. I. ch. 4.

fahrt bemühet, darstellen; so erzeugte eine oft glücklich ausgeschlagene Verblendung die schmeichelhaften Irrtümer, welche noch in den spätesten Zeiten in den Apotheosen, und in den Beatificationen ihre wirksamen Einflüsse gezeigt haben. Man konnte nicht anders, als denjenigen wie eine Gottheit ansehn, von dem man sich überredete, daß er sich als einen Retter, als einen Wohlthäter, als einen Gott bezeuget habe.

Eilftes Hauptstück.

Beschluß des vierten Buches.

Diese frommen Gefühle mußten natürlicher Weise die Seelen erheben, die Neigungen mildern, die Ordnung in den Familien vestsetzen, und jeden Menschen eines grössern Wohlstandes fähig machen. Da sie aber meistens sehr unrichtig und sehr mangelbar waren, so waren sie auch nicht durchaus mit den vortheilhaftesten Folgen begleitet.

Die unendliche Verschiedenheit der Götter, und der Meynungen von der Gottheit, wurden so gar den Fortgängen der Sitten und der Menschlichkeit auf mannigfaltige Weise nachtheilig. Die meisten Menschen wurden ihren Göttern, und denjenigen, welche solche mit ihnen verehretn, allein zugethan.

Ein besondrer, ein unterscheidender Gottesdienst, ein besondrer Beruf, besondre Sitten, besondre Gebräuche wurden die vorzüglichsten Gegenstände der Anhänglichkeit und des Partheygeistes, welche einfältige Gemüther so mächtig beseelen.

So wurd in den meisten Ländern der Mensch von dem Menschen durch dasjenige getrennt, was das heiligste Band der Menschheit ausmachen sollte; und so wurden insonderheit in rohen Gegenden die zerstreuten Geschlechter lange in einer

feindseligen und geheiligten Entfernung von einander unterhalten; so wurden die Fortgänge zu einem bessern Stande, und zu einer ausgebreiteten Geselligkeit bey mancher Nation viele Jahrhunderte hindurch gehemmt, und beynahe in ihrer Geburt erstickt.

Innhalt

Innhalt
des ersten Theils.

Erstes Buch.

Psychologische Betrachtung des Menschen.

Blattseite.

I. Der Mensch. . . . 3.

II. Seele. Innerliche Empfindung. 4.

III. Von den Sinnen, von der Einbildungskraft, von dem Gedächtnisse, von der Vorhersehung und von der Dichtungskraft. . 6.

IV. Beobachtung; Erfahrung; sinnliches Urtheil; Witz; Geist; schöner Geist. . . . 9.

V. Scharfsinn. Absönderung. Allgemeine Begriffe. . . 11.

VI. Verstand. Urtheil. Vernunft. 12.

Blattseite.

VII. Gemeiner Verstand. Grösse des Geistes. = = 14.

VIII. Gesunder Verstand. Einfalt. Narrheit. Weisheit. = = 16.

IX. Geschicke, Genie, Character eines Geistes. = = 20.

X. Angenehme und unangenehme Empfindungen. Lust. Unlust. 24.

XI. Sinnliche Empfindungen. Vernünftige Empfindungen. = 26.

XII. Körperliche Lust, Schmerz. Feineres Vergnügen und Misvergnügen der Sinne. Geschmack. 27.

XIII. Wahres Vergnügen; vergängliches und falsches Vergnügen. 32.

XIV. Neigung. Abneigung. = 33.

XV. Begierden. Gemüthsbewegungen. 35.

XVI. Triebe. Leidenschaften. = 37.

XVII. Von dem Willen. Festgesetzter Unterschied des Menschen und des Thieres. = = 38.

XVIII.

Blattseite.

XVIII. Gemüthsart. = = 40.

XIX. Triebräder der menschlichen Handlungen. = = 41.

XX. Denken. = = 42.

XXI. Von dem Leibe, und von seinen Einflüssen in das Geschicke und in die Gemüthsart der Menschen. = = = 48.

XXII. Einflüsse des Himmelsstriches, und der Landesart in die Sitten. = = 51.

XXIII. Einflüsse der übrigen äusserlichen Gegenstände in die Sitten. Werth der Dinge. = 60.

XXIV. Von dem Einflusse des Menschen in den Menschen. Beyspiel. = = 64.

XXV. Von der Nachahmung. = 66.

XXVI. Von dem Ansehn, oder von der Macht der Geister über Geister. Stärke der Seele. Werkzeuge der Vereinigung der Menschen. = = 70.

Blattseite.

XXVII. Verhältnisse des Menschen gegen Gott. Religion. = 78.

XXVIII. Werth des Menschen. Sittlichkeit. Gewissen. = 81.

XXIX. Tugend. Glückseligkeit. Erziehung. = = 85.

XXX. Quellen der theoretischen Irrthümer. Ihr Anwachs und ihre Macht. = = 89.

XXXI. Quellen der practischen Irrthümer, Anwachs derselben. Macht der Gewohnheit. = 99.

XXXII. Von dem Ursprunge der ausschweifenden Charactere. = 108.

XXXIII. Von der Freyheit. = = 119.

XXXIV. Fernere Betrachtungen über die Glückseligkeit. = = 124.

XXXV. Stuffen der Glückseligkeit. Austheilung derselben. = 131.

XXXVI. Eintheilung und Würdigung der Menschen. = 138.

XXXVII. Beschluß des ersten Buches. 145.

Zweytes Buch.

Von dem Stande der Natur.

Blattseite.

I. Allgemeine Betrachtungen. = 149.
II. Von dem Stande der Natur überhaupt. = = = 151.
III. Thierischer Stand. = = 152.
IV. Betrachtungen über diesen Stand. 159.
V. Zweifel über die Wirklichkeit dieses Standes. Trieb zur Vollkommenheit, oder nach einem bessern Stande. = = 166.
VI. Würdigung dieses Standes. = 171.
VII. Trost. = = 174.
VIII. Niedrigster Grad der Menschheit. Sinnlichkeit. = = 176.
IX. Betrachtungen über die Wirklichkeit dieses Standes. = = 190.
X. Würdigung dieses Zustandes = 196.

Blattseite.

XI. Fernere Betrachtungen über des Herrn Rousseau Lehrgebäude. Grundtrieb der Menschlichkeit. 201.

XII. Zweyter Grad der Menschheit. Kindischer Verstand. Entwicklung der geselligen Empfindungen. Ihre Schwachheit. Durch die Einbildung erhöhete Sinnlichkeit. 205.

XIII. Würdigung dieses Standes. Gränzen des Standes der Natur. 227.

XIV. Vertheilung der Völker. = 230.

XV. Beschluß des zweyten Buches. = 232.

Drittes Buch.

Von dem Stande der Wildheit.

Blattseite.

I. Allgemeine Betrachtungen. = 237.

II. Allgemeine Abschilderung des Standes der Wildheit. = = 241.

Blattseite.

III. Nahrung der Wilden. Ihr Einfluß in ihre Gemüthsart. = 247.

IV. Häusliche Gefühle des Barbaren. 253.

V. Eingeschränktheit der geselligen Empfindungen des Barbaren. Ihre Heftigkeit. = = 262.

VI. Ungerechtigkeit und Empfindlichkeit des Barbaren. = = 267.

VII. Barbarisches Völkerrecht. = 271.

VIII. Nachtheilige Folgen dieses barbarischen Völkerrechts. = 280.

IX. Tugend des Barbaren. = 283.

X. Leichtsinn, Unbeständigkeit, Falschheit, Untreu der Barbaren. 288.

XI. Leichtgläubigkeit, Verwegenheit und Feigheit des Barbaren. = 295.

XII. Trägheit der Barbaren. Betrachtungen über einige Vorzüge des Frauenzimmers. = = 299.

XIII. Neigung zum Trinken; eine Eigenschaft der Barbaren. = 308.

Blattseite.

XIV. Die Musik, der Tanz, der Putz, die Schauspiele, das Spiel; vorzügliche Gegenstände der Leidenschaften der Barbaren. = 316.

XV. Unfühlbarkeit der Wilden gegen das wahre Schöne. = 325.

XVI. Neigung der Wilden zum Wunderbaren. Ihre Fabelhafte Geschichte. = = 327.

XVII. Liebe der Wilden zur Zauberey. Geist der Zerstörung. = 330.

XVIII. Von den Dämonen. Sehr gewagte Muthmassungen. = = 336.

XIX. Von dem Aberglauben der Barbaren. Falsche Frömmigkeit, die zweyte Tugend derselben. = 342.

XX. Unbändigkeit der Barbaren. = 361.

XXI. Allgemeine Betrachtungen über den Stand der Wildheit. = 367.

XXII. Unausweichliche Erweiterung der menschlichen Fähigkeiten und Begierden. Nothwendiger Durchgang durch die Barbarey. = 370.

Blattseite.

XXIII. Beantwortung eines Einwurfes. 374.

XXIV. Beschluß des dritten Buches. 377.

Viertes Buch.

Von den Anfängen des gesitteten Standes bis zur Vestsetzung der häuslichen Gesellschaft.

Blattseite.

I. Einleitung. . . 381.

II. Allgemeine Beobachtungen. . 383.

III. Erste Anfänge des gesitteten Standes. Erhöhung der Gefühle, der Erfahrungen, der Sprache. Erstes Gesetz der Geselligkeit. . . 387.

IV. Eheliche Gesellschaft. . . 398.

V. Langsame Fortgänge der Sittlichkeit in dem Umgange beyder Geschlechter. . . . 400.

VI. Hausstand. Empfindungen der Eltern gegen die Kinder; dieser

Blattseite.

gegen die Eltern, und der Bluts-verwandten gegen einander. = 409.

VII. Ungleiche Fortgänge geselliger Empfindungen. Verderbniß derselben. 411.

VIII. Krieg. Herrschaft. Dienstbarkeit. 413.

IX. Allgemeines Bestes. Oeffentlicher Geist. Zweytes Gesetz der Geselligkeit. = = = 417.

X. Gottesdienst. Abgötterey. = 421.

XI. Beschluß des vierten Buches. = 428.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Iselin, Isaak, 1728-1782

Isaak Iselin über die Geschichte der Menschheit

Bd.: 1.

Basel 1779

H.g.hum. 126-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10435295-8
VD18 90132408